

**JOHN
GRISHAM**

BERUFUNG

Roman

Aus dem Amerikanischen von Dr. Bernhard Liesen, Bea Reiter, Kristiana Ruhl und Imke Walsh-Araya

HEYNEC

TEIL I

DAS URTEIL

Es war vollbracht.

Die Jury hatte ein Urteil gefällt. Beratungszeit zweiundvier-zig Stunden, Prozessdauer einundsiebzig Tage, Einvernahme der vier Dutzend Zeugen fünfhundertdreißig Stunden. Feilschende Anwälte, ein dozierender Richter, gebannte Zuschauer, mit Argusaugen nach verräterischen Details Ausschau haltend. Nach der endlosen Klausur in einem bewachten Raum setzten zehn Geschworene stolz ihren Namenszug unter das Urteil, während die beiden Jurymitglieder, die anders abgestimmt hatten, unzufrieden in der Ecke saßen. Bei den übrigen gab es erleichterte Gesichter, Schulterklopfen und eine ordentliche Portion Selbstgefälligkeit. Sie waren siegreich aus dem Kleinkrieg hervorgegangen, konnten stolz in den Gerichtssaal einziehen und ein Urteil präsentieren, das sich ihrer Entschlossenheit und dem erbitterten Ringen um einen Kompromiss verdankte. Die schwere Prüfung war überstanden, sie hatten ihre Bürgerpflicht getan. Mehr als das. Es war vollbracht.

Der Obmann der Jury klopfte an die Tür und riss Uncle Joe aus seinem Schlummer, den

betagten Gerichtsdieners, der nicht nur den Raum bewacht, sondern auch die Geschworenen mit Nahrung versorgt, sich ihre Klagen angehört und diskret ihre Botschaften an den Richter weitergeleitet hatte. Früher, als sein Gehör besser funktioniert hatte, war das Gerücht im Umlauf gewesen, Uncle Joe belausche die Jurys durch eine dünne Sperrholztür, die er persönlich gekauft und eingesetzt habe. Doch mittlerweile war er schwerhörig und hatte seiner Frau - vorerst nur ihr - anvertraut, er spiele mit dem Gedanken, den Job nach diesem aufreibenden Prozess endgültig an den Nagel zu hängen. Er sei dem Stress, den ordnungsgemäßen Ablauf eines Verfahrens zu garantieren, nicht mehr gewachsen.

»Großartig«, sagte er lächelnd. »Ich hole den Richter.« Als hätte dieser sich irgendwo tief im Inneren des Gebäudes verschanzt und wartete nur darauf, von Uncle Joe zu hören. Er entschied sich aus alter Gewohnheit, einen Laufburschen die wundervolle Neuigkeit überbringen zu lassen. Und sie war wahrhaft wundervoll. Noch nie hatte in dem alten Gerichtsgebäude ein so langer und spektakulärer Prozess stattgefunden. Es wäre eine Schande gewesen, ihn ohne Entscheidung abbrechen zu müssen.

Uncle Joes Laufbursche klopfte diskret an die Tür des Richters und trat einen Schritt in dessen Büro. »Wir haben ein Urteil«, verkündete er stolz, als hätte er persönlich an dem Beratungsmarathon teilgenommen und präsentierte dessen Resultat nun als Geschenk.

Der Richter schloss die Augen und seufzte befriedigt. Sein zugleich nervöses und glückliches Lächeln verriet neben Erleichterung fast Ungläubigkeit. »Treiben Sie die Anwälte zusammen«, sagte er schließlich.

Nach der beinahe fünftägigen Beratung der Jury hatte Richter Harrison sich schon fast mit seinem schlimmsten Albtraum abgefunden - der Möglichkeit, dass die Geschworenen zu keiner Einigung gelangen würden. Ein erbitterter vierjähriger Rechtsstreit, gekrönt von einem nicht minder erbittert geführten, vier Monate währenden Prozess - die bloße Möglichkeit eines resultatlosen Endes machte ihn krank. Er durfte nicht daran denken, dass eventuell alles von vorn begann.

Nachdem er in seine abgetragenen, billigen Slipper geschlüpft war, sprang er mit einem spitzbübischen Lächeln auf und griff nach seiner Robe. Das langwierigste Verfahren einer abwechslungsreichen Laufbahn war endlich überstanden.

10

Zuerst rief Uncle Joes Gehilfe in der ortsansässigen Kanzlei Payton & Payton an, die von dem gleichnamigen Ehepaar geführt wurde und mittlerweile in einem ehemaligen Ramschladen in einem heruntergekommenen Viertel der Stadt residierte. Ein Mitarbeiter nahm ab, lauschte ein paar Sekunden, legte auf und rief: »Die Jury hat ihr Urteil gefällt!« Seine Stimme hallte durch die kleinen, provisorisch eingerichteten Büros, und seine Kollegen sprangen auf.

Er verkündete die Neuigkeit ein weiteres Mal, während er zu dem Raum rannte, den alle das »Loch« nannten. Die anderen Mitarbeiter versammelten sich hektisch, Wes Payton war schon da. Als seine Frau Mary Grace herbeigeeilt kam, trafen sich ihre Blicke, in denen Angst und Verwirrung lagen, für einen Sekundenbruchteil. An dem langen, mit Unterlagen übersäten Tisch saßen zwei juristische Hilfskräfte, zwei Sekretärinnen und eine Buchhalterin, die erstarrten und sich gegenseitig anblickten. Alle warteten darauf, dass jemand etwas sagte.

Konnte es wirklich vorbei sein? So plötzlich, nachdem sie eine Ewigkeit gewartet hatten? So abrupt? Nur durch einen Anruf?

»Wie war's mit einem stillen Stoßgebet?«, fragte Wes, und sie fassten sich an den Händen und beteten wie nie zuvor in ihrem Leben. Alle möglichen Bitten wurden zum Himmel hinaufgeschickt, doch in erster Linie wurde der Allmächtige angefleht, ihnen den Sieg zu gewähren. Bitte, bitte, lieber Gott, gewähre uns den Sieg von deinen Gnaden nach all diesen Mühen, der Angst und den Zweifeln, den Kosten und dem Zeitaufwand. Erspare uns die Demütigung, den Untergang, die Insolvenz und all die anderen Übel, die ein ungünstiges Urteil mit sich bringen würde ...

Der zweite Anruf von Uncle Joes Gehilfen ging an Jared Kurtin, seines Zeichens Architekt der

Verteidigungsstrategie. Mr Kurtin hatte es sich auf einem Ledersofa bequem gemacht, in einem vorübergehend angemieteten Büro an der Front Street im Zentrum von Hattiesburg, drei Straßenecken

11

vom Gerichtsgebäude entfernt. In eine Biografie vertieft, ließ er die Zeit verstreichen - bei einem Stundenhonorar von siebenhundertfünfzig Dollar. Er lauschte gelassen, klappte sein Mobiltelefon zu und sagte: »Aufgeht's. Die Jury ist so weit.« Seine Fußsoldaten, sämtlich in dunklen Anzügen, standen stramm und bereiteten sich darauf vor, ihrem Boss auf seinem Weg zu einem weiteren triumphalen Siegesgeleitschutz zu geben.

Niemand sprach ein Wort, sandte ein stilles Stoßgebet gen Himmel.

Anschließend wurden andere Anwälte angerufen, dann die Journalisten, und innerhalb von Minuten hatte sich die Neuigkeit wie ein Lauffeuer auf den Straßen verbreitet.

In einem der obersten Stockwerke eines Hochhauses in Lower Manhattan platzte ein von Panik gepackter junger Mann in eine wichtige Besprechung und flüsterte Mr Carl Trudeau die Neuigkeit ins Ohr. Der verlor umgehend jedes Interesse an dem gerade erörterten Thema, stand abrupt auf und sagte: »Sieht so aus, als hätte die Jury ihr Urteil gefällt.« Damit verließ er den Raum. Er marschierte durch den Flur zu einem geräumigen Eckbüro mit mehreren angrenzenden Räumen, legte sein Sakko ab, lockerte die Krawatte, trat ans Fenster und starrte in die Dämmerung, die sich in der Ferne über den Hudson senkte. Während er wartete, fragte er sich nicht zum ersten Mal, wie es sein konnte, dass das Schicksal eines Großteils seines Geschäftsimperiums vom Urteil von zwölf Durchschnittsexistenzen aus dem hintersten Winkel von Mississippi abhing.

Bei einem Mann, der so viel wusste, war es erstaunlich, dass er auf diese Frage noch keine Antwort gefunden hatte.

Als die Paytons in der Straße hinter dem Gerichtsgebäude parkten, wurde dieses bereits von allen Seiten gestürmt. Für einen Augenblick blieben sie noch im Auto sitzen, Hand in Hand. Vier Monate lang hatten sie sich bemüht, in der Nähe

12

des Gerichts jede Berührung zu vermeiden. Irgendjemand sah einen immer. Etwa ein Richter oder Journalist. Es war wichtig, so professionell wie möglich zu agieren. Die Leute fanden es überraschend, dass ein Ehepaar gemeinsam eine Kanzlei führte, und die Paytons gaben sich alle Mühe, sich wie Anwaltskollegen und nicht wie Ehepartner zu verhalten.

Während des Prozesses hatten sich auch außerhalb des Gerichts kaum Gelegenheiten für Berührungen gefunden.

»Woran denkst du?«, fragte Wes seine Frau, ohne sie anzublicken. Sein Herzschlag raste, auf seiner Stirn standen Schweißperlen. Mit der Linken umklammerte er noch immer das Lenkrad, und er sagte sich permanent, er müsse sich entspannen.

Entspannen. Was für ein Witz.

»Ich hatte noch nie solche Angst«, erwiderte Mary Grace.

»Ich auch nicht.«

Eine lange Pause. Beide atmeten tief durch und beobachteten den Übertragungswagen eines Fernsehsenders, der fast einen Fußgänger überfahren hätte.

»Können wir eine Niederlage überleben?«, fragte sie. »Das ist die Frage.«

»Wir müssen überleben, uns bleibt keine andere Wahl. Aber wir haben nicht verloren.«

»Wenn du es sagst. Aufgeht's.«

Gemeinsam mit den anderen Mitarbeitern ihrer kleinen Kanzlei betraten sie das Gericht. Im Erdgeschoss wartete wie üblich neben dem Getränkeautomaten ihre Mandantin Jeannette Baker, die Klägerin. Als sie ihre Anwälte sah, brach sie in Tränen aus. Wes ergriff ihren einen Arm, Mary Grace den anderen, und gemeinsam führten sie Jeannette die Treppe hinauf, in den großen

Gerichtssaal im ersten Stock. Sie hätten sie genauso gut tragen können. Jeannette wog keine fünf- undvierzig Kilogramm und war während des Prozesses um Jahre gealtert. Sie litt an Depressionen, manchmal an Wahnvorstellungen, und obwohl sie nicht magersüchtig war, wollte sie nicht essen. Mit ihren vierunddreißig Jahren hatte sie

13

bereits ihr Kind und ihren Ehemann verloren, und jetzt stand sie am Ende eines entsetzlichen Prozesses, von dem sie insgeheim wünschte, sie hätte ihn nie initiiert.

Im Gerichtssaal herrschte eine äußerst angespannte Stimmung, fast so, als stünde ein Bombenangriff bevor und als heulten bereits die Sirenen. Dutzende von Leuten rannten hin und her, suchten nach Sitzplätzen oder plapperten nervös, mit unsted umherirrenden Blicken. Als Jared Kurtin, der Verteidiger, mit seiner Armee von Helfern durch eine Seitentür einmarschierte, starteten ihn alle an, als wüsste er etwas, das ihnen unbekannt war. Während der letzten vier Monate hatte er tagtäglich bewiesen, dass er um Ecken blicken konnte. In diesem Augenblick, dicht umringt von seinen Untergebenen, wirkte er ernst, aber seine Miene gab nichts preis.

Auf der anderen Seite des Raumes, nur ein paar Schritte entfernt, nahmen die Paytons und Jeannette am Tisch der Kläger Platz. Dieselben Stühle, dieselbe Haltung, dieselbe Strategie wie immer - um den Geschworenen den Eindruck zu vermitteln, dass eine arme Witwe und zwei einsame Anwälte es mit einem riesigen Unternehmen aufnahmen, das über unbegrenzte finanzielle Mittel verfügte. Wes blickte zu Jared Kurtin hinüber, und als ihre Blicke sich trafen, grüßten beide mit einem höflichen Nicken. Es grenzte an ein Wunder, dass diese Männer noch in der Lage waren, sich mit einem bescheidenen Maß an Höflichkeit zu begegnen, und sogar miteinander reden konnten, wenn es absolut unumgänglich war. Das war zu einer Frage der Selbstachtung geworden. Wie unangenehm die Situation auch war - und es hatte viele hässliche Situationen gegeben -, beide waren entschlossen, nicht auf Gossenniveau hinabzusinken, sondern dem anderen die Hand entgegenzustrecken.

Mary Grace blickte nicht zu Kurtin hinüber. Hätte sie es getan, hätte sie weder genickt noch gelächelt. Und es war eine glückliche Fügung, dass sie keine Pistole in ihrer Handtasche hatte - andernfalls hätte die Hälfte der Männer in den dunklen Anzügen auf der anderen Seite des Raumes bereits

14

am Boden gelegen. Sie rückte einen neuen Notizblock auf dem Tisch zurecht und kritzelte das Datum und ihren Namen darauf, dann fiel ihr nichts mehr ein. Während der ein-undsiebzig Prozesstage hatte sie Sechsendsechzig Blöcke mit Notizen gefüllt, die jetzt chronologisch geordnet in einem gebraucht gekauften Metallschrank in der Kanzlei standen. Sie reichte Jeannette ein Papiertaschentuch. Obwohl sie praktisch alles zählte, wusste Mary Grace nicht mehr, wie viele Taschentücher Jeannette während des Verfahrens verbraucht hatte. Wahrscheinlich mehrere Dutzend Päckchen.

Die Frau weinte pausenlos, und obwohl Mary Grace ihr viel Mitgefühl entgegenbrachte, hatte sie die verdammte Heulerei satt. Eigentlich hatte sie alles satt - die Erschöpfung, den Stress, die schlaflosen Nächte, die ständige Konzentration, die Vernachlässigung ihrer Kinder und der anderen Mandanten, ihre heruntergekommene Wohnung, den Berg unbezahlter Rechnungen, das kalte chinesische Essen um Mitternacht und die tägliche Mühe, die Geschworenen durch eine perfekte Frisur und ihr Make-up zu beeindrucken, was von ihr erwartet wurde.

Wenn man sich auf einen Prozess dieser Größenordnung einlässt, kommt es einem so vor, als wäre man mit einem Gewichtsgürtel in einen dunklen Teich voller Schlingpflanzen gesprungen. Irgendwie schafft man es, sich an die Oberfläche zu manövrieren, um Luft zu schnappen, aber was sonst auf der Welt vorgeht, ist einem egal. Und man glaubt ununterbrochen, ertrinken zu müssen.

Ein paar Reihen hinter ihnen, am Ende einer sich rasch füllenden Bank, kaute der für die Paytons zuständige Bankmanager auf den Nägeln, sehr darum bemüht, nach außen ruhig zu

wirken. Er hieß Tom Huff, wurde aber von allen Huffy genannt. Während der letzten Monate hatte er von Zeit zu Zeit vorbeigeschaut, um den Prozess zu beobachten und seinerseits ein Stoßgebet zum Himmel zu schicken. Die Paytons schuldeten seiner Bank vierhunderttausend Dollar, und ihre einzige Sicherheit war ein Stück Farmland in Cary County,

15

das dem Vater von Mary Grace gehörte. An einem günstigen Tag bekam man dafür vielleicht einhunderttausend, und damit blieb ein beträchtlicher Berg an ungesicherten Schulden. Wenn die Paytons den Prozess verloren, war seine einst vielversprechende Karriere beendet. Der Boss seiner Bank schrie ihn längst nicht mehr an. Mittlerweile kamen die Drohungen per E-Mail.

Was ganz harmlos mit einem Kredit von neunzigtausend Dollar begonnen hatte, für den die Paytons eine zweite Hypothek auf ihr hübsches Eigenheim in der Vorstadt aufgenommen hatten, hatte sich zu einer finanziellen Katastrophe ausgewachsen, zu einem Meer von roten Zahlen, das durch unnötige Ausgaben immer größer wurde. Unnötig zumindest nach Huffys Meinung. Jetzt gab es das hübsche Haus nicht mehr, genauso wenig wie die schmucken Büroräume im Stadtzentrum oder die ausländischen Autos. Schlechthin alles hatte sich in Nichts aufgelöst. Die Paytons setzten alles auf eine Karte, und Huffy konnte nicht anders, als sie zu bewundern. Ein spektakuläres Urteil zu ihren Gunsten, und er war ein Genie. Das falsche Urteil, und er konnte gemeinsam mit ihnen den Offenbarungseid leisten.

Die Geldsäcke auf der anderen Seite des Gerichtssaals kauten nicht auf den Nägeln und machten sich keine besonderen Sorgen wegen eines Konkurses, auch wenn darüber gesprochen worden war. Krane Chemical machte Profit und hatte jede Menge Geld und andere Vermögenswerte, doch es gab Hunderte potenzieller Kläger, die gierig auf die Nachricht warteten, welche gleich alle Welt vernehmen würde. Ein für Krane negatives Urteil würde eine Prozesslawine auslösen.

Aber im Moment wirkten sie zuversichtlich. Jared Kurtin war der beste Verteidiger, den man für Geld bekommen konnte. Die Aktien des Unternehmens waren nur leicht gesunken. Mr. Trudeau, der in New York residierende Boss, schien zufrieden zu sein.

Sie konnten es nicht abwarten, nach Hause zu fliegen.

Gott sei Dank schloss die Börse gleich.

16

»Bitte nehmen Sie Platz«, rief Uncle Joe, und Richter Harrison betrat den Saal durch eine Tür hinter dem Richtertisch. Er hatte längst auf das törichte Ritual verzichtet, nach dem das Publikum aufstehen musste, während er seinen Thron erklimmte.

»Guten Tag«, sagte er schnell. Es war kurz vor fünf. »Die Geschworenen haben mir mitgeteilt, dass sie ein Urteil gefällt haben.« Er blickte sich um, wollte sich vergewissern, dass die entscheidenden Personen anwesend waren. »Ich erwarte zivilisiertes Verhalten. Keine Gefühlsausbrüche. Alle bleiben sitzen, bis ich die Jury entlasse. Irgendwelche Fragen? Weitere alberne Winkelzüge seitens der Verteidigung?«

Jared Kurtin zuckte nicht zusammen. Er tat so, als wäre der Richter gar nicht da, und kritzelte auf seinem Block herum, scheinbar ganz von der Schaffung eines Meisterwerks in Anspruch genommen. Falls Krane Chemical verlor, würde man umgehend Berufung einlegen, die man mit der offenkundigen Parteilichkeit des Ehrenwerten Richters Thomas Albrooke Harrison IV. zu begründen gedachte. Dieser war einst selbst Prozessanwalt gewesen und hegte eine unübersehbare Abneigung gegenüber Großunternehmen im Allgemeinen und Krane Chemical im Besonderen.

»Gerichtsdienster, bitten Sie die Jury herein.«

Die Tür neben der Geschworenenbank öffnete sich, und plötzlich schien es, als würde es allen den Atem verschlagen. Verlangsamte Herzschläge, angespannte Körper. Alle Köpfe drehten sich in eine Richtung. Zu hören waren nur die Schritte der Geschworenen, die über den abgewetzten Teppich zu ihrer Bank schlurften.

Jared Kurtin kritzelte weiter mit methodischer Sorgfalt auf seinem Block herum. Es war seine Angewohnheit, nie einem Geschworenen ins Gesicht zu blicken, wenn eine Jury zu einer Entscheidung gekommen war. Nach einhundert Prozessen wusste er, dass es vergeblich war, ihre Mienen deuten zu wollen. Und war die Mühe nicht überflüssig? Nur noch ein paar Augenblicke, dann wurde die Entscheidung sowieso ver-

17

kündet. Auch seine Mitarbeiter hatten die strikte Anweisung, die Geschworenen zu ignorieren und ihre Entscheidung mit ausdrucksloser Miene zur Kenntnis zu nehmen.

Selbst bei einem für ihn negativen Ausgang hatte Jared Kurtin weder finanziell noch beruflich den Ruin zu befürchten.

Bei Wes Payton war das definitiv anders, und er konnte den Blick nicht von den Geschworenen abwenden, die sich gerade setzten. Der Molkereibetreiber schaute weg, ein schlechtes Zeichen. Der Lehrer schien durch ihn hindurchzublicken, das nächste böse Omen. Während der Obmann der Jury dem Gerichtsdieners den Umschlag übergab, warf die Frau des Pfarrers Wes einen mitleidigen Blick zu, aber andererseits setzte sie diese Leidensmiene schon seit den Eröffnungsplädoyers auf.

Obwohl sie nicht darauf achtete, nahm auch Mary Grace die schlechten Vorzeichen wahr. Als sie Jeannette Baker, die mittlerweile fast schluchzte, das nächste Taschentuch reichte, warf sie einen verstohlenen Blick zu Jurymitglied Nummer sechs hinüber, das ihr am nächsten saß. Dr. Leona Rocha, eine pensionierte Anglistikprofessorin, trug eine Lesebrille mit rotem Gestell und bedachte sie, kaum wahrnehmbar, mit dem sympathischsten und beglückendsten Augenzwinkern, das man Mary Grace je geschenkt hatte.

»Haben Sie ein Urteil gefällt?«, fragte Richter Harrison.

»Ja, Euer Ehren«, antwortete der Obmann.

»Wurde es einstimmig gefällt?«

»Nein, Sir.«

»Konnten sich mindestens neun der Geschworenen auf die Entscheidung einigen?«

»Ja, Sir. Die Abstimmung endete zehn zu zwei.«

»Nur das zählt.«

Mary Grace machte sich eine Notiz über das Augenzwinkern, konnte aber in diesem angespannten Moment ihre eigene Schrift nicht lesen. Gib dir Mühe, einen gelassenen Eindruck zu machen, sagte sie sich immer wieder.

18

Richter Harrison nahm den Umschlag entgegen, zog ein Blatt Papier heraus und begann mit in Furchen gelegter Stirn, das Urteil zu lesen. Als er mit Zeigefinger und Daumen seinen Nasensattel rieb, wirkte seine Miene noch sorgenvoller. »Scheint alles in Ordnung zu sein«, verkündete er nach einer scheinbaren Ewigkeit mit absolut unbewegtem Gesicht, das keinerlei Rückschlüsse auf den Inhalt des Papiers zuließ.

Dann nickte er dem Protokollführer zu und räusperte sich -er schien den Augenblick zu genießen. Kurz darauf wirkten die Sorgenfalten weniger tief, die Kiefermuskeln entspannten sich, die Schultern sackten ein bisschen herab. Wes hatte den Eindruck, als gäbe es plötzlich Hoffnung, dass die Jury dem Angeklagten eine vernichtende Niederlage bescheren würde.

»Frage Nummer eins«, begann Richter Harrison mit bedächtiger, lauter Stimme zu lesen. »Halten Sie das Ergebnis der Beweisaufnahme für ausreichend eindeutig, um die Krane Chemical Corporation der Verseuchung des Grundwassers in dem betreffenden Gebiet für schuldig zu befinden?« Nach einer tückischen Pause, die länger als fünf Sekunden dauerte, fuhr er fort. »Die Antwort lautet: Ja.«

Auf einer Seite des Gerichtssaals atmete man erleichtert auf, während auf der anderen die Stimmung sank.

»Frage Nummer zwei: Halten Sie das Ergebnis der Beweisaufnahme für ausreichend eindeutig,

um zu der Ansicht zu kommen, dass die Verseuchung die unmittelbare Ursache für den Tod von a) Chad Baker und b) Pete Baker war? Antwort: Ja, in beiden Fällen.«

Mary Grace schaffte es, mit der Linken ein Papiertaschentuch aus der Packung zu ziehen und es Jeannette zu reichen, während sie mit der Rechten hektisch etwas auf ihrem Block notierte. Wes warf einen verstohlenen Blick auf den Geschworenen Nummer vier, der ihn mit einem Grinsen bedachte, das zu sagen schien: »Das Beste kommt noch.«

»Frage Nummer drei: Welcher Betrag soll im Fall Chad Baker an die Mutter, Jeannette Baker, gezahlt werden als Scha-

19

denersatz für diese widerrechtliche Tötung? Antwort: Fünfhunderttausend Dollar.«

Tote Kinder sind nicht viel wert, weil sie nichts verdienen, doch der für Chads Tod angesetzte Schadenersatz ließ die Alarmglocken schrillen, weil er nur ein Vorgeschmack dessen war, was gleich folgen würde. Wes starrte auf die Uhr über dem Kopf des Richters und dankte Gott, dass er dem finanziellen Ruin entgangen war.

»Frage Nummer vier: Welcher Betrag soll im Fall Pete Baker an die Witwe, Jeannette Baker, gezahlt werden als Schadenersatz für die widerrechtliche Tötung ihres Mannes? Antwort: Zweieinhalb Millionen Dollar.«

Die Geldsäcke in der ersten Reihe hinter Jared Kurtin rutschten unruhig hin und her. Krane konnte mit Sicherheit drei Millionen erübrigen, aber die Möglichkeit einer nachfolgenden Prozesslawine ängstigte sie. Mr Kurtin selbst war nicht zusammengezuckt.

Noch nicht.

Jeannette Baker schien von ihrem Stuhl zu rutschen, doch ihre beiden Anwälte legten die Arme um ihre schmalen Schultern, und es gelang ihnen, sie wieder hochzuziehen. Beide flüsterten ihr etwas ins Ohr, um sie zu beruhigen. Mittlerweile schluchzte sie hemmungslos.

Auf der von den Anwälten ausgearbeiteten Liste standen sechs Fragen, und wenn die Jury auf Frage Nummer fünf ebenfalls mit Ja antwortete, würde die ganze Welt verrückt spielen. Richter Harrison näherte sich dem Höhepunkt. Er las den Text langsam, räusperte sich, studierte die Antwort, als wollte er alle auf die Folter spannen. Er hob den Blick ein wenig, gerade so weit, dass die billige Lesebrille und seine Augen über dem Blatt Papier zu sehen waren, und schaute Wes Payton an. Sein Grinsen wirkte angespannt, verschwörerisch und zugleich befriedigt.

»Frage Nummer fünf: Halten Sie das Ergebnis der Beweisaufnahme für ausreichend eindeutig, um zu der Ansicht zu kommen, dass die Handlungsweise der Krane Chemical Cor-

20

poration entweder vorsätzlich oder so grob fahrlässig war, dass ein Strafschadenersatz gerechtfertigt ist? Antwort: Ja.«

Mary Grace hörte zu schreiben auf und schaute über den heftig nickenden Kopf ihrer Mandantin hinweg ihren Mann an, der sie ebenfalls mit einem starren Blick fixierte. Sie hatten gewonnen, und das allein war unendlich befreiend, löste eine fast unbeschreibliche Euphorie in ihnen aus. Aber wie umfassend war ihr Sieg? Während dieses entscheidenden Bruchteils einer Sekunde wussten beide, dass sie tatsächlich auf der ganzen Linie gewonnen hatten.

»Frage Nummer sechs: Wie hoch soll der Betrag sein, der an Strafschadenersatz zu zahlen ist? Antwort: Achtunddrei-ßig Millionen Dollar.«

Der Gerichtssaal stand unter Schock. Man hörte Menschen nach Luft schnappen, husteln oder leise pfeifen. Jared Kurtin und seine Bande notierten die Details und bemühten sich, den Anschein zu erwecken, als könnte ihnen die Explosion der Bombe nichts anhaben. Die hohen Tiere von Krane Chemical, die in der ersten Reihe hinter ihnen saßen, versuchten, sich von dem Schock zu erholen und wieder normal zu atmen. Die meisten bedachten die Geschworenen mit aggressiven Blicken und reagierten sich an niederträchtigen Gedanken ab - über die Dummheit des Menschengeschlechts, die Zurückgebliebenheit der Hinterwäldler und so weiter.

Mr und Mrs Payton ergriffen die Hand ihrer Mandantin, die völlig überwältigt war von der

Dimension des Sieges und aufrührende Weise versuchte, sich aufrecht auf ihrem Stuhl zu halten. Wes flüsterte Jeannette beruhigende Worte ins Ohr, während er in seinem Inneren immer wieder die gerade vernommenen Zahlen Revue passieren ließ. Irgendwie schaffte er es, eine ernste Miene zu wahren und sich ein dümmliches Grinsen zu verkneifen.

Huffy sah keinen Grund mehr, auf den Nägeln zu kauen. Während er gerade noch der blamierte und ruinierte, ehemalige Vizepräsident einer Bank gewesen war, hatte es keine halbe Minute gedauert, bis sein Stern wieder gestiegen war.

21

Nun konnte er sich berechnete Hoffnungen auf ein höheres Salär und ein größeres Büro machen. Er kam sich sogar intelligenter vor. Oh, was für einen triumphalen Einzug er ins Chefbüro der Bank halten würde. Gleich morgen früh würde er seinen Auftritt inszenieren. Der Richter leierte noch ein paar Formalitäten herunter und bedankte sich bei den Geschworenen, aber Huffy scherte sich nicht darum. Er hatte gehört, was er hören musste.

Die Geschworenen verließen den Gerichtssaal. Uncle Joe hielt ihnen die Tür auf und nickte anerkennend. Später sollte er seiner Frau erzählen, er habe so ein Urteil vorhergesagt. Sie konnte sich nicht daran erinnern. Er behauptete, sich während seiner jahrzehntelangen Laufbahn als Gerichtsdienstler mit seinen Prognosen noch nie geirrt zu haben. Nachdem die Geschworenen verschwunden waren, erhob sich Jared Kurtin, um in vollendeter Haltung die üblichen, nach einem Urteilspruch anfallenden Fragen herunterzurasseln. Jetzt, wo Blut geflossen war, hörte Richter Harrison sie sich mit großer Anteilnahme an. Mary Grace hatte nichts mehr zu sagen, ihr war alles egal. Sie hatte ihr Ziel erreicht.

Wes dachte an die einundvierzig Millionen und musste gegen seine Emotionen ankämpfen. Ihre Kanzlei war gerettet, wie ihre Ehe, ihr guter Ruf und alles andere.

Als Richter Harrison die Urteilsverkündung schließlich für beendet erklärte, stürzten alle aus dem Gerichtsgebäude und griffen nach ihren Mobiltelefonen.

Mr Trudeau stand noch immer am Fenster und beobachtete, wie die Sonne endgültig unterging, irgendwo weit hinter New Jersey. Am anderen Ende des geräumigen Büros nahm Stu, sein Privatsekretär, den Anruf entgegen und trat ein paar Schritte vor, bevor er den Mut aufbrachte, seinen Chef zu informieren. »Nachrichten aus Hattiesburg, Sir. Drei Millionen Schadenersatz, achtunddreißig Millionen Strafschadenersatz.«

Von hinten sah er, wie die Schultern seines Bosses etwas

22

herabsackten. Dann ein frustrierter Seufzer, gefolgt von einem Schwall leiser Flüche.

Mr Trudeau wandte sich langsam um und bedachte seinen Sekretär mit einem wütenden Blick, ganz so, als wollte er den Überbringer der Nachricht erschießen. »Sicher, dass Sie alles richtig verstanden haben?«, fragte er, und Stu wünschte verzweifelt, er hätte sich geirrt.

»Ja, Sir.«

Die Tür hinter ihm stand offen. Bobby Ratzlaff kam herbeigeeilt, außer Atem, geschockt und verängstigt, auf der Suche nach Mr Trudeau. Ratzlaff war der Topjurist des Unternehmens und würde als Erster den Kopf hinhalten müssen. Schon jetzt war ihm der Schweiß ausgebrochen.

»Trommeln Sie Ihre Jungs zusammen, in fünf Minuten will ich Sie alle hier sehen«, knurrte Mr Trudeau, bevor er wieder ans Fenster trat.

Die improvisierte Pressekonferenz fand im Erdgeschoss des Gerichtsgebäudes statt. Wes und Mary Grace stellten sich getrennt den Fragen einer kleinen Gruppe von Journalisten und beantworteten sie geduldig und mit identischen Formulierungen. Nein, der verhängte Schadenersatz sei keinesfalls ein Rekord für den Bundesstaat Mississippi. Ja, sie hielten das Urteil für gerechtfertigt. Nein, erwartet hätten sie es nicht, zumindest hätten sie nicht mit einer so hohen Summe gerechnet. Die Gegenseite werde mit Sicherheit Berufung einlegen. Wes betonte, er habe

großen Respekt vor Jared Kurtin, jedoch nicht vor dem Unternehmen, das dieser vertrete. Seine Kanzlei betreue gegenwärtig dreißig andere Mandanten, die Krane Chemical verklagt hätten. Nein, sie beide rechneten nicht damit, dass es bei diesen Fällen zu einem Vergleich hinsichtlich einer Entschädigung kommen werde.

Ja, sie seien erschöpft.

Nach einer halben Stunde konnten sie endlich verschwinden. Hand in Hand ließen sie das Gebäude des Forrest Coun-ty Circuit Court hinter sich, beide mit einer schweren Ak-

23

tentasche unter dem Arm. Als sie in ihr Auto stiegen und davonfuhren, wurden sie von Reportern fotografiert.

Zuerst sagte keiner etwas. Häuserblocks glitten vorbei, zehn Minuten verstrichen in völligem Schweigen. Ein Reifen des Wagens, eines verbeulten Ford Taurus, der zigtausend Kilometer auf dem Tacho hatte, war fast platt, und man hörte permanent das Klappern einer Ventilklappe. Sie fuhren durch die Straßen in der Nähe der Universität.

Endlich brach Wes das Schweigen. »Wie viel ist ein Drittel von einundvierzig Millionen?«

»Du solltest nicht mal dran denken.«

»Tu ich nicht. War nur ein Witz.«

»Fahr einfach.«

»Haben wir ein bestimmtes Ziel?«

»Nein.«

Der Taurus kreuzte ziellos durch die Vorstädte. In ihre Kanzlei wollten sie noch nicht zurück, und sie mieden die Gegend, wo das hübsche Eigenheim stand, das ihnen einst gehört hatte.

Als die Zahlen ihre Macht über sie verloren, kehrte allmählich ein nüchterner Blick auf die Realität zurück. Ein Pro-zess, einst nur nach langem Zögern angestrengt, hatte nun ein dramatisches Ende gefunden. Hinter ihnen lag ein erschöpfender Marathon, und obwohl sie vorerst den Sieg davongetragen hatten, waren ihnen die zurückliegenden Monate an die Substanz gegangen. Die Nerven lagen weiter blank, die Wunden waren noch nicht verheilt.

Die Benzinanzeige wies darauf hin, dass der Tank nicht einmal mehr zu einem Viertel gefüllt war - was Wes noch vor zwei Jahren kaum zur Kenntnis genommen hätte. Nun nahm er es ernster. Damals hatte er einen BMW gefahren - Mary Grace einen Jaguar -, und wenn das Benzin zur Neige ging, schaute er einfach an seiner gewohnten Tankstelle vorbei und bezahlte mit Kreditkarte. Kontoauszüge oder Rechnungen sah er nie an, dafür hatte er eine Buchhalterin. Jetzt gab es weder eine Kreditkarte noch einen BMW oder Jaguar, und die be-

24

sagte Buchhalterin arbeitete für den halben Lohn und hatte ein paar Dollar springen lassen, die der Kanzlei der Paytons knapp das Überleben gesichert hatten.

Auch Mary Grace schaute auf die Benzinanzeige, was erst seit Kurzem zu einer Gewohnheit geworden war. Sie kannte und erinnerte sich an jeden Preis, wusste genau, was Benzin, Brot oder Milch kosteten. Sie war fürs Sparen zuständig, er für die Ausgaben. Noch vor einigen Jahren, als die Kanzlei sehr gut lief, war sie ein bisschen unvorsichtig gewesen und hatte ihren Erfolg genossen. Sparen oder Geldanlegen hatten seinerzeit nicht ganz oben auf der Prioritätenliste gestanden. Sie waren jung, die Kanzlei prosperierte, die Zukunft schien voller Versprechen.

Das Geld, das sie damals in Investmentfonds angelegt hatten, war flüssig gemacht und in den Baker-Prozess gesteckt worden.

Vor einer Stunde waren sie praktisch bankrott gewesen, erdrückt von einem Schuldenberg, gegen den ihre dürftigen Aktiva nicht ins Gewicht fielen. Jetzt hatte sich die Lage geändert. Die Verbindlichkeiten hatten sich nicht in Luft aufgelöst, aber auf der Habenseite sah es deutlich besser aus.

Oder doch nicht?

Wann würden sie einen Teil des Geldes oder gar die Gesamtsumme sehen, die ihnen dieses

wundervolle Urteil bescherte? Würde Krane Chemical jetzt vielleicht einen Vergleich anbieten? Wie lange würde das Berufungsverfahren dauern? Wie viel Zeit konnten sie jetzt ihren anderen Mandanten widmen?

Keiner wagte, an die Fragen zu rühren, die beide bedrängten. Sie waren zu müde und zu erleichtert. Während einer Ewigkeit hatten sie praktisch über nichts anderes geredet, und jetzt war ihnen gar nicht nach Reden zumute. Morgen oder übermorgen blieb noch genug Zeit, die Lage zu erörtern.

»Der Tank ist fast leer«, sagte sie.

Dazu fiel Wes nichts ein. »Wie sieht's mit dem Abendessen aus?«, fragte er stattdessen.

25

»Makkaroni mit Käse. Mit den Kindern.«

Das Verfahren hatte sie nicht nur ihrer Energie und ihres Geldes beraubt, sondern auch jener überflüssigen Pfunde, die sie zu Beginn des Prozesses vielleicht noch auf den Rippen gehabt hatten. Wes vermutete, dass er etwa sieben Kilo abgenommen hatte, aber sicher war er nicht, weil er sich seit Monaten nicht gewogen hatte. Außerdem hatte er keine Lust, dieses heikle Thema mit seiner Frau zu erörtern. Aber es war unübersehbar, dass sie mehr essen mussten. Sie hatten zu viele Mahlzeiten ausfallen lassen - das Frühstück, weil sie in Eile die Kinder anziehen und zur Schule bringen mussten, das Mittagessen, weil der eine in Harrisons Büro Formalitäten erledigen und der andere das nächste Kreuzverhör vorbereiten musste, die Abendmahlzeit, weil sie bis Mitternacht arbeiteten und das Essen einfach vergaßen. Ernährt hatten sie sich von Kraftriegeln und Energy-Drinks.

»Hört sich gut an.« Er bog nach links in eine Straße ab, die sie nach Hause führen würde.

Ratzlaff und zwei andere Juristen nahmen an dem mit Leder bezogenen Tisch in einer Ecke der Bürosuite von Mr Trudeau Platz. Durch die gläsernen Wände hatte man eine beeindruckende Aussicht auf die Wolkenkratzer des Finanzdistrikts, doch niemand war in der Stimmung, sie zu genießen. Mr Trudeau saß hinter seinem verchromten Schreibtisch und telefonierte. Die Firmenanwälte warteten nervös. Obwohl sie unablässig mit Teilnehmern des Prozesses in Mississippi geredet hatten, waren sie immer noch einigermaßen ratlos.

Der Boss beendete sein Telefonat und kam zielstrebig auf sie zu. »Was ist passiert?«, blaffte er sie an. »Vor einer Stunde hatten Sie noch eine große Klappe. Jetzt sitzen wir in der Scheiße. Wie konnte das passieren?« Er setzte sich und warf Ratzlaff einen aggressiven Blick zu.

»Geschworenenprozesse sind immer voller Risiken«, antwortete Ratzlaff.

»Ich habe jede Menge Prozesse hinter mir, und in der Re-

26

gel gewinne ich sie. Ich dachte, wir hätten die besten Winkeladvokaten überhaupt angeheuert. Die besten Strafverteidiger, die für Geld zu haben sind. Wir haben doch keine Kosten gescheut, oder?«

»Nein. Wir haben reichlich bezahlt. Und wir zahlen noch immer.«

Mr Trudeau haute mit der Faust auf den Tisch. »Was ist schiefgelaufen?«, schrie er.

Ratzlaff hätte seine Gedanken am liebsten laut ausgesprochen, hing aber zu sehr an seinem Job. Nun, hätte er sonst gesagt, vielleicht sollten wir damit beginnen, dass wir die Pestizidfabrik in diesem Kaff in Mississippi gebaut haben, weil das Land und die Lohnkosten spottbillig waren. Dann haben wir dreißig Jahre lang Chemikalien und Abwässer in den Boden gepumpt und in die Flüsse geleitet, was natürlich illegal war. Das Trinkwasser verseucht, bis es wie ranzige Milch schmeckte. Was schon schlimm genug war, aber noch nicht das Schlimmste, denn schließlich sind Menschen an Krebs und Leukämie gestorben.

Genau das ist schiefgelaufen, Mr Boss, Mr CEO, Mr Unternehmensausschlachter.

»Unsere Anwälte sehen gute Chancen hinsichtlich der Berufung«, sagte er stattdessen ohne rechte Überzeugung.

»Na großartig. Ausgerechnet jetzt soll ich diesen Anwälten vertrauen. Wo haben Sie die Clowns aufgetrieben?«

»Es sind die Besten, okay?«

»Aber sicher. Wir müssen den Medien ja nur erklären, dass wir hinsichtlich der Berufung extrem optimistisch sind. Vielleicht geht unsere Aktie dann morgen nicht in den Keller. Wollten Sie das damit sagen?«

»Man muss es nur richtig darstellen.«

Die anderen beiden Juristen starrten auf die Fensterfronten. Welcher von ihnen wollte zuerst springen?

Eines von Mr Trudeaus Mobiltelefonen piepte, und er nahm es vom Tisch. »Hi, Honey.« Er stand auf und entfernte sich. »Honey« war die dritte Mrs Trudeau, seine jüngste

27

Trophäe, eine unglaublich junge Frau, die Ratzlaff und alle anderen Angestellten um jeden Preis mieden. Ihr Mann flüsterte in sein Handy und verabschiedete sich.

Dann trat er in der Nähe seiner drei Juristen an eine Fensterfront und blickte auf die erleuchteten Wolkenkratzer. »Haben Sie eine Ahnung, wie die Jury beim Strafschadenersatz auf die Summe von achtunddreißig Millionen gekommen ist?«

»Nicht aus dem Stand«, antwortete Ratzlaff.

»Natürlich nicht. Während der ersten neun Monate dieses Jahres hat Krane durchschnittlich einen Profit von achtunddreißig Millionen pro Monat gemacht. Und diese Horde verblödeter Hinterwäldler, die zusammen keine hundert Riesen im Jahr verdienen, spielt Gott. Schröpft die Reichen und beglückt die Armen.«

»Noch haben wir das Geld«, erwiderte Ratzlaff. »Es wird Jahre dauern, bis sie einen Cent sehen. Wenn es überhaupt so weit kommt.«

»Großartig! Das können Sie morgen der Presseleute verkaufen, wenn unsere Aktie den Bach runtergeht.«

Ratzlaff sackte schweigend in seinem Sessel zusammen.

Mr Trudeau ging hektisch auf und ab. »Einundvier zig Millionen Dollar. Und mit wie vielen Trittbrettfahrern müssen wir rechnen? Habe ich etwas von zweihundert oder dreihundert potenziellen Klägern gehört? Nun, wenn es heute Morgen dreihundert waren, werden es morgen früh dreitausend sein. Jeder Hinterwäldler aus dem Süden Mississippis, der an einer Pustel laboriert, wird jetzt behaupten, an dem Zauberspruch aus Bowmore genippt zu haben. Und jeder billige Winkeladvokat wird sich dorthin aufmachen, um neue Mandanten zu ködern. Es hätte nie so weit kommen dürfen. Sie haben mir versichert, dass es nicht passieren wird.«

In einer verschlossenen Schublade seines Schreibtischs bewahrte Ratzlaff ein Memo auf, das vor acht Jahren unter seiner Federführung erstellt worden war. Es umfasste einhundert Seiten und beschrieb in schockierenden Details, wie das Unternehmen in dem Werk in Bowmore toxische Abfallproduk-

28

te entsorgte. Außerdem wurden Krane Chemicals raffinierte Strategien beschrieben, die illegale Entsorgung zu verbergen, die Umweltschutzbehörde an der Nase herumzuführen sowie Politiker auf der lokalen, bundesstaatlichen und nationalen Ebene zu bestechen. In dem Papier wurde eine heimliche, aber effektive Dekontamination des verseuchten Gebiets empfohlen und dafür eine Summe von fünfzig Millionen Dollar veranschlagt. Jeder potenzielle Leser wurde förmlich angefleht, die gefährliche Umweltverschmutzung zu beenden.

Außerdem prognostizierte das Memo - in diesem Moment vielleicht am wichtigsten - ein verheerendes Gerichtsurteil irgendwann in der Zukunft.

Nur durch Glück und eine eklatante Missachtung jeglichen bürgerlichen Pflichtbewusstseins hatte Ratzlaff es geschafft, das Memo geheim zu halten.

Mr Trudeau hatte vor acht Jahren ein Exemplar bekommen, wollte aber davon nichts mehr

wissen und bestritt, es je gesehen zu haben. Ratzlaff war versucht, es aus der Schublade zu holen und ein paar ausgewählte Passagen vorzulesen, doch er erinnerte sich erneut daran, wie sehr er seinen Job liebte.

Mr Trudeau kam zum Tisch zurück, stützte beide Hände auf die mit italienischem Leder bezogene Platte und bedachte Ratzlaff mit einem wütenden Blick. »Ich schwöre Ihnen, dass es nie so weit kommen wird. Nicht ein Cent unseres mühsam verdienten Geldes wird je bei diesen in Trailern hausenden Provinzler*innen landen.«

Die drei Juristen starrten ihren Boss an, dessen Augen sich zu Schlitz*en verengt hatten. Er schien Feuer zu speien, als er seinen letzten Satz aussprach. »Und wenn ich die Firma pleitegehen lassen oder sie in fünfzehn Teile zerschlagen muss, ich schwöre beim Andenken meiner Mutter, dass kein Cent von Kranes Geld je einem dieser verblödeten Bauern in die Hände fallen wird.«

Mit diesem Versprechen stiefelte er über den Perserteppich davon, nahm sein Sakko vom Haken und verließ das Büro.

29

Jeannette Baker wurde von Verwandten in ihre Heimatstadt Bowmore zurückgebracht, etwa dreißig Kilometer vom Gericht in Hattiesburg entfernt. Durch den Schock geschwächt und wie üblich unter dem Einfluss von Beruhigungsmitteln stehend, hatte sie keine Lust, vor einer Menschenmenge die feiernde Siegerin zu spielen. Die Zahlen kündeten unübersehbar von einem Sieg, aber die Urteilsverkündung war auch das Ende einer langen, beschwerlichen Wegstrecke. Und ihr Mann und ihr kleiner Sohn wurden durch den Sieg bestimmt nicht wieder lebendig.

Sie lebte mit ihrer Stiefschwester Bette in einem alten Trailer, der an einer unbefestigten Straße in Pine Grove stand, einem heruntergekommenen Teil von Bowmore. An anderen nicht asphaltierten Straßen standen weitere Trailer. Die meisten Autos und Pick-ups waren uralt und verbeult, die Lackierung abgeblättert. Es gab ein paar richtige Häuser auf fünfzig Jahre alten Betonsockeln, die nicht jederzeit auf einem Tieflader weggekar*rt werden konnten, doch auch sie waren nicht in Würde gealtert und wirkten unübersehbar vernachlässigt. In Bowmore gab es kaum Arbeit, in Pine Grove noch weniger, und ein kurzer Gang durch Jeannettes Straße muss-te jeden deprimieren.

Die Neuigkeit war schneller in Bowmore angekommen als Jeannette selbst, und sie wurde von einigen Leuten empfangen, als sie nach Hause kam. Man brachte sie ins Bett, dann setzten sich die anderen in das enge Wohnzimmer, wo sie im

31

Flüsterten über das Urteil diskutierten und sich in Spekulationen über dessen Konsequenzen ergingen.

Einundvierzig Millionen Dollar? Welche Auswirkungen würde das auf die anderen Prozesse haben? Würde man Krane zwingen, die Sauerei zu beseitigen? Wann konnte Jeannette damit rechnen, einen Teil des Geldes zu bekommen? Sie hüteten sich, allzu sehr auf Letzterem herumzureiten, aber eigentlich dachten alle in erster Linie nur daran.

Weitere Freunde trafen ein und setzten sich auf Gartenstühle auf der wackeligen Holzterrasse, wo sie in der kühlen Abendluft weiterdiskutierten. Getrunken wurde Mineralwasser oder Limo. Diese Menschen, die lange gelitten hatten, kosteten ihren Sieg aus. Endlich hatten sie gewonnen. Was auch immer. Sie hatten sich gegen Krane gewehrt, ein Unternehmen, das sie bis aufs Blut hassten, ihm eine Lektion erteilt. Vielleicht wendete sich das Blatt. Endlich hatte ihnen jemand außerhalb von Bowmore Gehör geschenkt. Sie redeten über Anwälte, eidliche Aussagen, die Umweltschutzbehörde, die neueste Technologie und geologische Gutachten. Obwohl niemand von ihnen gebildet war, kannten sie, was Giftmüll, Grundwasserverseuchung und Krebserkrankungen betraf, die gängigen Fachtermini. Sie lebten in diesem Albtraum.

Jeannette lag wach in ihrem dunklen Schlafzimmer und lauschte den gedämpften Stimmen. Sie fühlte sich geborgen. Dies waren ihre Leute, Verwandte, Freunde und andere Geschädigte. Die

Bande waren eng, sie teilten ihr Leiden. Wie auch das Geld geteilt werden würde. Wenn sie je etwas davon sah, wollte sie den anderen einen Teil abgeben.

Sie war keineswegs von ihrem Sieg berauscht, während sie dalag und in der Finsternis an die Decke starrte. Ihre Erleichterung, die schwere Prüfung des Prozesses überstanden zu haben, überwog bei Weitem die Freude über den Triumph. Am liebsten hätte sie eine Woche geschlafen, um danach in einer anderen Welt aufzuwachen, in der es ihre Familie noch gab und in der alle gesund und glücklich waren. Doch nun

32

fragte sie sich zum ersten Mal seit der Urteilsverkündung, was sie sich kaufen würde, wenn sie das Geld bekam.

Würde. Ein Haus, in dem man in Würde leben konnte. Außerdem wünschte sie sich einen Arbeitsplatz, wo man sie respektvoll behandelte. Das alles natürlich außerhalb von Bowmore. Sie würde wegziehen aus Cary County, irgendwohin, wo die Flüsse und das Grundwasser nicht verseucht waren. Nicht zu weit weg, weil alle ihre Freunde hier in der Nähe wohnten. Aber sie träumte von einem neuen Leben in einem neuen Haus, wo sauberes Wasser aus dem Hahn kam, Wasser, das nicht stank, krank machte und Menschen sterben ließ.

Als sie eine weitere Autotür zuschlagen hörte, empfand sie Dankbarkeit, dass ihre Freunde an sie dachten. Vielleicht sollte sie ihre Frisur in Ordnung bringen und die anderen begrüßen. Sie trat in das kleine Bad, knipste das Licht an, drehte den Hahn über dem Waschbecken auf, setzte sich auf den Rand der Badewanne und starrte auf das graue Wasser, das in das verfärbte Becken aus Porzellanimitat lief.

Man konnte es allenfalls für die Klospülung gebrauchen, für nichts sonst. Das Pumpwerk, aus dem das Wasser kam, gehörte der Stadt, doch die verbot den Bürgern das Trinken ihres eigenen Wassers. Vor drei Jahren hatte der Stadtrat entschieden, dass es tatsächlich nur für die Klospülung benutzt werden durfte. In jeder öffentlichen Toilette hingen Warnungen: KEIN TRINKWASSER! DER STADTRAT. Sauberes Wasser wurde in Tankwagen aus Hattiesburg gebracht, und jeder Haushalt in Bowmore hatte einen Zwanzig-Liter-Tank. Wer es sich leisten konnte, besaß einen mit mehreren Hundert Litern Fassungsvermögen, und hinter den teureren Häusern standen Zisternen zum Auffangen von Regenwasser.

Wasser war tagtäglich das alles beherrschende Thema in Bowmore. Über jede Tasse wurde nachgedacht, wenn nicht gestritten. Man ging sparsam um mit dem kostbaren Nass, weil man sich auf das Eintreffen des Nachschubs nicht verlassen konnte. Und jeder Tropfen, der getrunken wurde oder die

33

menschliche Haut berührte, kam aus einer Flasche, deren Inhalt getestet und für unbedenklich erklärt worden war. Gegen das Problem des Badens und Waschens war das des Kochens eine Kleinigkeit. Hygiene war ein täglicher Kampf, und die meisten Frauen in Bowmore trugen das Haar kurz. Viele Männer hatten Barte.

Die Vorgeschichte war legendär. Vor zehn Jahren hatte die Stadt eine Sprinkleranlage für ein Baseballfeld installiert, doch das Gras war umgehend braun geworden und verdorrt. Das städtische Schwimmbad wurde geschlossen, nachdem man so viel Chlor in das Becken gepumpt hatte, dass das Wasser brackig wurde und wie eine Kloake stank. Als die Methodistenkirche brannte, musste die Feuerwehr feststellen, dass das Wasser nicht löschte, sondern den Brand noch anheizte. Schon Jahre vor dieser Episode hatten einige Einwohner von Bowmore vermutet, dass die Lackierung eines Autos rissig wurde, wenn man es einige Male mit dem verseuchten Wasser wusch.

Und wir haben die Brühe jahrelang getrunken, dachte Jeannette. Haben sie getrunken, als sie zu stinken begann. Als sich die Farbe änderte. Als die Stadt sie wegen unserer Beschwerden testen ließ und versicherte, sie sei gesundheitlich unbedenklich. Wir tranken das Wasser, nachdem wir es abgekocht hatten. Nahmen es für Kaffee und Tee, dachten, die Hitze würde Krankheitserreger

abtöten. Und als wir es nicht mehr tranken, haben wir es weiter zum Duschen und Baden benutzt und die Dämpfe eingeatmet.

Was hätten wir tun sollen? Uns jeden Morgen an einer Quelle treffen, wie die alten Ägypter? Das Wasser in Krügen auf unseren Köpfen nach Hause schleppen? Einen eigenen Brunnen bohren für zweitausend Dollar pro Loch, um dann auf die gleiche faulige Brühe zu stoßen wie die Stadt? Nach Hattiesburg fahren, um einen Wasserhahn zu suchen und es in Eimern zurückzubringen?

Sie hörte noch die Worte, mit denen alles abgestritten worden war - vor langer Zeit, als Fachleute auf Tabellen zeigten

34

und dem Stadtrat und den Bürgern, die sich in einem überfüllten Saal versammelt hatten, wieder und wieder versicherten, das Wasser sei getestet worden, es bestehe kein Grund zur Sorge, wenn man es vorschriftsgemäß mit einer großen Dosis Chlor behandle. Sie hörte noch jene illustren Experten, die Krane Chemical vor Gericht aufmarschieren ließ, damit sie der Jury erklärten, ja, es habe in dem Werk in Bowmore im Lauf der Jahre immer mal wieder die eine oder andere unbedeutende »undichte Stelle« gegeben, aber es bestehe kein Grund zur Sorge, weil Bichloronylen und andere »nicht autorisierte« Substanzen von der Erde absorbiert und schließlich von einem unterirdischen Fluss weggeschwemmt worden seien. Für die Qualität des Trinkwassers der Stadt bestehe keinerlei Gefahr. Und sie hörte noch die von staatlichen Stellen geschickten Wissenschaftler mit ihrer abgehobenen Terminologie, die die Menschen herablassend behandelten und ihnen versicherten, das Wasser, dessen Gestank kaum zu ertragen war, könne bedenkenlos getrunken werden.

Auch als immer mehr Menschen starben, wurde weiterhin alles abgestritten. Überall in Bowmore gab es Krebskranke, in jeder Straße, in fast jeder Familie. Viermal so viele wie im Landesdurchschnitt. Dann fünfmal, zehnmal so viele. Vor Gericht hatte ein von den Paytons angeheuerter Fachmann der Jury erklärt, im Stadtgebiet von Bowmore seien Krebserkrankungen fünfzehnmal häufiger als im Landesdurchschnitt.

Es gab so viele Krebsfälle, dass sich alle möglichen Wissenschaftler von staatlichen und privaten Forschungsinstituten in der Stadt herumtrieben. Der Ausdruck »Krebscluster« war überall zu hören, Bowmore hatte seinen schlechten Ruf weg. Ein cleverer Journalist taufte Cary County in »Krebs-County« um, und der Name blieb hängen.

Krebs-County. Das Wasser bescherte der örtlichen Handelskammer große Probleme. Die wirtschaftliche Entwicklung der Region kam zum Erliegen, mit der Stadt ging es rapide bergab.

35

Jeannette drehte den Hahn zu, aber das Wasser war weiter da, in den unsichtbaren Leitungen und irgendwo in der Erde unter ihr. Es war immer da, wie ein Feind mit unendlicher Geduld. Still und tödlich, vergiftet von Krane Chemical.

Oft lag sie nachts wach und lauschte auf das Geräusch des Wassers in den Leitungen.

Man sah einen tropfenden Wasserhahn als so gefährlich an wie ein dubioses Subjekt mit einer Schusswaffe.

Flüchtig bürstete sie ihr Haar, versuchte, sich nicht zu lange im Spiegel anzusehen, und putzte sich die Zähne mit Wasser aus einem Krug, der immer auf dem Waschbecken stand. Nachdem sie das Licht in ihrem Zimmer angeknipst hatte, setzte sie ein gezwungenes Lächeln auf und trat in den Wohnraum, wo ihre Freunde dicht gedrängt saßen.

Es war an der Zeit, in die Kirche zu gehen.

Mr Trudeaus schwarzer Bentley wurde von einem ebenfalls schwarzen Chauffeur namens Toliver gefahren, der angeblich aus Jamaika stammte, dessen Einreisedokumente aber genauso verdächtig waren wie sein affektierter karibischer Akzent. Mittlerweile fuhr er den großen Mann seit zehn Jahren und konnte seine Stimmung einschätzen. Heute hatte der Boss einen schlechten Tag.

Toliver bemerkte es sofort, als er den Wagen durch den dichten Verkehr auf dem Franklin Delano Roosevelt Boulevard steuerte. Er hatte bereits Schlimmes befürchtet, als Mr Trudeau die rechte Hintertür zuknallte, bevor er seine Pflicht erfüllen und den Schlag schließen konnte.

Sein Boss, hatte er gelesen, habe bei Vorstandssitzungen Nerven wie Drahtseile. Sei nicht aus der Ruhe zu bringen, entscheidungsfreudig, kühl kalkulierend und so weiter. Doch wenn er einsam im Fond des Bentley saß, glaubte Toliver selbst bei geschlossener Trennscheibe oft, etwas von seinem wahren Charakter zu erkennen. Der Mann war ein Hitzkopf mit einem aufgeblähten Ego, das keine Niederlage ertrug.

Und heute hatte er definitiv eine Niederlage einstecken

36

müssen. Er telefonierte, nicht gerade schreiend, aber bestimmt nicht im Flüsterton. Die Aktie werde einbrechen. Anwälte seien Idioten. Alle Welt habe ihn angelogen. Schadensbegrenzung. Toliver schnappte nur Bruchstücke auf, doch eines war klar - was immer es sein mochte, in Mississippi musste etwas Verheerendes passiert sein.

Sein Boss war einundsechzig und hatte laut *Forbes* ein Reinvermögen von fast zwei Milliarden Dollar. Häufig fragte sich Toliver, wann er genug gescheffelt hatte. Was würde er mit der nächsten oder übernächsten Milliarde anstellen? Warum arbeitete jemand so hart, wenn er mehr hatte, als er je ausgeben konnte? Häuser, Privatjets, Frauen, Yachten, Bentleys -Mr Trudeau hatte all die Spielzeuge, die ein waschechter Weißer sich nur wünschen konnte.

Aber Toliver kannte die Wahrheit. Mr Trudeau würde nie genug Geld haben. Noch gab es reichere Männer in der Stadt, und er setzte alles daran, sie einzuholen.

Toliver bog in westlicher Richtung auf die Sixty-third ab und bahnte sich seinen Weg zur Fifth Avenue, wo er das Steuer herumriss und vor einem massiven Stahltor bremste, das sich umgehend öffnete. Der Bentley verschwand in einer Tiefgarage, wo ein Sicherheitsbeamter wartete. Er öffnete den Schlag. »In einer Stunde müssen wir wieder los«, schnauzte Mr Trudeau seinen Chauffeur an. Dann verschwand er, mit zwei dicken Aktentaschen unter dem Arm.

Der Aufzug brachte ihn schnell in den sechzehnten Stock, direkt unter dem Dach, wo Mr und Mrs Trudeau in verschwenderischem Luxus lebten. Das Penthouse nahm die beiden obersten Etagen ein, durch etliche Panoramafenster sah man den Central Park. Gekauft hatten sie die Wohnung kurz nach ihrer pompösen Hochzeit vor sechs Jahren für acht-undzwanzig Millionen Dollar, und nachdem sie weitere zehn Millionen in die Innenarchitektur investiert hatten, sah alles aus wie aus einem Designmagazin. An Personal gab es zwei Zimmermädchen, einen Koch, einen Butler, einen persönlichen Diener für sie und ihn, mindestens ein Kindermädchen

37

und natürlich den unverzichtbaren Privatsekretär, der umsichtig Mr Trudeaus kostbare Zeit organisierte.

Ein Kammerdiener nahm ihm die Aktentaschen und den Mantel ab, und er eilte die Treppe hinauf, um nach seiner Frau zu suchen. Eigentlich war er nicht besonders scharf darauf, sie zu sehen, aber es gab kleine Rituale, die man nicht ignorieren durfte. Sie war in ihrem Ankleidezimmer, flankiert von zwei Hairstylisten, die fieberhaft mit ihrem glatten blonden Haar beschäftigt waren.

»Hallo, Darling«, sagte er pflichtgemäß, in erster Linie wegen der beiden jungen Männer, die sich kein bisschen daran zu stören schienen, dass Mrs Trudeau fast nackt war.

»Gefällt dir meine Frisur?«, fragte Brianna, angestrengt im Spiegel die Handbewegungen der Hairstylisten verfolgend. Kein »Hallo, Honey«, kein »Hattest du einen angenehmen Tag?«, kein »Wie ist der Prozess gelaufen?«. Nur diese simple Frage: »Gefällt dir meine Frisur?«

»Wundervoll«, antwortete er, bereits auf dem Rückzug. Er hatte das Ritual beachtet; jetzt konnte er verschwinden und sie den Hairstylisten überlassen. Vor dem riesigen Ehebett blieb er kurz stehen, um einen Blick auf ihr Abendkleid zu werfen - »von Valentine«, wie sie ihm bereits mitgeteilt hatte. Es war knallrot und hatte ein Dekollete, von dem nicht klar war, ob es ihre

fantastischen Silikonbrüste eher verhüllen oder entblößen würde. Das Kleid war kurz, wog bestimmt nur ein paar Gramm und hatte vermutlich mindestens fünfundzwanzigtausend gekostet. Es war hauteng, womöglich nicht mal Größe XXS, und lag so gut an ihrem bis aufs Skelett heruntergehungerten Körper, dass die anderen Magersüchtigen auf der Party im Ton unaufrichtiger Bewunderung feststellen würden, wie »fit« sie aussehe. Ehrlich gesagt hatte er, Carl Trudeau, allmählich die Nase voll von ihren Obsessionen - eine Stunde täglich mit einem Fitnesstrainer (dreihundert Dollar pro Stunde), eine mit dem Yogalehrer (dreihundert Dollar), eine mit ihrem Ernährungsberater (zweihundert Dollar). All das diente einzig dem Zweck, den

38

Kampf gegen das letzte bisschen Fett zu führen und ihr Gewicht zwischen vierzig und dreißig Kilo zu halten. Zum Sex war sie immer bereit - das war Teil ihrer Abmachung -, doch fand er es mittlerweile manchmal irritierend, sich an ihren spitzen Knochen zu stoßen oder befürchten zu müssen, sie in der Hitze des Gefechts mit seinem Gewicht zu erdrücken. Sie war erst einunddreißig, aber ihm waren direkt über ihrer Nase ein oder zwei Fältchen aufgefallen. Derlei Probleme ließen sich durch plastische Chirurgie beheben, doch zahlte sie nicht einen hohen Preis für dieses Hungerleiderdasein?

Er hatte sich um wichtigere Dinge Gedanken zu machen. Eine attraktive junge Frau gehörte bei einer so bedeutenden Persönlichkeit wie ihm dazu, und Brianna Trudeau war noch attraktiv genug, um jeden Autofahrer abzulenken, wenn sie über die Straße ging.

Sie hatten eine gemeinsame Tochter, auf die er gut hätte verzichten können, denn er hatte bereits sechs Kinder. Genug, wie er fand. Drei von ihnen waren älter als Brianna. Sie hatte auf ihrem Kinderwunsch insistiert, die Gründe lagen auf der Hand. Ein Kind bedeutete Sicherheit, und da sie mit einem Mann verheiratet war, der die Frauen liebte und große Achtung vor der Institution der Ehe hatte, stand das Kind für Familie, enge Bindungen und Wurzeln. Und - unausgesprochen - für Rechtsansprüche im Fall einer Scheidung. Ein Kind war eine Absicherung, die jede Vorzeigefrau brauchte.

Nach der Geburt ihrer Tochter hatte sich Brianna für den furchtbaren Namen Sadler MacGregor Trudeau entschieden. MacGregor war ihr Mädchename, und der Vorname Sadler schien aus der Luft gegriffen. Zuerst hatte sie behauptet, irgendein schottischer Verwandter habe Sadler geheißt, doch dann rückte sie von diesem Märchen ab, als Carl ein Buch mit Vornamen fand. Eigentlich war es ihm egal. Bei dieser Tochter war er nur der Samenspender gewesen. In der Vaterrolle war er schon bei seinen früheren Ehen elend gescheitert.

Mittlerweile war Sadler fünf und praktisch von beiden El-

39

tern teilen verlassen. Brianna, die einst unbedingt ein Kind haben wollen, hatte schnell das Interesse verloren und alle Mutterpflichten an eine Reihe von Kindermädchen delegiert. Im Augenblick war es eine korpulente junge Russin, deren Papiere nicht vertrauenerweckender waren als die Tol-ivers. In diesem Moment fiel ihm nicht einmal ihr Name ein. Brianna hatte sie eingestellt und war begeistert gewesen, weil sie Russisch sprach und es ihrer Tochter vielleicht beibringen konnte.

»Soll sie mit der Kleinen etwa Russisch sprechen?«, hatte er gefragt.

Brianna hatte nicht geantwortet.

Er trat ins Spielzimmer und hob das Kind in die Luft, als hätte er es gar nicht abwarten können, es zu sehen. Nachdem er Sadler umarmt, geküsst und gefragt hatte, ob sie einen schönen Tag gehabt habe, war der Pflicht Genüge getan. Kurz darauf stand er in seinem Büro, wo er zum Telefon griff, um Bobby Ratzlaff anzuschmauzen.

Nach ein paar weiteren unergiebigem Telefonaten ging er duschen, trocknete anschließend sein perfekt gefärbtes Haar - nur leicht angegraut - und zog seinen neuen Armani-Smoking an. Obwohl er inzwischen eine Nummer größer trug, kniff die Hose ein bisschen mehr als damals, als Brianna begonnen hatte, ihm nachzustellen. Während er sich anzog, verfluchte er den vor ihm liegenden

Abend, die Party und die Menschen, die er dort treffen würde. Sie würden auf dem Laufenden sein. In diesem Augenblick hielt die Neuigkeit die Finanzwelt in Atem. Überall klingelten Telefone, seine Rivalen bogen sich vor Lachen und ergötzen sich am Unglück von Krane Chemical. Auch im Internet würden die jüngsten Nachrichten aus Mississippi kursieren.

Bei jeder anderen Party hätte er, der große Carl Trudeau, sich einfach wegen Krankheit entschuldigen lassen. Er tat immer nur, wonach ihm gerade der Sinn stand. Ging es jemanden was an, wenn er sich in letzter Minute entschloss, eine Party ausfallen zu lassen? Doch dies war nicht irgendeine Party.

40

Brianna hatte es geschafft, sich in den Beirat des Museum of Abstract Art zu schleimen, und heute Abend fand dessen pompöse Gala statt — Designerkleider, Smokings mit Kummerbund, die neuesten Ergebnisse der plastischen Chirurgie, perfekt gebräunte Teints, Diamanten, Champagner, Foie gras, Kaviar, ein prominenter Koch. Eine diskrete Auktion für die kleinen Fische und eine öffentliche für die Bonzen. Doch am wichtigsten war, dass jede Menge Kameras vor Ort sein würden, genügend, um die illustren Gäste davon zu überzeugen, dass sie der Mittelpunkt der Welt waren. Die Oscar-Verleihung war nichts dagegen.

Der Höhepunkt des Abends - zumindest für einige - würde die Versteigerung eines Kunstwerks sein. Jedes Jahr beauftragte der Beirat eigens für dieses Event einen »kommenden« Maler oder Bildhauer mit der Schaffung eines Werkes, das in der Regel bei der Auktion über eine Million Dollar erzielte. Das Gemälde des letzten Jahres, die verstörende Darstellung eines von einer Kugel zerfetzten menschlichen Gehirns, erzielte sechs Millionen. Das Werk dieses Jahres war ein deprimierender Haufen schwarzen Tons, aus dem Bronzestäbe hervorragten, in denen ein geübtes Auge die Silhouette eines jungen Mädchens erkennen konnte. Die Plastik trug den rätselhaften Titel *Missbrauchte Imelda* und hätte unbeachtet in einer Kleinstadtgalerie in Mississippi gestanden, wäre nicht über ihren Schöpfer, ein gequältes argentinisches Genie, das Gerücht im Umlauf gewesen, er sei akut selbstmordgefährdet. Sollte er Ernst machen, würde das traurige Ereignis den Preis seiner Werke umgehend verdoppeln, was gewieften New Yorker Kunsthändlern und Sammlern klar war. Brianna hatte Broschüren im Penthouse herumliegen lassen und mehrfach angedeutet, dass sich die *Missbrauchte Imelda* in ihrem Foyer, direkt neben dem Aufzug, fabelhaft machen würde.

Ihm war klar, dass sie von ihm erwartete, das verdammte Ding zu kaufen. Hoffentlich kam es nicht zu einem hitzigen Bietergefecht. Sollte er tatsächlich Besitzer des Kunstwerks

41

werden, hoffte er schon jetzt, dass der Suizidkandidat bald Ernst machte.

Brianna tauchte aus dem Ankleidezimmer auf, in dem Kleid von Valentine. Die Hairstylisten waren verschwunden, offenbar hatte sie es allein geschafft, das Kleid und die Klunker anzulegen. »Fantastisch«, sagte er, und es stimmte tatsächlich. Trotz der hervorstehenden Knochen und der sich abzeichnenden Rippen war sie noch immer eine wunderschöne Frau. Ihre Frisur sah eigentlich genauso aus wie am Morgen, als sie am Frühstückstisch ihren Kaffee getrunken und er ihr einen Abschiedskuss gegeben hatte. Jetzt war er um tausend Dollar ärmer, sah aber kaum einen Unterschied.

O ja, er kannte den Preis von Vorzeigefrauen nur zu gut. Der Ehevertrag sicherte ihr ein Taschengeld von einhun-derttausend Dollar pro Monat zu, solange die Ehe bestand, und fünfundzwanzig Millionen, falls sie zerbrach. Außerdem würde man ihr das Sorgerecht für Sadler zusprechen, wobei der Vater mit einer großzügigen Besuchsregelung rechnen durfte - falls ihm nach Besuchen zumute war.

Kaum saßen sie im Bentley, schoss dieser schon aus der Tiefgarage. Als sie über die Fifth Avenue fuhren, sagte Brianna: »Mein Gott, ich habe ganz vergessen, Sadler einen Gute-nachtkuss zu geben. Was bin ich bloß für eine Mutter?«

»Ihr geht's gut«, entgegnete Carl, der dem Kind ebenfalls nicht Gute Nacht gewünscht hatte.

»Ich fühle mich schrecklich«, sagte Brianna, scheinbar von sich selbst angewidert. Ihr langer schwarzer Prada-Mantel war offen, sodass der Fond des Bentley von ihren atemberaubenden Beinen dominiert wurde. Beinen, die vom Boden bis zu den Achselhöhlen zu reichen schienen. Nackten Beinen ohne Strümpfe. Beinen, die er bewundern, berühren und streicheln durfte, und es war ihr auch ziemlich egal, ob Toliver einen Blick riskierte. Sie agierte auf einer Bühne, wie immer.

Seine Hand strich über ihre Haut, weil es ein angenehmes Gefühl war, aber eigentlich wollte er sagen: »Deine Beine erinnern allmählich an Besenstiele.«

42

Er verkniff es sich.

»Irgendwelche Neuigkeiten von dem Prozess?«, fragte sie schließlich.

»Die Jury hat uns fertiggemacht.«

»Das tut mir leid.«

»Wir kommen schon über die Runden.«

»Wie viel?«

»Einundvierzig Millionen.«

»Wie dumm diese Menschen sind.«

Carl erzählte ihr selten von der komplizierten und mysteriösen Welt der Trudeau Group. Sie hatte ihre Wohltätigkeitsveranstaltungen, ihre Essen mit Freunden, ihre Trainer und Ernährungsberater. All das hielt sie auf Trab. Er hatte kein Interesse an zu vielen Fragen und hätte sie auch nicht geduldet.

Brianna hatte sich im Internet kundig gemacht und war genau informiert, was die Jury beschlossen hatte. Sie wusste, wie die Anwälte hinsichtlich der Berufung dachten, und dass die Aktie von Krane Chemical am nächsten Morgen deutlich an Wert verlieren würde. Wenn sie sich schlaugemacht hatte, hielt sie alles heimlich schriftlich fest. Sie war schlank und attraktiv, aber keineswegs dumm.

Carl telefonierte schon wieder.

Das Museum of Abstract Art lag nur ein paar Straßenecken entfernt, zwischen der Fifth und der Madison Avenue. Als sie sich in dem dichten Verkehr langsam näherten, sah er Hunderte von Blitzlichtern aufblinkern, Brianna setzte sich in Positur, rückte die Silikonbrüste ins rechte Licht und sagte: »Mein Gott, wie ich diese Leute hasse.«

»Wen?«

»Die Fotografen.«

Die offensichtliche Lüge ließ ihn schmunzeln. Der Wagen hielt, und ein Bediensteter im Smoking öffnete in dem Moment den Schlag, als die Fotografen den Blick auf den schwarzen Bentley richteten. Der große Carl Trudeau stieg aus, ohne ein Lächeln auf den Lippen, dann folgten die Beine.

43

Brianna wusste genau, was die Fotografen, die Klatschblätter und vielleicht - vielleicht - ein oder zwei Modemagazine wollten. Es ging darum, reichlich nackte Haut zu präsentieren, ohne alles zu offenbaren. Der rechte Fuß berührte den Asphalt zuerst. Er steckte in einem Schuh von Jimmy Choo, bei dem man pro Zeh einhundert Dollar veranschlagen muss-te, und als sie sich geschickt zur Seite drehte, öffnete sich der Mantel. Das Valentino-Kleid rutschte nach oben, und die ganze Welt sah, warum es sich lohnte, Milliardär zu sein und eine Vorzeigefrau zu haben.

Arm in Arm schritten sie über den roten Teppich. Sie winkten den Fotografen zu und ignorierten die paar Journalisten, von denen einer die Frechheit besaß, laut zu rufen: »He, Mr Trudeau, irgendwelche Kommentare zum Urteil aus Mississippi?« Er hörte es nicht oder tat so, als hätte er nichts gehört. Aber er ging etwas schneller, und kurz darauf waren sie in dem Museum, auf sichererem Boden. Zumindest hoffte er das. Sie wurden standesgemäß empfangen, man nahm ihnen die Mäntel ab, lächelte ihnen zu, die Fotografen wirkten sympathischer, alte

Freunde erschienen. Sie tauchten in die schützende Gemeinschaft der Superreichen ein, die alle vorgaben, die Gesellschaft der anderen zu genießen.

Brianna fand eine Seelenverwandte, eine ebenfalls magersüchtige Vorzeigefrau mit einem nahezu identischen Körper -alles vollkommen abgemagert, die absurden Brüste ausgenommen. Carl marschierte direkt in Richtung Bar und hatte sie fast erreicht, als er ausgerechnet von jenem Mann fast angerempelt wurde, dem er auf jeden Fall aus dem Weg gehen wollte.

»Carl, alter Knabe«, sagte der Mann mit Stentorstimme. »Schlechte Nachrichten aus dem Süden, wie ich höre?«

»Ja, sehr schlechte«, antwortete Carl sehr viel leiser, bevor er nach einem Champagnerglas griff und es umgehend an die Lippen setzte.

Pete Flint war die Nummer 228 auf der Porto-Liste der vierhundert reichsten Amerikaner und Carl rangierte auf

44

Platz 310. Beide kannten die Position des anderen genau. Unter den Gästen befanden sich auch die Nummern 87 und 141, dazu kam eine ganze Reihe von Aspiranten, die bisher noch nicht in den Olymp aufgenommen worden waren.

»Ich dachte, deine Jungs hätten alles unter Kontrolle«, bohrte Flint weiter. Er führte ein hohes Glas an die Lippen, das entweder mit Scotch oder mit Bourbon gefüllt war. Irgendwie schaffte er es, eine besorgte Miene aufzusetzen, obwohl er sich alle Mühe geben musste, seine Schadenfreude zu kaschieren.

»Ja, das haben wir auch geglaubt«, antwortete Carl, der seinem Gegenüber mit den dicken Backentaschen am liebsten eine Ohrfeige verpasst hätte.

»Wie sieht's mit der Berufung aus?«, fragte Flint ernst.

»Wir sehen ihr höchst optimistisch entgegen.«

Bei der letztjährigen Auktion hatte Flint bis zum Ende mitgeboten und schließlich das Gemälde *Gehirn, von Kugel zerfetzt* ersteigert. Sechs Millionen für ein Werk, das künstlerisch nichts wert war. Das war der Auftakt einer Kampagne gewesen, Geld für das Museum einzutreiben. Zweifellos würde Flint auch heute wieder mitbieten.

»Gut, dass wir bei Krane letzte Woche short gegangen sind«, sagte er.

Carl schaffte es gerade noch, einen Fluch zu unterdrücken und die Ruhe zu bewahren. Flint war der Boss eines Hedge-fonds, der für seine Risikofreude bekannt war. Hatte er wirklich die Aktien von Krane Chemical gefixt, weil er ein ungünstiges Urteil voraussah? Er bemühte sich, weiterhin eine unbewegte Miene zu wahren.

Flint trank einen Schluck und leckte sich die Lippen. »Tja, unser Mann vor Ort wusste, dass man euch übel mitspielen würde.«

»Wir werden nie auch nur einen Cent bezahlen«, versicherte Carl tapfer.

»Ihr werdet schon morgen früh zahlen, alter Knabe. Wir wetten darauf, dass Kranes Aktie zwanzig Prozent verliert.«

45

Damit wandte er sich um und verschwand. Carl leerte sein Glas und griff nach dem nächsten. Zwanzig Prozent? Sein Gehirn arbeitete fieberhaft. Er hielt einen Anteil von fünfundvierzig Prozent an Krane Chemical, einem Unternehmen mit einem Wert von 3,2 Milliarden Dollar. Diese Summe errechnete sich aus dem heutigen Wert der Aktie bei Börsenschluss. Ein Kurseinbruch von zwanzig Prozent würde ihm Papierverluste von zweihundertachtzig Millionen bescheren. Er würde kein echtes Geld verlieren, aber ihm stand ein harter Tag bevor.

Wahrscheinlich sind zehn Prozent realistischer, dachte er. Seine Experten sahen die Dinge wie er.

War es denkbar, dass Flints Hedgefonds einen bedeutenden Teil der Krane-Aktien verkauft hatte, ohne dass er davon wusste? Denkbar, aber unwahrscheinlich. Flint wollte einfach ein bisschen Salz in seine Wunden reiben.

Wie aus dem Nichts tauchte der Museumsdirektor auf, und Carl war hochofregut, ihn zu sehen. Er würde das Urteil niemals erwähnen, falls er überhaupt davon wusste. Von ihm waren nur Nettigkeiten zu erwarten, und natürlich würde er auch eine Bemerkung über Briannas fabelhaftes Aussehen machen. Er würde nach Sadler fragen und sich erkundigen, welche Fortschritte die Renovierung ihres Hauses in den Hamptons auf Long Island machte.

Während sie über diese Dinge plauderten, gingen sie mit ihren Gläsern durch das dicht bevölkerte Foyer, wo sie unangenehmen Gesprächspartnern auswichen und schließlich vor der Plastik *Missbrauchte Imelda* standen. »Wundervoll, nicht wahr?«, fragte der Direktor.

»Ja, wirklich«, antwortete Carl, der aus dem Augenwinkel Nummer 141 vorbeikommen sah. »Was wird sie bringen?«

»Wir haben heute den ganzen Tag darüber spekuliert. Wer kann das bei diesem Publikum schon wissen? Ich würde sagen, mindestens fünf Millionen.«

»Und wie viel ist sie wert?«

Der Direktor lächelte, da ein Fotograf ein Bild von ihnen schoss. »Das ist ein ganz anderes Thema, oder? Das letzte

46

größere Werk des Bildhauers wurde an einen Japaner verkauft, für ungefähr zwei Millionen. Aber natürlich wollte dieser Japaner keine große Summe für unser kleines Museum spenden.«

Carl trank einen Schluck. Das Museum hatte sich vorgenommen, im Lauf von fünf Jahren einhundert Millionen aufzutreiben. Laut Brianna war das Ziel schon fast zur Hälfte erreicht. Von der Versteigerung dieses Abends wurde ein weiterer großer Sprung nach vorn erwartet.

Ein Kunstkritiker der *New York Times* stellte sich vor und beteiligte sich an ihrem Gespräch. Ob er etwas von dem Urteil weiß?, fragte sich Carl. Der Kritiker und der Direktor diskutierten über den argentinischen Bildhauer und dessen psychische Probleme, während Carl die Skulptur betrachtete und sich fragte, ob er sie wirklich tagtäglich im Foyer seines luxuriösen Penthouse sehen wollte.

Seine Frau wollte es mit Sicherheit.

47

Das vorübergehende Zuhause der Paytons war eine Drei-Zimmer-Wohnung in der ersten Etage eines alten Wohnblocks in der Nähe der Universität. Während seines Studiums hatte Wes in der Nähe gewohnt, und er konnte es immer noch nicht fassen, jetzt wieder in diesem Viertel gelandet zu sein.

Aber es hatte so viele dramatische Veränderungen gegeben, dass kaum Zeit blieb, sich zu lange mit einer zu beschäftigen.

Was hieß vorübergehend? Das war die große Frage für ihn und seine Frau, doch sie hatten wochenlang nicht darüber gesprochen und würden es auch jetzt nicht tun. Vielleicht in ein oder zwei Tagen, wenn sie die Erschöpfung und den Schock überwunden hatten und in einem ruhigen Augenblick über die Zukunft reden konnten. Wes fuhr langsam über den Parkplatz und kam an einem überquellenden Müllcontainer vorbei, neben dem der Boden mit Abfall übersät war, meistens leere Bierdosen und Flaschen, von denen etliche in Stücke gegangen waren. Die Studenten amüsierten sich damit, ihr Leergut aus den oberen Stockwerken über die parkenden Autos hinweg in Richtung des Müllcontainers zu werfen. Wenn die Flaschen zersplitterten, gab es einen Riesenlärm, und der akademische Nachwuchs hatte seinen Spaß. Andere Bewohner fanden den Krach weniger lustig. Für die tief gesunkenen Paytons war er manchmal unerträglich.

Der Eigentümer des Wohnblocks, ein alter Mandant, wurde in der Stadt - zumindest von den Studenten - als Mietwucherer gesehen, der aus heruntergekommenem Wohn-

49

räum so viel wie möglich herauszuholen gedachte. Er hatte den Paytons die Wohnung angeboten, und nach dem per Handschlag abgeschlossenen Mietvertrag waren jeden Monat tausend Dollar fällig. Mittlerweile lebten sie seit sieben Monaten hier, hatten aber nur für drei bezahlt. Trotzdem beteuerte der Vermieter, er mache sich keine Sorgen. Er wartete geduldig, zusammen mit etlichen anderen Gläubigern. Die Kanzlei Payton & Payton hatte in der Vergangenheit bewiesen, dass sie Mandanten gewinnen und Geld machen konnte, und war mit Sicherheit in der Lage, ein überzeugendes Comeback zu starten.

Wir werden es versuchen, dachte Wes, während er den Wagen in eine Parklücke manövrierte. Reichen einundvierzig Millionen als Startkapital? Für einen Augenblick fühlte er sich besser, dann kehrte die Müdigkeit zurück.

Als sie aus dem Auto stiegen, folgten sie mechanisch der grauenhaften Gewohnheit, ihre Aktentaschen mitzunehmen. »Nein«, verkündete Mary Grace plötzlich. »Heute Abend wird nicht gearbeitet. Wir lassen die Unterlagen im Auto.«

»Okay, Ma'am.«

Sie eilten die Stufen hoch, durch das Treppenhaus hallte laute Rapmusik. Mary Grace zog den Schlüssel aus der Tasche, schloss die Tür auf, und dann standen sie in der Wohnung, wo die beiden Kinder mit Ramona, ihrem aus Honduras stammenden Kindermädchen, vor dem Fernseher saßen. Die neunjährige Liza stürmte auf ihre Eltern zu und rief: »Mami, wir haben gewonnen!«

Mary Grace hob sie in die Luft und drückte sie fest an sich. »Ja, mein Liebling, wir haben gewonnen.«

»Vierzig Milliarden!«

»Millionen, Liebling, nicht Milliarden.«

Der fünfjährige Mack rannte zu seinem Vater, der ihn hochnahm, und für einen langen Augenblick blieben sie in der engen Diele stehen, ihre Kinder umarmend. Zum ersten Mal seit der Urteilsverkündung sah Wes Tränen in den Augen seiner Frau.

50

»Ihr wart im Fernsehen«, sagte Liza.

»Du hast müde ausgesehen«, sagte Mack zu seinem Vater.

»Ich *bin* müde.«

Ramona betrachtete sie aus einem gewissen Abstand, mit einem kaum wahrnehmbaren Lächeln auf den Lippen. Sie wusste nicht genau, was das Urteil bedeutete, hatte aber begriffen, dass es eine positive Neuigkeit war.

Sie legten die Jacken ab und zogen die Schuhe aus. Dann ließ sich die kleine Payton-Familie auf das schöne, weich gepolsterte Ledersofa fallen, wo sie sich umarmten, kitzelten und über die Schule plauderten. Wes und Mary Grace hatten es geschafft, einen Großteil ihrer Möbel zu

behalten, sodass die schäbige Wohnung noch ein paar angenehme Anblicke bot, die sie nicht nur an die Vergangenheit erinnerten, sondern auch - noch wichtiger - ein Ansporn für die Zukunft waren. Dies war nur ein Interimszustand, ein unerwarteter Zwischenstopp.

Da der Boden des Wohnzimmers mit Heften und Papieren übersät war, konnte kein Zweifel daran bestehen, dass die Kinder ihre Hausaufgaben bereits gemacht hatten, bevor der Fernseher eingeschaltet worden war.

»Ich sterbe vor Hunger«, verkündete Mack, während er vergeblich versuchte, die Krawatte seines Vaters zu lockern.

»Mama sagt, es gibt Makkaroni mit Käse.«

»Super!« Die beiden Kinder waren einverstanden, und Ramona verschwand in der Küche.

»Ziehen wir jetzt in ein neues Haus?«, fragte Liza.

»Ich dachte, dir gefällt's hier«, sagte Wes.

»Schon, aber wir suchen doch trotzdem, oder?«

»Natürlich.«

Übermäßig viel hatten sie den Kindern nicht erzählt. Allerdings hatten sie Liza in Grundzügen über den Prozess aufgeklärt - ein skrupelloses Unternehmen versuche das Wasser, wodurch viele Menschen krank geworden seien. Sie hatte erwidert, sie möge dieses Unternehmen auch nicht. Und wenn die Familie in eine Wohnung ziehen müsse, um

51

den Kampf mit diesem Gegner aufzunehmen, sei sie damit einverstanden.

Trotzdem war es eine traumatische Erfahrung gewesen, das schöne neue Eigenheim verlassen zu müssen. Dort hatte Liza ein rosa und weiß gestrichenes Zimmer gehabt und alles besessen, was sich ein Mädchen nur wünschen konnte. Jetzt musste sie sich ein kleineres Zimmer mit ihrem Bruder teilen, und obwohl sie sich nicht beklagte, war sie doch neugierig zu erfahren, wie lange dieser Zustand noch andauern würde. Mack war in der Regel zu sehr mit Gedanken an den Ganztagskindergarten beschäftigt, um sich über seine häusliche Unterbringung Gedanken zu machen.

Beide Kinder vermissten das alte Viertel, wo es hinter den großen Häusern Swimmingpools und Fitnessgeräte gab. Ihre Freunde wohnten nebenan oder um die Ecke. Sie gingen auf eine Privatschule, wo es keine Probleme gab. Auch die Kirche war an der nächsten Straßenecke, und sie kannten jeden, der sie besuchte. Jetzt mussten sie in eine öffentliche, städtische Schule, wo sehr viel mehr schwarze als weiße Gesichter zu sehen waren, und sie gingen in die Gottesdienste einer Episkopalkirche im Zentrum, wo jedermann willkommen war.

»So bald werden wir nicht umziehen«, sagte Mary Grace. »Aber vielleicht können wir uns ja schon mal nach einem neuen Haus umsehen.«

»Ich sterbe vor Hunger«, wiederholte Mack.

Das Thema neues Haus wurde gewohnheitsmäßig schnell umgangen, wenn eines der Kinder es ansprach, und auch jetzt stand Mary Grace auf, damit es nicht vertieft werden musste. »Komm, wir machen das Essen«, sagte sie zu Liza.

Wes griff nach der Fernbedienung und schaute Mack an. »Und wir kucken *SportsCenter*.« Alles, nur nicht die Nachrichten des Lokalsenders.

»Okay.«

Ramona hatte schon Wasser aufgesetzt und schnitt eine Tomate. Mary Grace umarmte sie flüchtig. »Hattet ihr einen angenehmen Tag?« Ja, antwortete Ramona. Keine Probleme

52

in der Schule, Hausaufgaben bereits erledigt. Liza verschwand in ihrem Zimmer. Am Kochen zeigte sie bisher noch kein Interesse.

»War es ein guter Tag für Sie?«, fragte Ramona.

»Ja, ein sehr guter. Wir nehmen den weißen Cheddarkäse.« Sie fand ihn im Kühlschrank und begann, ihn zu reiben.

»Werden Sie jetzt Ruhe finden?«, fragte Ramona.

»Ja, zumindest für ein paar Tage.« Durch einen Freund, den sie regelmäßig in der Kirche trafen, waren sie auf Ramona gestoßen, die sich halb verhungert in einem Schlupfwinkel in Baton Rouge versteckt hatte, wo sie auf einem Feldbett schlief und sich von Lebensmitteln ernährte, die für Hurrikanopfer geschickt worden waren. Sie hatte eine zermürende dreimonatige Reise hinter sich, die in Mittelamerika begonnen und sie durch Mexiko nach Texas und Louisiana geführt hatte, wo sich keine der Hoffnungen erfüllte, mit denen sie geködert worden war. Keine Arbeit, keine Gastfamilie, keine Papiere, niemand, der sich um sie kümmerte.

Unter normalen Umständen wären die Paytons nie auf die Idee gekommen, eine illegale Einwanderin als Kindermädchen zu beschäftigen, aber sie entschlossen sich schnell, sie bei sich aufzunehmen. Sie brachten ihr auf abgeschiedenen Straßen das Autofahren bei, dann die Geheimnisse des Mobiltelefons und des Computers, schließlich den Umgang mit den Küchengeräten und überzeugten sie von der Notwendigkeit, Englisch zu lernen. In ihrem Heimatland hatte sie eine gute katholische Schule besucht, und nun verbrachte sie die Tage in der Wohnung der Paytons, wo sie beim Putzen die Sätze der Leute im Fernsehen nachsprach. Nach acht Monaten hatte sie beeindruckende Fortschritte gemacht. Trotzdem zog sie es vor, anderen zuzuhören, besonders Mary Grace, die ihrerseits jemanden brauchte, dem sie ihr Herz ausschütten konnte. An den wenigen Abenden während der letzten vier Monate, an denen Mary Grace selbst gekocht hatte, redete sie ohne Punkt und Komma, während Ramona aufmerksam lauschte. Es war eine wundervolle Therapie, be-

53

sonders nach einem harten Tag in einem Gerichtssaal voller nervöser und gereizter Männer.

»Keine Probleme mit dem Auto?«, fragte Mary Grace wie jeden Abend. Ihr Zweitwagen war ein alter Honda Accord, der noch keine Schramme oder Beule bekommen hatte, seit Ramona damit fuhr. Aus etlichen Gründen hatten sie Angst, sie nach Gutdünken durch die Straßen von Hattiesburg fahren zu lassen - eine illegale, unsicher fahrende Einwanderin ohne Führerschein in einem Honda mit Hunderttausenden Kilometern auf dem Tacho und zwei glücklichen kleinen Kindern auf der Rückbank. Sie hatten Ramona beigebracht, die Kinder auf einem unauffälligen Weg durch Seitenstraßen zur Schule zu bringen. Dasselbe galt, wenn sie einkaufen oder -falls es sich nicht vermeiden ließ - in der Kanzlei vorbeischauchen musste. Sollte sie trotzdem irgendwann angehalten werden, hatten sie vor, die Polizisten, den Staatsanwalt und den Richter anzuflehen, ein Auge zuzudrücken. Sie kannten sie gut.

Wes wusste aus verlässlicher Quelle, dass der amtierende Stadtrichter selbst einen illegalen Einwanderer beschäftigte, der in seinem Garten Unkraut jätete und den Rasen mähte.

»Wir hatten einen guten Tag«, antwortete Ramona. »Keine Probleme, alles in Ordnung.«

Tatsächlich, ein guter Tag, dachte Mary Grace, während sie den Käse zu schmelzen begann.

Das Telefon klingelte, und Wes nahm zögernd ab. Ihre Nummer stand nicht im Telefonbuch, weil irgendein Verrückter sie einmal bedroht hatte. Eigentlich benutzten sie fast nur ihre Mobiltelefone. Er lauschte, sagte etwas, legte auf und kam in die Küche, wo er die beiden Frauen beim Kochen störte.

»Wer war's?«, fragte Mary Grace besorgt. Jeder Anruf über die Festnetzverbindung erregte Misstrauen.

»Sherman aus der Kanzlei. Dort hängen ein paar Reporter herum, die die neuen Stars suchen.« Sherman war eine ihrer juristischen Hilfskräfte.

»Warum ist er in der Kanzlei?«, fragte Mary Grace.

54

»Wahrscheinlich kann er ohne Arbeit nicht leben. Haben wir Oliven für den Salat?«

»Nein. Was hast du ihm gesagt?«

»Dass er einen erschießen soll, damit der Rest verschwindet.«

»Schleudern Sie bitte den Salat«, sagte sie zu Ramona.

Sie zwängten sich zu fünft an einen kleinen Tisch in einer Ecke der Küche und hielten sich bei den Händen, als Wes das Tischgebet sprach und sich für die guten Dinge des Lebens bedankte, für die Familie, die Freunde und die Schule. Und für das Essen, das auf dem Tisch stand. Außerdem war er dankbar für diese kluge und großzügige Jury, die ein so fantastisches Urteil gefällt hatte, doch sie konnte er später noch in ein Gebet einschließen. Zuerst wurde der Salat herumgereicht, dann folgten die Makkaroni und der Käse.

»Gehen wir campen, Dad?«, platzte es nach dem ersten Bissen aus Mack heraus.

»Klar«, antwortete Wes, dessen Rücken plötzlich schmerzte. »Campen« in der Wohnung hieß, dass der Boden des Wohnzimmers mit Decken, Kissen und Steppdecken bedeckt und dass dort geschlafen wurde, gewöhnlich am Freitagabend, wobei der Fernseher bis tief in die Nacht lief. Spaß machte das Ganze nur, wenn Mom und Dad mit von der Partie waren. Auch Ramona wurde stets eingeladen, aber sie lehnte dankend ab.

»Trotzdem ist zur gleichen Zeit Schluss«, sagte Mary Grace. »Ihr müsst morgen in die Schule.«

»Zehn Uhr.« Liza versuchte zu handeln.

»Neun«, sagte Mary Grace. Das Zugeständnis einer zusätzlichen halben Stunde ließ die beiden Kinder lächeln.

Mary Grace genoss den Augenblick. Sie war glücklich, dass es mit dem Stress möglicherweise fürs Erste vorbei war. Vielleicht würde sie jetzt etwas Ruhe finden. Sie würde ihre Kinder zur Schule bringen, deren Klassenkameraden kennenlernen und die Mahlzeiten mit ihnen einnehmen. Im Augenblick sehnte sie sich nur danach, eine gute Mutter zu sein, und ihr graute schon jetzt vor dem Tag, an dem sie wieder einen Gerichtssaal betreten musste.

55

An Mittwochabenden veranstaltete die Pine Grove Church ein Essen, zu dem jeder etwas mitbrachte, und die Anzahl der Gäste war beeindruckend. Die gut besuchte Kirche stand mitten im Ort, für viele Gläubige, die sonntags und mittwochs kamen, war sie nur ein oder zwei Straßenecken entfernt. Die Türen des Gotteshauses waren achtzehn Stunden am Tag geöffnet, und der Pastor, der in einem Pfarrhaus hinter der Kirche wohnte, war jederzeit für seine Schäfchen da.

Der Schmaus fand im Gemeindesaal statt, einem hässlichen Stahlkasten direkt neben der Kirche, wo auf Klappischen Kasserollen mit Auflauf standen. Außerdem gab es einen Korb mit hellen Brötchen, eine große Kanne mit gesüßtem Tee und natürlich reichlich Wasser in Flaschen. An diesem Abend würden noch mehr Leute kommen als sonst, und alle hofften, dass sich Jeannette zeigen würde. Heute musste gefeiert werden.

Die Gemeinde war auf ihre Unabhängigkeit bedacht, und es gab keinerlei Verbindungen zu anderen Glaubensgemeinschaften, was den Gründer der Pine Grove Church, Pastor Denny Ott, insgeheim mit Stolz erfüllte. Die Kirche war vor Jahrzehnten von Baptisten gebaut worden, doch deren Gemeinde war von den gleichen Auflösungserscheinungen betroffen wie Bowmore insgesamt. Als Ott eintraf, bestand sie nur noch aus ein paar schwer gezeichneten Seelen. Jahrelange interne Auseinandersetzungen hatten die Zahl der Mitglieder dezimiert. Ott verscheuchte den Rest, öffnete die Türen und ging auf die Menschen zu.

Er war nicht sofort akzeptiert worden, vornehmlich aus dem Grund, weil er »aus dem Norden« kam und eine saubere, deutliche Aussprache hatte. In einem Bibelkolleg in Ne-braska hatte er eine junge Frau aus Bowmore kennengelernt, die ihn in den Süden mitnahm, wo er sich durch eine Reihe von Missgeschicken plötzlich auf dem Posten eines Interimspfarrers der Second Baptist Church wiederfand. Eigentlich war er gar kein Baptist, doch da es in der Gegend nur so wenige junge Geistliche gab, konnte es sich die Kirche nicht leisten,

56

wählerisch zu sein. Ein halbes Jahr später waren alle Baptisten verschwunden, und Kirche und Gemeinde hatten einen neuen Namen.

Ott trug einen Bart und predigte häufig im Flanellhemd und mit Wanderstiefeln an den Füßen. Krawatten waren nicht verboten, wurden aber argwöhnisch beäugt. Es war eine Kirche des

Volkes, wo jeder auch dann Frieden und Trost finden konnte, wenn er nicht im Sonntagsstaat auftauchte. Pastor Ott schaffte den Gebrauch der King-James-Bibel und des alten Gesangbuchs ab. Er hatte kein besonderes Faible für die traurigen Choräle altmodischer Pilger. Die Gottesdienste wurden aufgelockert und durch den Einsatz von Gitarren und Diashows modernisiert. Er glaubte und predigte, Armut und Ungerechtigkeit seien wichtigere gesellschaftliche Themen als Abtreibung und die Rechte von Homosexuellen, aber insgesamt hielt er sich in politischen Dingen zurück.

Die Gemeinde wuchs und prosperierte, obwohl er sich um Geld nicht scherte. Ein Freund aus dem Priesterseminar leitete eine Mission in Chicago, und über ihn erhielt Ott große Mengen gebrauchter, aber tragbarer Kleidungsstücke für die »Kleiderkammer« der Kirche. Er bettelte die größeren Gemeinden in Hattiesburg und Jackson an und unterhielt mit ihren Spenden eine gut gefüllte Speisekammer an einem Ende des Gemeindesaals. Und er leierte den Pharmafirmen überschüssige Medikamente aus der Tasche, sodass er die »Apotheke« der Kirche mit handelsüblichen Arzneimitteln bestücken konnte.

Denny Ott fühlte sich für das Wohlergehen von ganz Bow-more zuständig, und wenn er es verhindern konnte, musste niemand unter freiem Himmel schlafen oder hungrig oder krank ins Bett gehen. Nicht, solange er im Dienst war, und er war praktisch immer im Dienst.

Er hatte sechzehn Gemeindemitglieder beerdigt, die durch Krane Chemical ums Leben gekommen waren, ein Unternehmen, das er so hasste, dass er unablässig dafür um Vergebung betete. Sein Hass galt nicht den namen- und gesichts-

57

losen Menschen, denen das Unternehmen gehörte; das wäre mit seinem Glauben nicht vereinbar gewesen. Nein, er hasste das Unternehmen selbst. War das eine Sünde? Dieses Problem nagte Tag für Tag an ihm, und um auf der sicheren Seite zu sein, betete er einfach weiter.

Alle sechzehn Toten waren auf einem kleinen Friedhof neben der Kirche bestattet worden. Wenn es draußen warm war, mähte er das Gras zwischen den Grabsteinen, war es kalt, strich er den weißen Lattenzaun, der den Friedhof umgab und das Wild fernhielt. Obwohl er es nicht so geplant hatte, war seine Kirche zur Koordinationsstelle der Proteste gegen Krane Chemical in Cary County geworden. Fast alle Gemeindemitglieder hatten direkt oder indirekt mit dem Tod oder mit Krankheiten Bekanntschaft gemacht, die durch die Aktivitäten des Chemiekonzerns verursacht worden waren.

Die ältere Schwester seiner Frau hatte gemeinsam mit Mary Grace Shelby die Highschool von Bowmore abgeschlossen. Pastor Ott und die Paytons standen einander sehr nahe. Oft saß der Geistliche bei geschlossener Tür in seinem Arbeitszimmer und ließ sich per Telefon juristisch beraten. Im Gemeindesaal waren Dutzende von eidlichen Aussagen zu Protokoll gegeben worden, in Anwesenheit von Anwälten aus großen Städten. Ott verachtete die Firmenanwälte fast so sehr wie das Unternehmen selbst.

Während des Prozesses hatte Mary Grace häufig bei Pastor Ott vorbeigeschaut und ihn davor gewarnt, zu optimistisch zu sein. Er war es nicht gewesen. Als sie ihn vor zwei Stunden angerufen und über den erstaunlichen Ausgang des Verfahrens informiert hatte, war er vor Freude mit seiner Frau im Pfarrhaus herumgetanzt. Krane war verurteilt, gedemütigt, bloßgestellt worden. Die Gerechtigkeit hatte gesiegt. Endlich.

Als er seine Schäfchen begrüßte, sah er Jeannette mit ihrer Stiefschwester und ihrer Clique eintreten. Sofort war sie von Leuten umringt, die ihr nahestanden, ihren Triumph mit ihr teilen und ihr etwas ins Ohr flüstern wollten. Jeannette nahm

58

im hinteren Teil des Raumes Platz, in der Nähe des alten Klaviers, und es bildete sich eine Schlange vor ihr. Sie brachte es fertig, ein paarmal zu lächeln und sich zu bedanken, aber sie wirkte schwach und gebrechlich.

Da der Auf lauf in den Kasserollen von Minute zu Minute kälter wurde, rief Pastor Ott seine so

zahlreich erschienenen Schäfchen zur Ordnung, sprach ein hochtrabendes Dankgebet und sagte nach dem furiosen Finale: »Lasset uns essen.«

Wie immer bekamen die Kinder und die Alten zuerst, als das Essen verteilt wurde. Ott ging in den hinteren Teil des Saales und saß kurz darauf neben Jeannette. Als die anderen sich nach und nach weniger für sie als für das Essen interessierten, flüsterte sie dem Pastor zu: »Ich würde gern auf den Friedhof gehen.«

Er begleitete sie durch eine Seitentür auf einen schmalen Kiesweg, der hinter der Kirche steil abfiel und nach fünfzig Metern zu dem kleinen Friedhof führte. Langsam und schweigend gingen sie durch die Finsternis. Ott öffnete das Tor, und sie betraten den gut gepflegten Friedhof. Die Grabsteine waren klein. In der Stadt lebten arbeitende Menschen, die sich keine großen Gedenksteine oder Mausoleen leisten konnten, mit denen bedeutende Menschen geehrt werden.

Vier Reihen weiter kniete sich Jeannette rechts zwischen zwei Gräbern nieder. In einem war Chad beerdigt worden, ein kränkliches Kind, das mit sechs Jahren an Krebs gestorben war. In dem anderen Grab waren die sterblichen Überreste ihres Mannes Pete beigesetzt, mit dem sie acht Jahre verheiratet gewesen war. Vater und Sohn, Seite an Seite ruhend, für immer. Sie besuchte ihre Gräber mindestens einmal pro Woche und wünschte sich jedes Mal, ihnen nachzufolgen. Während sie beide Grabsteine gleichzeitig streichelte, begann sie leise zu reden: »Hallo, Jungs, ich bin's, Mom. Ihr würdet nicht glauben, was heute passiert ist.«

Pastor Ott entfernte sich, um sie allein zu lassen mit ihren Tränen, Gedanken und leisen Worten, die er nicht hören wollte. Er wartete am Tor, und während die Minuten ver-

59

strichen, beobachtete er, wie sich die Schatten zwischen den Grabsteinen bewegten, wenn das Mondlicht durch die da-hintreibenden Wolken drang. Er hatte Chad und Pete beerdigt - und vierzehn andere Mitglieder seiner Gemeinde, die von Krane Chemical vergiftet worden waren. Sechzehn insgesamt, und die Menschen starben weiter. Sechzehn schweigende Opfer, die sich jetzt vielleicht doch noch Gehör verschafft hatten. Eine Stimme von dem kleinen, mit einem Lattenzaun umgebenen Friedhof neben der Kirche von Pine Grove war endlich erhört worden. Eine laute, wütende Stimme, die Gerechtigkeit verlangte.

Er sah Jeannettes Schatten, hörte sie reden.

In den Augenblicken vor Petes Ende hatte er mit ihm gebetet, in Chads Todesstunde dessen Stirn geküsst. Er hatte Geld gesammelt für die Särge und Bestattungen. Dann hatten er und zwei seiner Diakone die Gräber ausgehoben. Zwischen den beiden Beerdigungen hatten acht Monate gelegen.

Jeannette richtete sich auf, verabschiedete sich von ihren Toten und ging zu Ott.

»Wir sollten wieder reingehen«, sagte er.

»Ja, haben Sie vielen Dank«, erwiderte sie, sich mit dem Handrücken über die Wange wischend.

Mr Trudeaus Tisch hatte fünfzigtausend Dollar gekostet, und wenn man einen Scheck über eine solche Summe ausstellte, konnte man verdammt noch mal ja wohl selbst bestimmen, wer daran Platz nehmen durfte. Zu seiner Linken saß Brianna, neben ihr ihre enge Freundin Sandy, ebenfalls eine bis aufs Skelett abgemagerte Person, die gerade das Kapitel ihrer zweiten Ehe abgeschlossen hatte und nun auf der Jagd nach Ehemann Nummer drei war. Rechts neben ihm saß ein befreundeter ehemaliger Banker mit Frau, was ihm angenehm war, da sie vorzugsweise über Kunst redeten. Direkt gegenüber hatte sein Urologe nebst Gattin Platz genommen, und er hatte sie vornehmlich deshalb an seinen Tisch gebeten, weil sie so schweigsam waren. Dann war da noch ein Mit-

60

arbeiter der Trudeau Group, eine Führungskraft aus der zweiten Reihe, der Pech gehabt hatte und nur hier war, weil sein Boss es so wollte.

Der illustre Koch hatte ein abwechslungsreiches Menü zusammengestellt. Zuerst wurde Kaviar mit Champagner serviert, danach eine Hummercremesuppe, anschließend eine kleine Portion Foie gras. Dann ging es für die Fleischesser mit schottischen Rebhühnern weiter, für die Vegetarier mit Meerfenchel. Als Dessert gab es eine fantastische Eiskreation. Zu jedem Gang, selbst zum Eis, wurde ein anderer Wein gereicht.

Carl leerte jeden Teller, den man vor ihn stellte, und jedes Weinglas. Er unterhielt sich nur mit dem Banker, weil der die Nachricht aus dem Süden kannte und voller Mitgefühl zu sein schien. Brianna und Sandy lästerten leise über die anderen Parvenüs unter den Gästen. Dabei aßen sie praktisch nichts und schoben das Essen nur auf dem Teller hin und her. Carl war halb betrunken und hätte fast eine Bemerkung gemacht, als seine Frau selbst mit dem Grünzeug nur herumspielte. »Hast du eigentlich eine Ahnung, was der verdammte Fraß kostet?«, hätte er am liebsten gefragt, aber es war sinnlos, einen Streit zu provozieren.

Der berühmte Koch, dessen Namen er vorher nie gehört hatte, wurde vorgestellt und von den vierhundert Gästen, von denen nach fünf Gängen keiner satt geworden war, mit Standing Ovations gefeiert. Doch an diesem Abend ging es nicht ums Essen. Es ging ums Geld.

Nach zwei kurzen Ansprachen trat der Auktionator nach vorn. Die Skulptur *Missbrauchte Imelda* wurde in das Atrium gerollt, an einem fahrbaren Kran hängend. Sie baumelte fünf Meter über dem Boden, damit sie von allen in Augenschein genommen werden konnte. Im Licht der Scheinwerfer, die an einen Konzertsaal erinnerten, wirkte sie noch exotischer. Während die Tische von einem Heer illegaler Einwanderer mit Krawatten und schwarzen Sakkos abgeräumt wurden, verstummten die Gespräche allmählich.

61

Der Auktionator redete über das Kunstwerk, die Menge lauschte. Dann sprach er über den Künstler, und jetzt hörten alle genau hin. War er wirklich verrückt? Geisteskrank? Akut suizidgefährdet? Sie wollten Einzelheiten, doch der Auktionator ließ sich nicht darauf ein. Er war ganz der seriöse Engländer, wie er im Buche steht, wodurch die Summe beim Zuschlag mindestens um eine Million höher ausfallen würde.

»Ich schlage vor, wir beginnen mit fünf Millionen«, sagte er in einem nasalen Tonfall, und das Publikum schnappte nach Luft.

Plötzlich verlor Brianna jedes Interesse an Sandy. Sie rückte dicht an Carl heran, klimperte mit den Wimpern und legte eine Hand auf seinen Oberschenkel. Er ignorierte es und nickte einem Assistenten des Auktionators zu, mit dem er bereits gesprochen hatte und der ein Zeichen in Richtung Podium gab. Damit war das Bietergefecht um die *Imelda* eröffnet.

»Da haben wir auch schon ein Gebot von fünf Millionen«, verkündete der Auktionator. Donnernder Applaus. »Eine gute Ausgangsposition, vielen Dank. Aber wir sollten sechs ins Auge fassen.«

Sechs, sieben, acht, neun, dann bot Carl zehn. Er schaffte es, die ganze Zeit über zu lächeln, aber ihm drehte sich der Magen um. Wie viel würde ihn diese Scheußlichkeit kosten? Es waren mindestens sechs Milliardäre anwesend und etliche, die kurz davor standen, es zu werden. Jede Menge aufgeblähte Egos, jede Menge Geld, doch im Augenblick brauchte niemand so dringend eine positive Schlagzeile wie Carl Trudeau.

Und Pete Flint wusste das.

Bei elf Millionen waren zwei Bieter ausgestiegen. »Wie viele sind noch dabei?«, fragte Carl flüsternd den Banker, dessen Blick auf der Suche nach der Konkurrenz über die Menge glitt.

»Außer Pete Flint höchstens noch einer.«

Der Dreckskerl. Als er zwölf bot, steckte praktisch schon Briannas Zunge in seinem Ohr.

62

»Zwölf Millionen.« Die Menge brach in Applaus und Hurrarufe aus, und der kluge Auktionator sagte: »Vielleicht sollten wir einen Augenblick nach Luft schnappen.« Alle nippten an ihrem Glas, Carl stürzte seinen Wein hinunter. Pete Flint saß zwei Tische hinter ihm, aber er

wagte es nicht, sich umzudrehen und seinem Widersacher in die Augen zu blicken.

Wenn Flint wirklich Aktien verkauft hatte, würde er Millionen an dem Urteil verdienen. Carl hatte deswegen gerade Millionen verloren. Natürlich waren es nur Buchverluste, aber war das nicht immer so?

Die *Imelda* war dagegen real, fassbar, ein Kunstwerk. Das Bietergefecht durfte er nicht verlieren, zumindest nicht, wenn der andere Bieter Pete Flint hieß.

Die Runden dreizehn, vierzehn und fünfzehn wurden von dem Auktionator geschickt in die Länge gezogen, und am Ende gab es stürmischen Applaus. Mittlerweile wussten alle, dass hier Carl Trudeau gegen Pete Flint antrat. Als der Beifall nachließ, bereiteten sich die beiden Schwergewichtler auf die nächste Runde vor. Carl bot sechzehn Millionen und nickte befriedigt, da wieder alles zu klatschen begann.

»Wie war's mit siebzehn?«, rief der Auktionator, der seine Aufregung auch nicht mehr kaschieren konnte.

Stille, für einen langen Augenblick. Knisternde Spannung. »Nun gut, dann also sechzehn. Zum Ersten, zum Zweiten ... Halt, da werden siebzehn Millionen geboten.«

Carl hatte schon die ganze Zeit über Schwüre geleistet und wieder gebrochen, doch er war fest entschlossen, nicht über siebzehn Millionen hinauszugehen. Als der Tumult sich beruhigte, lehnte er sich zurück, cool wie jeder Unterneh-mensboss, der mit Milliarden jonglieren kann. Für ihn war die Sache gelaufen, und er war froh, dass es vorbei war. Damit hatte Flint nicht gerechnet, und jetzt musste *der* die siebzehn Millionen für die gute alte *Imelda* blechen.

»Darf ich fragen, ob jemand achtzehn bietet?« Tosender Applaus. Zeit für Carl, noch einmal nachzudenken. Siebzehn oder achtzehn Millionen, was machte das für einen Unter-

63

schied? Wenn er achtzehn bot, würde Flint begreifen, dass er, Carl Trudeau, bereit war, bis zum bitteren Ende zu gehen.

Es war einen Versuch wert.

»Achtzehn?«, fragte der Auktionator.

»Ja«, sagte Carl so laut, dass es viele Gäste hörten. Es funktionierte. Pete Flint zog es vor, sein Geld zu behalten, und beobachtete höchst amüsiert, wie der große Carl Trudeau ein lausiges Geschäft unter Dach und Fach brachte.

»Der Zuschlag geht für achtzehn Millionen an Mr Carl Trudeau«, rief der Auktionator, und die Zuschauer sprangen auf.

Die Skulptur wurde herabgelassen, damit ihre neuen Besitzer daneben posieren konnten. Viele andere, zugleich neidisch und stolz, starrten mit offenem Mund die Trudeaus und deren Erwerbung an. Eine Band begann zu spielen, jetzt wurde das Tanzbein geschwungen. Briannas Sinne waren aufgepeitscht - die Irrsinnssummen hatten sie in einen Taumel versetzt -, und irgendwann während des ersten Tanzes musste Carl sie sanft ein Stück zurückstoßen. Sie war erregt und lüstern und zeigte so viel Fleisch wie möglich. Die Leute starrten sie an, und sie hatte nicht das Geringste dagegen.

»Lass uns verschwinden«, sagte Carl nach dem zweiten Tanz.

Im Lauf der Nacht hatte Wes es irgendwie geschafft, das Sofa in Beschlag zu nehmen, das deutlich bequemer war als der Boden, und als er vor der Morgendämmerung aufwachte, lag Mack neben ihm, dicht an ihn gedrängt. Mary Grace und Liza schliefen fest, auf dem Boden unter ihnen, in warme Decken gewickelt. Sie hatten ferngesehen, bis die beiden Kinder eingeschlafen waren, und dann leise eine Flasche billigen Champagner, die sie für eine besondere Gelegenheit aufbewahrt hatten, geöffnet und ausgetrunken. Die Kombination von Alkohol und Erschöpfung warf sie um, und sie schworen sich, die Augen nie mehr zu öffnen.

Trotzdem war Wes schon fünf Stunden später wach und konnte nicht mehr einschlafen. In Gedanken war er wieder im Gerichtssaal, schwitzend und nervös, sah die Geschworenen hereinkommen, sah sich beten und ihre Mienen studieren, ob sie etwas verrieten. Dann hörte er die majestätischen Worte von Richter Harrison. Worte, die er nie vergessen würde.

Heute lag ein schöner Tag vor ihm, und er wollte ihn nicht länger auf dem Sofa vergeuden.

Er stand vorsichtig auf, um Mack nicht zu wecken, deckte ihn zu und schlich leise in das schmale Elternschlafzimmer, wo er eine Turnhose, Laufschuhe und ein Sweatshirt anzog. Während des Prozesses hatte er versucht, jeden Tag Zeit zum Laufen zu finden, auch wenn es häufig nur um Mitternacht oder um fünf Uhr morgens gelang. Vor einem Monat hatte er sich einmal um drei Uhr morgens knapp zehn Kilometer von der Wohnung entfernt wiedergefunden. Beim Laufen be-

kam er einen klaren Kopf, und es half gegen den Stress. Unterwegs, wenn er durch die Finsternis lief, entwarf er Strategien für das Kreuzverhör von Zeugen, stritt sich mit Jared Kurtin, richtete Gesuche an die Juroren und dachte über ein Dutzend andere Aufgaben nach.

Vielleicht gelang es ihm, bei diesem Laufan etwas anderes zu denken als an den Prozess. An einen Urlaub. Einen Strand. Aber die Berufung erfüllte ihn schon jetzt mit Sorge.

Mary Grace rührte sich nicht, als er sich aus der Wohnung stahl und die Tür hinter sich schloss. Es war Viertel nach fünf.

Er ersparte sich die Dehnübungen und lief sofort los, über die Hardy Street in Richtung des Campus der University of Southern Mississippi. Die Gegend war ihm wohlvertraut. Er umrundete die Studentenwohnheime - in einem hatte er einst selbst gelebt - und das Footballstadion, wo er gespielt hatte. Nach einer halben Stunde betrat er das Java Werks, den von ihm am meisten geschätzten Coffeeshop, der nur einen Katzensprung von der Universität entfernt war. Er legte vier 25-Cent-Stücke auf die Theke und bestellte eine kleine Tasse Kaffee. Ein Dollar. Fast hätte er gelacht, als er die vier Münzen abzählte. Er musste sich den Kaffee vom Mund absparen und war immer auf der Suche nach Kleingeld.

Am Ende der Theke lagen ein paar Morgenzeitungen. Die fette Schlagzeile auf der Titelseite des *Hattiesburg American* lautete: »K. o. für Krane Chemical - Jury fordert 41 Millionen«. Es gab

ein großes, gelungenes Foto von Mary Grace und ihm, wie sie das Gerichtsgebäude verließen, müde, aber glücklich. Und ein kleineres von Jeannette Baker, die immer noch weinte. In dem Artikel wurden etliche Anwälte und einige der Geschworenen zitiert, wobei ein beeindruckendes Statement von Dr. Leona Rocha auffiel, die bei der Urteilsfindung offenbar ein gewichtiges Wörtchen mitgeredet hatte. Neben anderen prägnanten Formulierungen wurde auch diese zitiert: »Krane Chemicals arrogante und berechnende Zerstörung unserer Umwelt und das Desinteresse der Firma an der Gesundheit unserer Mitbürger haben uns wütend ge-

66

macht. Dasselbe gilt für ihre Versuche, ihre Sünden zu verschleiern.«

Wes liebte diese Frau. Er verschlang den langen Artikel und ließ den Kaffee kalt werden. Die größte Zeitung des Bundesstaats, der in Jackson erscheinende *Clarion-Ledger*, hatte sich für eine zurückhaltende, aber nicht weniger beeindruckende Schlagzeile entschieden: »Jury befindet Krane Chemical für schuldig - Spektakuläres Urteil«. Weitere Fotos, weitere Zitate, Einzelheiten über den Prozessverlauf, und nach ein paar Minuten blätterte er schon das nächste Blatt durch. Auf der Titelseite des *Sun Herald* aus Biloxi prangte die bis jetzt beste Schlagzeile: »Jury an Krane: Her mit dem Geld«.

Auch in den überregionalen Tageszeitungen fanden sich Artikel und Fotos auf den Titelseiten. Kein schlechter Tag für die kleine Kanzlei Payton & Payton. Das Comeback hatte bereits begonnen. Die Telefonleitungen in der Kanzlei würden heiß laufen. Potenzielle Mandanten - Scheidungen, Pleiten und hundert andere Missgeschicke, an denen er kein Interesse hatte. Er würde höflich ablehnen und sie an andere um ihre Existenz ringende Rechtsanwälte verweisen, von denen es mehr als genug gab. Jeden Morgen würde er sich nach den großen Fällen umsehen. Ein spektakuläres Urteil, Fotos in den Zeitungen, er und seine Frau waren in aller Munde. Bald würde das Geschäft florieren.

Er trank den Kaffee aus und trat auf die Straße.

Auch Carl Trudeau verließ das Haus vor Sonnenaufgang. Er hätte sich den ganzen Tag in seinem Penthouse verschanzen und es seiner Presseabteilung überlassen können, das Debakel zu erklären. Hätte sich hinter seinen Anwälten verstecken können. In einen Privatjet steigen und zu seiner Villa in Anguilla oder seinem Landsitz in Palm Beach fliegen können. Aber er war noch nie einer unangenehmen Situation aus dem Weg gegangen und hatte nicht vor, jetzt damit anzufangen.

67

Außerdem hatte er keine Lust, in der Nähe seiner Frau zu bleiben. Am vergangenen Abend hatte sie ihn ein Vermögen gekostet, und er war noch immer sauer.

»Guten Morgen«, sagte er zu dem etwas erschrockenen Toliver, als er auf die Rückbank des Bentley kletterte.

»Guten Morgen, Sir.« Toliver hatte nicht vor, dumme Fragen zu stellen. Es wäre unklug gewesen, sich an diesem Tag nach dem Befinden seines Chefs zu erkundigen. Es war halb sechs - keine ungewöhnliche Stunde für Mr Trudeau, aber eben auch nicht die Regel. Normalerweise fuhren sie eine Stunde später los. Zwanzig Minuten darauf stand Carl in einem eigens für ihn reservierten Aufzug. Bei ihm war sein Privatsekretär Stu, dessen einzige Aufgabe darin bestand, sich sieben Tage in der Woche rund um die Uhr bereitzuhalten -für den Fall, dass der große Mann einen Wunsch hatte. Stu hatte vor einer Stunde telefonische Instruktionen erhalten. Mr Trudeau wünschte Kaffee, ein getoastetes Weizenbrötchen, frisch gepressten Orangensaft und eine Kollektion von sechs Zeitungen, die auf seinem Schreibtisch bereitliegen sollten. Als er eintraf, suchte Stu gerade im Internet nach Artikeln über das Urteil. Carl registrierte die Anwesenheit seines Privatsekretärs kaum.

Stu nahm ihm das Sakko ab, schenkte Kaffee ein und bekam den Auftrag, schleunigst das Brötchen und den Saft zu bringen.

Carl setzte sich auf ein ergonomisch perfekt ausgestüftes Designermöbel und klemmte sich

hinter den Schreibtisch. Nachdem er noch einmal tief durchgeatmet hatte, griff er nach der *New York Times*. Titelseite, linke Spalte. Nicht die erste Seite des Wirtschaftsteils, sondern die der ganzen verdammten Zeitung! Krane neben den anderen Themen des Tages - ein übler Krieg, ein Skandal im Kongress, Tote in Gaza.

Die Titelseite. Die Überschrift lautete »Krane Chemical verantwortlich für Giftmüllopfer«, und Carls verkrampfte Kiefermuskeln begannen sich etwas zu entspannen. Unter

68

der Überschrift stand »Hattiesburg, Mississippi«, und er las: »Eine Jury in Mississippi sprach einer jungen Witwe, die Krane Chemical wegen der Tötung ihres Kindes und ihres Mannes verklagt hatte, drei Millionen Dollar Schadenersatz und achtunddreißig Millionen Strafschadenersatz zu.« Carl las schnell - er kannte die unerfreulichen Details. Die Darstellung der *Times* war größtenteils richtig. Jedes Statement der Anwälte war so vorhersehbar. Blabla.

Aber warum die Titelseite?

Er nahm es als Häme hin. Auf der zweiten Seite des Wirtschaftsteils wurde er mit einem weiteren Artikel konfrontiert. Darin verbreitete sich ein als Fachmann bezeichneter Kommentator über Kranes juristische Probleme, namentlich über Hunderte von denkbaren Prozessen, bei denen die Kläger sich eng an Jeannette Bakers Argumentation anlehnen würden. Laut Meinung des Journalisten, dessen Namen Carl, was ungewöhnlich war, noch nie gehört hatte, musste Krane infolge der zu erwartenden Prozesslawine mit Folgekosten von »mehreren Milliarden« rechnen. Da der Konzern eine »fragwürdige Strategie hinsichtlich der Unternehmenshaftpflicht« verfolge, stehe er praktisch nackt da; all das könne in einer »Katastrophe« enden.

Carl fluchte vor sich hin, als Stu mit dem Saft und dem Brötchen hereinkam. »Haben Sie sonst noch einen Wunsch, Sir?«, fragte er.

»Nein, machen Sie endlich die Tür zu.«

Er nahm sich das Feuilleton vor, auf dessen erster Seite unten ein Artikel über den Abend im Museum of Abstract Art stand, dessen Höhepunkt ein spektakuläres Bietergefecht gewesen sei. Und so weiter. In der rechten unteren Ecke fand sich ein Farbfoto von akzeptabler Größe, das Mr und Mrs Trudeau zeigte, neben ihrer neuesten Anschaffung posierend. Brianna, fotogen wie immer, verströmte Glamour. Was ihr Job war. Er selbst sah reich, schlank und jung aus, wie er fand, und die gute *Imelda* wirkte in der Zeitung genauso verblüffend wie aus der Nähe. War die Skulptur wirklich ein

69

Kunstwerk? Oder nur der Bluff eines Wirrkopfs, der mit Bronze und Beton irgendwelchen Unsinn veranstaltete und sich alle Mühe gab, als selbstquälerisches Genie dazustehen?

Letzteres war wohl der Fall, wenn man dem Kunstkritiker der *Times* Glauben schenken wollte, jenem angenehmen Mann, mit dem er gestern Abend vor dem Diner geplaudert hatte. Die Frage, ob Carl seine achtzehn Millionen klug investiert habe, beantwortete er negativ. »Nein, aber für die Kapitalbeschaffungskampagne des Museums war es mit Sicherheit ein großer Sprung nach vorn.« Dann erklärte er, der Markt für abstrakte Skulpturen stagniere seit über einem Jahrzehnt, und daran werde sich voraussichtlich nichts ändern, zumindest sei das seine Meinung. Er schätze *Imeldas* Zukunft nicht besonders optimistisch ein. Der Artikel endete auf Seite sieben des Feuilletons mit zwei Absätzen und einem Foto des Künstlers. Pablo, in die Kamera lächelnd, sehr lebhaft wirkend, keineswegs geisteskrank.

Wie auch immer, Carl war zufrieden, zumindest im Augenblick. Die Story war als positiv zu verbuchen. Er wirkte unverwundlich, als hätte ihm das Urteil nichts anhaben können, als hätte er sein Imperium im Griff. Eine gute Presse war nicht zu verachten, aber bestimmt keine achtzehn Millionen wert. Er aß sein Brötchen, ohne etwas zu schmecken.

Zurück in den Ring. Die Story prangte auf den Titelseiten von *Wall Street Journal*, *Financial Times* und *USA Today*. Nach vier Zeitungen hatte er genug davon, die immer gleichen Aussagen der Anwälte und die immer gleichen Prognosen der Experten zu lesen. Er lehnte sich zurück,

trank seinen Kaffee und musste daran denken, wie sehr er Journalisten verachtete. Aber er war nicht k. o. - die Prügel der Presse waren brutal, und es würde noch eine Weile weitergehen, doch er, der große Carl Trudeau, konnte auch die härtesten Schläge einstecken und stand noch auf den Beinen.

Dies war der schlimmste Tag seines Berufslebens, aber morgen würde es ihm wieder besser gehen.

Mittlerweile war es sieben Uhr. Die Börse öffnete um halb

70

zehn. Am Vortag hatte die Krane-Aktie bei Börsenschluss 52,50 Dollar gekostet. Das Plus von 1,25 Dollar verdankte sich der Tatsache, dass die Jury eine Ewigkeit benötigte und dass es so aussah, als könnte sie sich nicht einigen. Die Kommentare der Morgenblätter prophezeiten Panikverkäufe, aber ihre Schadensprognosen für Krane schienen völlig übertrieben.

Er telefonierte mit dem Leiter der Presseabteilung und ließ ihn wissen, er sei für Journalisten und Analysten jeglicher Art nicht zu sprechen - selbst wenn sie ihm die Bude einrannten und vor dem Firmensitz campierten. Er solle sich strikt an die offizielle Verlautbarung halten: »Wir werden Berufung einlegen und sehen dem Ausgang optimistisch entgegen.«

Um Viertel nach sieben traf Bobby Ratzlaff ein, zusammen mit Felix Bard, dem Chief Financial Officer. Beide hatten gerade mal zwei Stunden geschlafen und waren überrascht, dass ihr Boss sich die Zeit genommen hatte, die Abendveranstaltung im Museum zu besuchen. Nach der üblichen knappen Begrüßung packten sie ihre dicken Akten aus und setzten sich damit an den Konferenztisch. Woran sich in den nächsten zwölf Stunden nichts ändern würde. Es gab jede Menge zu besprechen, doch der wahre Grund ihrer Anwesenheit bestand darin, dass Mr Trudeau in seinem Bunker nicht allein sein wollte, wenn die Börse öffnete und die Hölle losbrach.

Ratzlaff ergriff zuerst das Wort. Als Reaktion auf das Urteil sollte eine Unzahl nachgerichtlicher Maßnahmen eingeleitet werden. Nichts werde sich ändern, der Fall werde einfach an den Supreme Court von Mississippi weitergereicht. »Dieses Gericht war bekannt dafür, tendenziell eher auf der Seite der Kläger zu stehen, doch das beginnt sich zu ändern. Wir haben für den Zeitraum der letzten beiden Jahre die Urteile bei großen Schadenersatzklagen studiert. In der Regel entscheidet das Gericht mit fünf zu vier Stimmen zugunsten des Klägers, aber nicht immer.«

»Wie lange wird es dauern, bis die letzte Berufung überstanden ist?«, fragte Carl.

71

»Achtzehn bis vierundzwanzig Monate.«

Ratzlaff redete weiter. Wegen der Umweltsünden in Bow-more waren weitere einhundertvierzig Klagen gegen Krane anhängig, ungefähr ein Drittel davon wegen Todesfällen. Laut einer gründlichen Bestandsaufnahme, die er mit seinen Mitarbeitern und Kranes Anwälten in New York, Atlanta und Mississippi erstellt hatte, gab es wahrscheinlich weitere drei-bis vierhundert Kläger mit »legitimen« Ansprüchen, was bedeutete, dass Todesfälle, wahrscheinliche Todesfälle oder leichte bis schwere Erkrankungen vorlagen. Es konnte Tausende von Fällen geben, in denen Kläger an Hautausschlag, der Funktionsstörung eines Organs oder hartnäckigem Husten laborierten, doch fürs Erste wurden diese Fälle als nicht ernst zu nehmend klassifiziert.

Weil es kompliziert und kostspielig war, Kranes Verantwortlichkeit für die Erkrankungen zu beweisen, waren die meisten dieser Klagen nicht energisch vorangetrieben worden. Was sich jetzt natürlich ändern würde. »Ich bin mir sicher, dass die Anwälte dieser Jeannette Baker heute Morgen einen schweren Kater haben«, sagte Ratzlaff, ohne seinen Boss zum Lächeln zu bringen. Das gelang nie. Carl blickte die Person, die mit ihm sprach, nie an, und doch entging ihm nichts.

»Wie viele Kläger vertreten die Paytons?«

»Ungefähr dreißig. Wir sind nicht sicher, weil noch nicht in allen Fällen Klage eingereicht wurde. Und es stehen etliche potenzielle Kläger in der Warteschlange.«

»In einem Zeitungsartikel steht, der Fall Baker habe sie fast ruiniert.«

»Stimmt. Sie haben alles ins Pfandhaus gebracht.«
»Bankkredite?«
»Ja, wenn man den Gerüchten Glauben schenken will.«
»Wissen wir, bei welchen Banken sie Konten haben?«
»Ich bin nicht sicher.«
»Finden Sie es heraus. Ich will wissen, wie hoch die Kredite sind, zu welchen Konditionen sie aufgenommen wurden, alles.«

72

»Verstanden.«

Es gebe kein Patentrezept, dieses Problem zu behandeln, fuhr Ratzlaff fort, seiner Linie folgend. Der Damm sei gebrochen, die Flut nicht mehr aufzuhalten. Die Anwälte der Gegenseite würden aggressiv zuschlagen, Krasses Kosten für juristischen Beistand sprunghaft ansteigen, womöglich auf einhundert Millionen pro Jahr. Die Verhandlung der nächsten Klage beginne in acht Monaten. Dasselbe Gericht, derselbe Richter. Das nächste spektakuläre Urteil, das könne noch lustig werden.

Carl schaute auf die Uhr und murmelte vor sich hin, er müsse telefonieren. Er stand auf, lief im Büro auf und ab und trat schließlich an das nach Süden gehende Fenster. Das Trump Building erregte seine Aufmerksamkeit. Die Adresse lautete 40 Wall Street, und es lag in unmittelbarer Nähe der New Yorker Börse, wo die Aktie von Krane Chemical bald in aller Munde sein würde. Investoren würden das sinkende Schiff verlassen, Spekulanten lüstern auf die Beute starren. Was für eine grausame Ironie des Schicksals, dass *er* sich nun gegen die Aasgeier wehren musste. Er, der große Carl Trudeau, der so oft schadenfroh zugeesehen hatte, wenn ein glückloses Unternehmen ums Überleben kämpfte. Wie oft hatte er den Einbruch einer Aktie selbst herbeigeführt, damit er wie ein Aasgeier herabstoßen und sie für einen Spottpreis kaufen konnte? Das Fundament seines Rufs waren solche ruchlosen Manöver.

Wie schlimm würde es kommen? Das war die große Frage, die sofort zur nächsten führte: Wie lange würde es dauern?

Man musste abwarten.

73

Tom Huff zog seinen besten dunklen Anzug an und entschloss sich nach reiflicher Überlegung, einige Minuten zu spät an seinem Arbeitsplatz bei der Second State Bank zu erscheinen. Traf er früher ein, hätte es so gewirkt, als könnte er es gar nicht abwarten, seinen Triumph auszukosten. Doch vor allem kam es ihm darauf an, dass alle anderen schon da waren, wenn er die Bank betrat - die alten Schalterbeamten im Erdgeschoss, die süßen Sekretärinnen im ersten Stock und die anderen »Vizes«, seine Konkurrenten, im zweiten Stock. Huffy wollte seinen Auftritt vor möglichst großem Publikum zelebrieren. Er war das Risiko mit den Paytons furchtlos eingegangen - dies war sein großer Tag.

Tatsächlich lief alles anders. Die Schalterbeamten ignorierten ihn, die Sekretärinnen zeigten ihm die kalte Schulter, und seine Konkurrenten grinsten so tückisch, dass er miss-trauisch wurde. Auf seinem Schreibtisch fand er eine mit »Dringend!« überschriebene Nachricht, die ihn aufforderte, umgehend in Mr Kirkheads Büro vorbeizuschauen. Irgendetwas stimmte nicht, und Huffys Selbstbewusstsein schwand dahin. So viel zum Thema triumphaler Auftritt. Wo lag das Problem?

Mr Kirkhead wartete in seinem Büro, bei offener Tür, was immer ein böses Omen war. Der Boss hasste offene Türen, prahlte sogar mit seinem »Führungsstil der geschlossenen Tür«. Er war ungehobelt, sarkastisch, sogar zynisch und fürchtete sich vor seinem eigenen Schatten. Vielleicht war es gut, dass man ihn wegen der geschlossenen Tür selten sah.

75

»Setzen Sie sich«, fuhr er seinen Untergebenen an, ohne auch nur einen Gedanken daran zu verschwenden, »Guten Morgen«, »Hallo« oder gar »Glückwunsch!« zu sagen. Er hockte hinter seinem beeindruckenden Schreibtisch, den kahlen Schädel dicht über ein paar Papiere gebeugt.

»Wie geht's denn so, Mr Kirkhead?«, säuselte Huffy, obwohl er am liebsten »Mr Arschgesicht« gesagt hätte, was er ständig tat, wenn der Boss nicht zugegen war. Selbst die alten Knaben im Erdgeschoss nannten ihn manchmal so.

»Großartig. Haben Sie die Payton-Akte dabei?«

»Nein, Sir. Niemand hat mich gebeten, sie mitzubringen. Stimmt was nicht?«

»Zweierlei, wo Sie schon davon reden. Zuerst wäre da der Kredit, den wir diesen Leuten gewährt haben. Vierhunderttausend Dollar, für die es praktisch keine Sicherheiten gibt und deren Rückzahlung längst fällig gewesen wäre. Das ist mit Abstand der faulste Kredit, den wir laufen haben.«

Er sagte »diese Leute«, als wären Mary Grace und Wes Payton Kreditkartendiebe.

»Eine Neuigkeit ist das nicht, Sir.«

»Was dagegen, wenn ich ausrede? Zweitens haben wir jetzt diese fast schon obszöne Summe, die das Gericht ihnen zugesprochen hat. Wahrscheinlich soll ich mich darüber freuen, weil ich das verliehene Geld jetzt möglicherweise zurückbekomme, aber als Leiter eines Kreditinstituts und einflussreicher Geschäftsmann in dieser Gegend halte ich das Urteil für schädlich. Was für eine Botschaft wird künftigen Kunden aus der Wirtschaft durch so einen Gerichtsentscheid vermittelt?«

»Dass sie ihren Giftmüll bei uns nicht einfach in die Flüsse leiten dürfen?«

Mr Arschgesichts feistes Gesicht lief rot an, und er fegte Huffys Antwort mit einer Handbewegung vom Tisch. »So was ist schlecht für das Geschäftsklima. Nachrichten auf den Titelseiten der Blätter in aller Welt. Ich bekomme Anrufe aus der Zentrale. Heute ist ein richtig schlechter Tag.«

76

In Bowmore gibt es ständig schlechte Tage, dachte Huf-fy. Besonders, wenn wieder mal jemand stirbt.

»Einundvierzig Millionen«, fuhr Mr Arschgesicht fort. »Für eine arme Frau, die in einem Trailer wohnt.«

»Was gibt's dagegen zu sagen, Mr Kirkhead? Hier in der Gegend wohnen viele ehrbare Leute in Trailern. Wir geben ihnen Kredite.«

»Sie verstehen nicht, was ich meine. Es ist eine obszöne Summe. Das ganze System spielt allmählich verrückt. Und warum hier bei uns? Warum ist Mississippi in juristischer Hinsicht ein so heißes Pflaster? Von unwiderstehlicher Anziehungskraft für Prozessanwälte? Studieren Sie einige der diesbezüglichen Untersuchungen. Die Entwicklung ist schlecht fürs Geschäft. Für *unser* Geschäft, Huff.«

»Ja, Sir. Aber was den Kredit der Paytons angeht, müsste es Ihnen heute Morgen trotzdem besser gehen.«

»Ich will, dass er zurückgezahlt wird, und zwar schnell.«

»Das sehe ich genauso.«

»Ich will einen Zeitrahmen. Treffen Sie sich mit den beiden, und arbeiten Sie mit ihnen einen Rückzahlungsplan aus. Befürworten werde ich ihn nur, wenn er mir vernünftig erscheint. Fangen Sie sofort damit an.«

»Ja, Sir, aber es könnte ein paar Monate dauern, bis sie wieder auf die Beine kommen. Sie sind

praktisch pleite ...«

»Ist mir egal, Huff. Ich will nur, dass diese elende Geschichte möglichst schnell vergessen ist.«

»Ja, Sir. Ist das alles?«

»Ja. Und keine weiteren Kredite, mit denen Prozesse finanziert werden, kapiert?«

»Keine Sorge.«

Drei Häuser von der Bank entfernt inspizierte der ehrenwerte Jared Kurtin seine Truppe, mit der er nach Atlanta zurückfliegen wollte, wo sie mit Sicherheit ein eisiger Empfang erwartete. Ihr hiesiges Hauptquartier war ein kürzlich renovierter Altbau an der Front Street. Der zahlungskräftige

77

juristische Beistand von Krane Chemical hatte ihn schon vor zwei Jahren gemietet und weder an der Einrichtung noch am Personal gespart.

Wie nicht anders zu erwarten, war die Stimmung gedrückt, auch wenn einige der vor Ort wohnenden Mitarbeiter durch das Urteil keineswegs geschockt waren. Nachdem sie monatelang für Kurtin und seine arroganten Handlanger aus Atlanta gearbeitet hatten, empfanden sie eine stille Genugtuung, dass die Fremden sich geschlagen zurückziehen mussten. Aber sie würden zurückkommen. Das Urteil würde Kranes Opfern Mut machen. Weitere Klagen, Prozesse und so weiter.

Bei dem Abschied war Frank Sully zugegen, ein in der Gegend lebender Anwalt und Teilhaber einer Kanzlei in Hat-tiesburg, die zuerst allein für Krane gearbeitet hatte, dann aber ins zweite Glied treten musste, weil das Unternehmen einer »großen« Kanzlei aus Atlanta den Vorzug gab. Sully hatte an dem dicht besetzten Tisch der Verteidigung Platz nehmen dürfen, während des viermonatigen Prozesses jedoch die Demütigung ertragen müssen, in der Verhandlung kein Wort sagen zu dürfen. Er war in keinem Punkt mit Kurtins Taktik und Strategie einverstanden gewesen. Seine Antipathie und sein Misstrauen gegenüber den Anwälten aus Atlanta waren so ausgeprägt, dass er seinen Partnern in Hat-tiesburg ein geheimes Memo zukommen ließ, in dem er vorhergesagt hatte, dass man Krane zur Zahlung einer riesigen Summe verurteilen werde. Jetzt frohlockte er insgeheim.

Aber er war ein Profi. Er diente Krane so gut, wie das Unternehmen es zuließ, und er tat stets brav, was Kurtin ihm auftrug. Und würde es mit Freuden wieder tun, weil Krane Chemical seiner kleinen Kanzlei schon jetzt über eine Million Dollar gezahlt hatte.

An der Tür verabschiedete er sich mit einem Händedruck von Kurtin. Beide wussten, dass sie noch heute miteinander telefonieren würden. Insgeheim waren sie froh über den Abschied. Zwei gekäste Transporter brachten Kurtin und seine

78

zehn Mitstreiter zum Flughafen, wo ein netter kleiner Privatjet wartete. Der Flug dauerte nur sieben Minuten, aber sie hatten es nicht eilig. Sie freuten sich auf ihre Familien und Häuser, doch was konnte demütigender sein, als mit eingezogenem Schwanz aus diesem Krähwinkel zurückzukehren?

Während Carl sich weiterhin verschanzt im fünfundvierzigs-ten Stock aufhielt, jagten sich um die Wall Street herum die Gerüchte. Um Viertel nach neun rief zum dritten Mal sein Banker von Goldman Sachs an, um ihm die schlechte Nachricht mitzuteilen, dass man an der Börse den Handel mit Kranes Stammaktien womöglich vorerst aussetzen werde. Sie seien zu volatil. Der Druck, sie abzustößen, sei einfach zu groß.

»Es riecht nach Notverkäufen«, sagte er unverblümt, und Carl verfluchte ihn innerlich.

Die Börse öffnete um halb zehn, und der Handel mit der Krane-Aktie wurde tatsächlich ausgesetzt. Carl, Ratzlaff und Felix Bard saßen am Konferenztisch, erschöpft, die Ärmel hochgekrempelt, über Unterlagen gebeugt, ein Funktelefon in jeder Hand, hektisch redend. Die

Bombe platzte um kurz nach zehn, als der Handel mit der Krane-Aktie bei einem Kurs von 40 Dollar begann. Niemand kaufte, nicht einmal bei einem Preis von 35. Bei 29,50 Dollar wurde der Absturz vorübergehend aufgehalten, weil Spekulanten einstiegen. Während der nächsten Stunde stieg und fiel die Aktie, und um zwölf Uhr mittags stand sie bei 27,25 Dollar. Die Lage wurde dadurch noch verschlimmert, dass Krane an diesem Morgen in der Sparte Big Business das Topthema war. Die Kabelsender schalteten begierig immer wieder zur Wall Street, wo ihre Kommentatoren sich gar nicht einkriegen konnten über den sensationellen Sturz von Krane Chemical.

Bobby Ratzlaff bat um Erlaubnis, etwas aus seinem Büro holen zu dürfen. Er stürmte die Treppe hinunter und schaffte es gerade noch bis zur Toilette, wo niemand war. Nachdem er die letzte Kabine betreten hatte, hob er den Klodeckel und erbrach sich.

79

Der Wert seiner neunzigtausend Krane-Stammaktien war gerade von ungefähr viereinhalb Millionen Dollar auf zweieinhalb gefallen, und es war noch nicht vorbei. Er benutzte die Aktien als Sicherheit für seine Spielzeuge - das kleine Haus auf Long Island, den Porsche Carrera, die Segeljacht, die ihm zur Hälfte gehörte. Und dann waren da noch die Gebühren für die Privatschule der Kinder und der Mitgliedsbeitrag für den Golfklub. Auf dem Papier war er jetzt praktisch pleite.

Zum ersten Mal begriff er, warum 1929 Menschen von den Dächern gesprungen waren.

Eigentlich hatten die Paytons gemeinsam nach Bowmore fahren wollen, aber der Plan wurde über den Haufen geworfen, als der für sie zuständige Bankmanager in letzter Minute in der Kanzlei auftauchte. Wes beschloss, zu bleiben und mit Huffy zu reden. Mary Grace nahm den Taurus und machte sich auf den Weg in ihre Heimatstadt.

Sie fuhr nach Pine Grove und ging zur Kirche, wo Jeannette Baker mit Pastor Denny Ott und einer ganzen Reihe anderer Leute wartete, die ebenfalls Opfer von Kranes Machenschaften waren und von der Kanzlei der Paytons vertreten wurden. Sie aßen im Gemeindesaal Sandwichs. Selbst Jeannette verzehrte eines, was selten vorkam. Sie wirkte gefasst, ausgeruht und glücklich, endlich dem Gerichtssaal entkommen zu sein.

Der durch das Urteil ausgelöste Schock begann nachzulassen. Die Möglichkeit, dass Geld fließen würde, hellte die Stimmung auf, löste aber auch eine Flut von Fragen aus. Mary Grace war bemüht, die Erwartungen zu dämpfen. Sie erklärte, die Berufungsverfahren würden mühsam, das Baker-Urteil habe möglicherweise keinen Bestand. Was einen Vergleich, einen Geldsegen oder auch nur das nächste Verfahren betraf, war sie alles andere als optimistisch. Wes und sie hatten weder die Mittel noch die Kraft, es bei einem weiteren langen Prozess mit Krane aufzunehmen. Letzteres sprach sie gegenüber den Anwesenden allerdings nicht laut aus.

80

Auf die anderen wirkte sie zuversichtlich und beruhigend. Ihre Mandanten waren in den richtigen Händen, das hatten sie und Wes bewiesen. Nicht mehr lange, dann würden viele Anwälte in Bowmore herumschnüffeln, Opfer von Krane suchen, Versprechungen machen, vielleicht Geld anbieten. Und nicht nur Anwälte aus der Gegend, sondern auch solche, die auf Schadenersatzklagen spezialisiert waren, im ganzen Land Mandanten suchten und oft schon vor der Feuerwehr dort waren, wo es brannte. Vertraut niemandem, sagte Mary Grace leise, aber bestimmt. Krane wird jede Menge Schnüffler, Spitzel und Informanten schicken, die nach Dingen suchen, die eines Tages vor Gericht gegen euch verwendet werden können. Redet nicht mit Journalisten, denn auch etwas, das scherzhaft gemeint war, kann sich während eines Verfahrens ganz anders anhören. Unterschreibt nichts, das ihr vorher nicht mir oder meinem Mann gezeigt habt. Sprecht nicht mit anderen Anwälten.

Aber sie machte ihnen auch Hoffnung. Das Urteil werde vielleicht nicht ohne Einfluss auf das Justizsystem bleiben. Die staatlichen Vorschriften müssten umgesetzt werden, die Che-

mieindustrie dürfe sie nicht weiter ignorieren. In diesem Moment stürze Kranes Aktie in den Keller, und wenn die Verluste der Aktionäre zu hoch seien, würden sie Veränderungen fordern.

Nachdem sie geendet hatte, sprach Denny Ott mit den anderen ein Gebet. Mary Grace umarmte ihre Mandanten, wünschte ihnen alles Gute und versprach, in ein paar Tagen wieder vorbeizuschauen. Begleitet von Ott, ging sie zum Eingang der Kirche, um ihre nächste Verabredung wahrzunehmen.

Der Journalist hieß Tip Shepard. Er war seit etwa einem Monat hier und hatte es nach vielen Anläufen geschafft, das Vertrauen des Pastors zu gewinnen, der ihn Wes und Mary Grace vorgestellt hatte. Shepard war Freelancer mit beeindruckenden Referenzen und Autor mehrerer Bücher. Sein texanischer Akzent hatte dazu beigetragen, das Misstrauen der

81

Einwohner von Bowmore gegenüber den Medien zu verringern. Während des Prozesses hatten die Paytons es aus mehreren Gründen abgelehnt, mit ihm zu sprechen. Jetzt war er vorbei, und Mary Grace hatte zugestimmt, ihr erstes Interview zu geben. Wenn es gut lief, folgte vielleicht ein weiteres.

»Mr Kirkhead will sein Geld«, sagte Huffy. Er saß in Wes Paytons nicht eben repräsentativem Büro - Möbel aus ausrangierten Armeebeständen, provisorische Wände aus ungestrichenen Rigipsplatten, fleckiger Betonboden.

»Daran zweifle ich nicht«, antwortete Wes gereizt. Er war verärgert, weil er schon wenige Stunden nach dem Urteil Besuch von der Bank bekam. Es sah so aus, als wollte Huffy ihn unter Druck setzen. »Sagen Sie ihm, er soll sich hinten anstellen.«

»Die Rückzahlung wäre längst fällig gewesen, das wissen Sie.«

»Ist Kirkhead wirklich so dumm? Glaubt er, die Jury fällt ein Urteil, und der Verurteilte stellt sofort einen Scheck aus?«

»Ja, er ist dumm, aber so dumm nun auch wieder nicht.«

»Hat er Sie geschickt?«

»Ja. Heute Morgen hat er mich zusammengestaucht, und ich vermute, das wird sich in nächster Zeit noch häufiger wiederholen.«

»Können Sie nicht ein oder zwei Tage warten, vielleicht eine Woche? Wollen Sie uns nicht ein bisschen zur Ruhe kommen, den Augenblick genießen lassen?«

»Er will einen Zeitplan für die Rückzahlung des Kredits. Schriftlich.«

»Bekommt er«, antwortete Wes. Er hatte keine Lust, sich mit Huffy zu streiten. Sie waren nicht gerade Freunde, gingen aber höflich miteinander um und waren gern zusammen. Wes war ihm dankbar dafür, dass er bereit gewesen war, das Risiko mit ihnen einzugehen. Huffy seinerseits bewunderte die Paytons für ihren Mut, alles auf eine Karte zu setzen. Er

82

war oft mit ihnen zusammen gewesen während dieser Zeit, in der sie sich von allem trennten - dem Haus, den alten Büros, den Autos, den Rücklagen für das Alter.

»Lassen Sie uns über die nächsten drei Monate reden«, sagte Huffy, der auf einem wackeligen Klappstuhl saß.

Wes rollte die Augen und atmete tief durch. Plötzlich fühlte er sich sehr müde. »Es gab eine Zeit, als wir fünfzigtausend im Monat gemacht haben, von denen uns dreißig blieben. Wir hatten ein gutes Leben, Sie wissen das. Jetzt brauchen wir ein Jahr, um das Geschäft wieder auf Trab zu bringen, aber wir können es schaffen. Uns bleibt keine andere Wahl. Irgendwie werden wir bis zum Beginn der Berufung durchkommen. Wenn das Urteil bestätigt wird, bekommt Kirkhead das Geld und kann uns mal. Wir werden uns zur Ruhe setzen und uns auf unserer Segeljacht amüsieren. Wird das Urteil gekippt, melden wir Insolvenz an und schlagen uns als Scheidungsanwälte durch.«

»Das Urteil bringt Ihnen doch sicher neue Mandanten.«

»Klar, aber auf die meisten davon bin ich absolut nicht scharf.«

Durch die Verwendung des Wortes »Insolvenz« hatte Wes sichergestellt, dass Huffy und seine Bank vorsichtiger agieren würden. In diesem Fall würden sie womöglich leer ausgehen. Durch das Urteil allein ging noch kein Geld auf dem Konto der Paytons ein - bisher sah ihre finanzielle Situation kein bisschen weniger trostlos aus als am Tag zuvor. Sie hatten praktisch alles verloren, und falls das Insolvenzverfahren eröffnet wurde, wäre das nur eine weitere Unannehmlichkeit, die sie auch noch zu ertragen bereit waren. Daraufkam es dann nicht mehr an.

Doch Wes glaubte an ihr Comeback.

»Sie kriegen jetzt keinen Zeitplan, Huffy«, sagte er. »Kommen Sie in einem Monat wieder, dann reden wir. Im Augenblick muss ich mich erst mal um die Mandanten kümmern, die wir monatelang links liegen gelassen haben.«

»Was soll ich Kirkhead sagen?«

83

»Ganz einfach. Falls er nur ein bisschen mehr Druck macht, melden wir die Insolvenz an. Dann sieht er gar nichts und kann sich mit unseren Kreditverträgen den Hintern abwischen. Falls er sich beruhigt und uns etwas Zeit lässt, bekommt er sein Geld.«

»Ich werde es ausrichten.«

Mary Grace und Tip Shepard saßen in Babe's Coffeeshop an der Main Street in einer Nische nahe des Frontfensters und sprachen über die Entwicklung der Stadt. Sie erinnerte sich an eine Zeit, als auf der Main Street viel los war. Heute herrschte weniger Betrieb, auch wenn der Einzelhandel irgendwie überlebt hatte, weil Bowmore für die großen Discounter zu klein war. In ihrer Jugendzeit hatte man hier kaum einen Parkplatz gefunden. Jetzt war die Hälfte der Schaufenster zugemauert, und in den übrigen Läden gingen die Geschäfte schlecht.

Ein Teenager mit Schürze brachte zwei Becher mit schwarzem Kaffee und verschwand, ohne etwas zu sagen. Während Mary Grace ihren Kaffee zuckerte, betrachtete Shepard sie aufmerksam. »Sicher, dass man den Kaffee trinken kann?«

»Ja. Es gibt eine Verordnung der Stadt, die die Verwendung des Leitungswassers in Lokalen verbietet. Ich kenne Bäbe seit dreißig Jahren. Sie war eine der Ersten, die ihr Wasser gekauft hat.«

Shepard nippte vorsichtig und rückte dann sein Aufnahmegerät und seinen Laptop zurecht.

»Warum haben Sie diese Fälle übernommen?«

Lächelnd schüttelte Mary Grace den Kopf und rührte ihren Kaffee um. »Das habe ich mich selbst tausendmal gefragt, aber eigentlich ist die Antwort ganz einfach. Pete, Jeannettes verstorbener Mann, hat für meinen Onkel gearbeitet. Etliche der Toten kannte ich persönlich. Dies ist eine Kleinstadt, und wenn plötzlich so viele Menschen erkranken, muss es einen speziellen Grund dafür geben. Die Krebsfälle kamen in Wellen, es gab so viel Leid. Nachdem ich an den ersten drei

84

von vier Beerdigungen teilgenommen hatte, wurde mir klar, dass jemand etwas tun musste.«

Shepard machte sich Notizen.

»Krane war hier der größte Arbeitgeber«, fuhr sie fort. »Jahrelang schon gab es Gerüchte über die illegale Entsorgung von Giftmüll auf dem Werksgelände. Viele der Arbeiter wurden krank. Als ich nach dem zweiten Collegejahr heimkam, redeten die Leute über die indiskutable Qualität des Wassers. Wir lebten anderthalb Kilometer außerhalb der Stadt, und da wir einen eigenen Brunnen hatten, gab es für uns kein Problem. Aber in der Stadt wurde es immer schlimmer. Im Lauf der Jahre nahmen die Gerüchte über den Umweltskandal immer mehr zu, und schließlich hielten alle sie für wahr. Zu dieser Zeit war das Wasser nur noch eine unvorstellbar stinkende Brühe. Dann ging es los - Leberkrebs, Nierenkrebs, Harnröhrenkrebs, Blasenkrebs, jede Menge Leukämiefälle. Wenn ich sonntags mit meinen Eltern die Kirche besuchte, sah ich vier glänzende kahle Schädel. Chemotherapie. Ich kam mir wie in einem Gruselfilm vor.«

»Haben Sie es je bereut, die Fälle übernommen zu haben?«

»Nein, nie. Wir haben viel verloren, doch das Gleiche gilt für meine Heimatstadt. Wes und ich sind noch jung, wir werden überleben. Aber viele der Einheimischen sind entweder tot oder todkrank.«

»Denken Sie an das Geld?«

»Welches Geld? Das Berufungsverfahren wird anderthalb Jahre dauern, was mir im Moment wie eine Ewigkeit vorkommt. Trotzdem, man muss die Zukunft im Auge behalten.«

»Was meinen Sie?«

»In fünf Jahren ist die Gegend dekontaminiert. Dann ist die Sauerei für immer verschwunden, niemand wird mehr erkranken. Es wird einen Vergleich geben, einen spektakulären Vergleich. Krane Chemical und seine Versicherungen müssen endlich gezwungen werden, tief in die Tasche zu greifen und jene Familien zu entschädigen, deren Leben sie zerstört haben. Jeder wird eine Entschädigung bekommen.«

85

»Auch die Anwälte.«

»Selbstverständlich. Ohne uns würde Krane hier weiter Pillamar 5 produzieren und die Abfallprodukte in den Gruben hinter der Chemiefabrik verschwinden lassen, ohne mit Konsequenzen rechnen zu müssen.«

»Jetzt hat Krane die Produktion nach Mexiko verlagert...«

»Genau, wo sie weiter Pillamar 5 produzieren und die Abfallprodukte in Gruben hinter der Fabrik verschwinden lassen. Und kein Mensch schert sich darum. Da unten gibt es solche Verfahren nicht.«

»Wie schätzen Sie Ihre Erfolgchancen bei der Berufung ein?«

Sie trank einen Schluck von dem abgestandenen, stark gesüßten Kaffee und wollte gerade antworten, als ein Versicherungsagent an ihren Tisch kam, ihr die Hand gab, sie umarmte und sich mehrfach bedankte. Als er sich verabschiedete, schien er kurz davor zu stehen, in Tränen auszubrechen. Dann betrat Mr Greenwood, der mittlerweile pensionierte Direktor ihrer Highschool, das Lokal. Er erblickte sie und erdrückte sie fast, als er sie umarmte. Für Shepard hatte er keinen Blick, als er einen Vortrag darüber hielt, wie stolz er auf sie sei. Nach Dankesworten und dem Versprechen, sie in seine Gebete einzuschließen, erkundigte er sich nach ihrer Familie. Darauf folgten weitere Fragen, und als er nach einer pathetischen Verabschiedung verschwand, kam Bäbe an ihren Tisch, die Eigentümerin des Lokals. Die nächste Umarmung, ein Schwall von Glückwünschen.

Irgendwann stand Shepard auf und ging nach draußen. Ein paar Minuten später folgte ihm Mary Grace. »Entschuldigen Sie. Es ist ein großer Tag für die Stadt.«

»Man ist sehr stolz auf Sie.«

»Zeit für den Ortstermin.«

Die Chemiefabrik - offizieller Name *Krane Chemical Bow-more Plant Number Two* - stand in einem verlassenen Industriegebiet östlich der Stadtgrenze. Betongebäude mit Flachdächern, durch dicke Rohre und Förderanlagen verbunden,

86

dahinter Wassertürme und Silos. Alles war mit Kletterpflanzen oder Unkraut überwuchert. Wegen des Prozesses hatte Krane das Gelände mit einem kilometerlangen, über drei Meter hohen Maschendrahtzaun mit glänzendem Stacheldraht darauf gesichert. Die schweren Stahltore waren mit Ketten und Vorhängeschlössern versehen. Man fühlte sich an ein Gefängnis erinnert, in dem verwerfliche Dinge geschahen. Hier wie dort wollte man die Außenwelt ausschließen und Geheimnisse für sich behalten.

Während des Verfahrens war Mary Grace mindestens ein Dutzend Mal hier gewesen, immer mit mehreren anderen Personen - Anwaltskollegen, Ingenieuren, ehemaligen Krane-Mitarbeitern. Einmal sogar mit Richter Harrison. Der letzte Besuch hatte vor zwei Monaten stattgefunden, weil

die Geschworenen sich vor Ort umsehen wollten.

Sie blieb mit Shepard vor dem Haupttor stehen und studierte die Vorhängeschlösser. Daneben hing ein großes, verwittertes Schild mit dem Namen der Chemiefabrik und des Eigentümers. »Vor sechs Jahren«, sagte sie, »als auch Krane nicht mehr übersehen konnte, dass eine Klage unausweichlich war, wich das Unternehmen nach Mexiko aus. Die Arbeitnehmer, von denen viele dreißig Jahre hier geschuftet hatten, wurden erst drei Tage vorher informiert und mit einer Abfindung von fünfhundert Dollar abgespeist. Es war eine unglaublich dumme Methode, sich aus dem Staub zu machen, weil viele dieser ehemaligen Arbeitnehmer während des Prozesses unsere besten Zeugen waren. Das Ausmaß der Verbitterung war und ist erstaunlich. Falls das Unternehmen in Bowmore je Freunde gehabt haben sollte, hat es sie spätestens verloren, als es seine Arbeiter so mies behandelte.«

Shepards Fotograf hatte sich mit ihnen am Tor verabredet und fing sofort zu knipsen an, als er eintraf. Mary Grace ging vor, und sie schlenderten an dem Zaun entlang. »Jahrelang konnte jeder ungehindert das Werksgelände betreten«, sagte sie. »Hier haben sich mehr als einmal Vandalen ausgetobt. Teenager hingen hier herum, ließen sich volllaufen und nah-

87

men Drogen. Jetzt halten sich die Leute so weit wie möglich von der Fabrik entfernt. Die verschlossenen Tore und der Zaun sind eigentlich überflüssig. Niemand will dem Ort zu nahe kommen.«

Aus nördlicher Richtung sah man in der Mitte des Areals eine lange Reihe massiver Stahltanks. Mary Grace zeigte darauf. »Das da wurde *Extraction Unit Two* genannt. In diesen Tanks wurde das als Nebenprodukt anfallende Bichloronylen gelagert. Ein Teil davon wurde vorschriftsmäßig entsorgt, das meiste aber in die Wälder da hinten gebracht, ganz am Ende des Werksgeländes, und dort in Gräben gekippt.«

»Proctors Müllkippe.«

»Ja, Mr Proctor war für die Entsorgung verantwortlich. Er starb an Krebs, bevor wir ihn vorladen konnten.« Sie gingen zwanzig Meter weiter, am Zaun entlang. »Man kann es von hier nicht sehen, aber es gibt drei Gräben auf dem Gelände, tief in den Wäldern. Sie haben die Tanks einfach dorthin gebracht und mit Erde und Schlamm bedeckt. Im Lauf der Jahre wurden sie undicht - sie waren nicht mal vorschriftsmäßig verschlossen -, und die Chemikalien sickerten in die Erde. Das ging jahrelang so, Tonnen über Tonnen von Bichloronylen, Cartolox, Aklar und anderen Substanzen, die erwiesenermaßen Krebs erzeugen. Wenn man unseren Gutachtern glaubt - und die Jury *hat* ihnen geglaubt -, dann ist das Gift schließlich in das Grundwasser gelangt, aus dem die Stadt ihr Trinkwasser gewinnt.«

Auf der anderen Seite des Zaunes näherte sich ein offenes kleines Fahrzeug mit Sicherheitspersonal. Zwei übergewichtige, bewaffnete Männer starrten sie an. »Einfach ignorieren«, flüsterte Mary Grace.

»Was gibt's da zu sehen?«, fragte einer der beiden.

»Auf dieser Seite des Zauns darf sich jeder aufhalten«, antwortete sie.

»Was gibt's da zu sehen?«, wiederholte der Mann.

»Ich bin Mary Grace Payton, einer der Anwälte vom Pro-zess. Warum lassen Sie uns nicht einfach in Ruhe?«

88

Die beiden nickten knapp und fuhren langsam davon.

Sie blickte auf die Uhr. »Ich muss weiter.«

»Wann treffen wir uns wieder?«

»Mal sehen. Versprechen kann ich nichts. Im Moment geht's ziemlich hektisch zu.«

Sie fuhren zur Kirche von Pine Grove zurück und verabschiedeten sich. Als Shepard verschwunden war, schlenderte Mary Grace zu Jeannette Baker, die nur drei Straßenecken entfernt wohnte. Bette war zur Arbeit, es war sehr still. Eine Stunde lang saß sie mit ihrer Mandantin

unter einem kleinen Baum, wo sie Limonade tranken. Keine Tränen, keine Papiertaschentücher. Sie unterhielten sich über das Leben, ihre Familien und die letzten vier Monate, die sie gemeinsam in diesem entsetzlichen Gerichtssaal verbracht hatten.

89

Eine Stunde vor Börsenschluss fiel die Krane-Aktie auf einen Tiefststand von achtzehn Dollar, bevor sie sich ein wenig erholte. Falls man es so nennen wollte - sie pendelte sich bei zwanzig Dollar ein.

Noch schlimmer war, dass die Investoren aus irgendeinem Grund entschlossen schienen, sich auch am Rest von Carls Imperium zu rächen. Seine Trudeau Group besaß fünfundvier-zig Prozent von Krane und hielt kleinere Anteile an sechs anderen börsennotierten Unternehmen - drei Chemiekonzernen, einer Ölfirma, einem Zulieferer der Autoindustrie und einer Hotelkette. Um die Mittagzeit begannen auch deren Aktien zu fallen. Das schien keinen Sinn zu ergeben, aber andererseits sind die Marktmechanismen oft unerklärlich. An der Wall Street ist die Misere einer Aktie ansteckend. Panik verbreitet sich schnell und ist rational kaum zu erklären.

Mr Trudeau hatte die Kettenreaktion nicht erwartet, so wenig wie Felix Bard, sein gewitzter Finanzjongleur. Die Minuten verstrichen quälend langsam, und sie mussten entsetzt mit ansehen, wie die Trudeau Group eine Milliarde Dollar an Marktwert verlor.

Woran es lag, war klar. Natürlich ging das Debakel auf das Urteil von Mississippi zurück. Aber viele Analysten - und insbesondere die geschwätzigen Kommentatoren der Fernsehsender - betonten immer wieder, Krane Chemical habe jahrelang nur an Expansion gedacht, ohne auf eine ausreichende Absicherung durch die Unternehmenshaftpflicht zu achten. Bobby Ratzlaff saß in einer Ecke vor dem Fernseher, einem

91

dieser Experten lauschend, und Carl fuhr ihn an: »Schalten Sie endlich das Ding aus!«

Es war fast vier. Damit näherte sich die magische Stunde, wo die Börse schloss und das Gemetzel ein Ende hatte. Carl saß an seinem Schreibtisch, das Mobiltelefon am Ohr. Bard hockte am Konferenztisch, beobachtete zwei Monitore gleichzeitig und notierte die aktuellen Kurse. Ratzlaff sah bleich und erschöpft aus. Seine persönliche finanzielle Lage hatte sich weiter

verschlechtert, und er ging von Fenster zu Fenster, als überlegte er, aus welchem er springen sollte.

Als die Schlussglocke ertönte, hatten sich die anderen sechs Aktien erholt. Auch hier war der Verlust beträchtlich, jedoch nicht verheerend. Diese Unternehmen hatten stets eine solide Performance, die Aktien würden sich wieder auf dem früheren Kurs einpendeln. Demgegenüber war bei Krane ein Totalschaden zu beklagen. Bei Börsenschluss betrug die Notierung 21,25 Dollar, ein Verlust von fast 31,25 seit dem Vortag. Der Marktwert des Unternehmens war von 3,2 Milliarden Dollar auf 1,3 Milliarden gefallen. Mr Trudeau's persönlicher Verlust betrug bei einem Aktienpaket von fünfundvierzig Prozent ungefähr 850 Millionen. Bard rechnete schnell die Verluste der anderen sechs Unternehmen zusammen und kam zu dem Resultat, dass sein Boss an einem Tag 1,1 Milliarden Dollar verloren hatte. Kein Rekord, aber wahrscheinlich katastrophal genug, um Carl in irgendeine Top-Ten-Liste zu katapultieren.

Nach einem kurzen Blick auf den Tagesabschluss befahl er Bard und Ratzlaff, ihre Sakkos anzuziehen, die Krawattenknoten zu justieren und ihm zu folgen.

Vier Stockwerke tiefer, in der Unternehmensetage von Krane Chemical, hockten die Führungskräfte in einem eigens für sie reservierten kleinen Speiseraum. Das Essen war in der Regel nicht besonders schmackhaft, der Blick aus dem Fenster dafür umso beeindruckender. Um die Mittagszeit hatte an diesem Tag niemand Appetit gehabt. Jetzt saßen sie seit einer Stunde hier, total geschockt und in Erwartung eines

92

Donnerwetters aus dem obersten Stock. Eine Massenbeerdigung wäre ein weniger trübseliges Ereignis gewesen. Aber Mr Trudeau schaffte es, die Stimmung aufzuhellen. Er marschierte zielstrebig in den Raum, seine beiden Lakaien im Schlepptau - Bard hatte ein wie eingefroren wirkendes Grinsen aufgesetzt, Ratzlaff war ganz blass um die Nasenspitze. Statt sie anzuschnauzen, bedankte sich Mr Trudeau bei seinen Männern (Frauen waren nicht darunter) für ihre harte Arbeit und ihre Loyalität gegenüber dem Unternehmen.

»Gentlemen, dies ist kein besonders guter Tag«, sagte er mit einem gewinnenden Lächeln. »Wir werden uns lange an ihn erinnern.« Seine Stimme klang jovial - nur eine weitere Stippvisite des großen Bosses. »Aber Gott sei Dank ist er überstanden, und wir sind nicht k. o. gegangen. Ab morgen teilen wir richtig aus.«

Ein paar verunsicherte Blicke, ein oder zwei Männer lächelten. Die meisten rechneten damit, auf der Stelle gefeuert zu werden.

»An diesem historischen Tag möchte ich dreierlei festhalten«, fuhr Carl fort. »Erstens, niemand verliert seinen Job. Zweitens, Krane Chemical wird dieses Fehlurteil überleben. Und drittens habe ich nicht vor, diesen Kampf zu verlieren.«

Er war die Inkarnation des zuversichtlichen Bosses, der seine Leute um sich schart. Mit gespreiztem Zeige- und Mittelfinger und einer dicken Zigarre hätte man ihn für Churchill auf dem Höhepunkt seiner Laufbahn halten können. Er befahl seinen Leuten, den Kopf nicht hängen zu lassen, neuen Mut zu fassen und so weiter.

Selbst Bobby Ratzlaff fühlte sich allmählich besser.

Zwei Stunden später schickte Carl Ratzlaff und Bard nach Hause. Er brauchte Zeit zum Nachdenken, wollte seine Wunden lecken, einen klaren Kopf bekommen. Da war es hilfreich, sich einen Scotch zu mixen und die Schuhe auszuziehen. Irgendwo hinter New Jersey ging die Sonne unter -ein unvergesslicher Tag näherte sich seinem Ende.

93

Er schaute auf den Computermonitor und checkte die Liste der eingegangenen Anrufe. Brianna hatte sich viermal gemeldet, doch es konnte nichts Dringendes gewesen sein. Andernfalls hätte seine Sekretärin einen Anruf statt mit »Brianna« mit »Ihre Frau« markiert. Er würde später bei ihr anrufen. Im Moment war er nicht in der richtigen Stimmung, um sich ihre

Tageszusammenfassung anzuhören.

Die Liste belief sich auf über vierzig Anrufe, und Nummer achtundzwanzig fiel ihm auf. Senator Grott aus Washington. Carl kannte ihn nur flüchtig, doch jeder wichtige Unternehmensboss wusste, wer »der Senator« war. Grott war dreimal als Vertreter des Bundesstaates New York in den Senat gewählt worden, bevor er sich freiwillig aus der Politik zurückgezogen hatte. Anschließend war er in eine renommierte Kanzlei eingetreten, wo er ein Vermögen gemacht hatte. Er war Mr Washington, der Inbegriff des Insiders, der erfahrene Anwalt und Berater mit Büros an der Wall Street und der Pennsylvania Avenue. Und wo es ihm sonst noch gefiel. Er hatte mehr Kontakte als irgendwer sonst, spielte oft Golf mit dem jeweiligen Präsidenten, reiste um die Welt, um noch mehr Beziehungen zu knüpfen, beriet nur die Mächtigen und wurde allgemein als das wichtigste Bindeglied zwischen der amerikanischen Großindustrie und der Regierung angesehen. Wenn der Senator sich meldete, rief man zurück, selbst wenn man gerade um eine Milliarde Dollar ärmer geworden war. Grott wusste, wie viel er verloren hatte, und machte sich offenbar Gedanken.

Carl wählte seine Privatnummer. Nach achtmaligem Klingeln meldete sich eine barsche Stimme. »Grott.«

»Hier spricht Carl Trudeau, Senator Grott«, sagte er höflich. Er verhielt sich nur sehr wenigen Leuten gegenüber, ehrerbietig, doch Der Senator erwartete und verdiente Respekt.

»Ach ja, Carl«, kam die Antwort, als hätten sie etliche Male miteinander Golf gespielt, wären alte Kumpels. Die Stimme erinnerte Carl an die unzähligen Gelegenheiten, bei denen er

94

Grott in den Fernsehnachrichten gesehen hatte. »Wie geht's Amos?«, fragte der Senator.

Der gemeinsame Bekannte, der Name, der erwähnt werden musste. »Großartig. Wir waren noch letzten Monat zusammen essen.« Das war gelogen. Amos war der wichtigste Teilhaber jener auf Unternehmensrecht spezialisierten Kanzlei, deren Mandant Carl seit zehn Jahren war. Es war nicht Grotts Kanzlei, sie hatte nichts damit zu tun. Aber Amos war ein wichtiger Mann, immerhin so wichtig, dass der Senator ihn erwähnte.

»Grüßen Sie ihn bitte von mir.«

»Gern.« Allmählich könnte er zur Sache kommen, dachte Carl.

»Ich weiß, dass Sie einen langen Tag hinter sich haben, und will Sie nicht aufhalten«, fuhr Grott fort, bevor er eine Pause einlegte. »Es gibt da einen Mann in Boca Raton, den Sie kennenlernen sollten, sein Name ist Rinehart, Barry Rinehart. Er ist eine Art Berater, aber im Telefonbuch finden Sie ihn nicht. Seine Spezialität sind Wahlen.«

Eine lange Pause, dazu fiel Carl nichts ein. »Okay, ich höre«, sagte er schließlich.

»Er ist kompetent, clever, diskret, erfolgreich und teuer. Wenn es überhaupt jemanden gibt, der an diesem Urteil etwas drehen kann, dann er.«

»Etwas drehen«, wiederholte Carl.

»Falls Sie Interesse haben, rufe ich ihn an. Dann steht Ihnen seine Tür offen.«

»Ja, ich habe definitiv Interesse.«

An dem Urteil etwas drehen. Das war Musik in seinen Ohren.

»Gut. Ich melde mich wieder.«

»Danke.«

Damit war das Telefonat beendet. Typisch Senator Grott. Leistung und Gegenleistung. Alle Beziehungen spielen lassen, so lief die Sache. Der Anruf war umsonst, doch eines Tages musste man bezahlen.

95

Carl rührte den Scotch mit dem Finger um und blickte auf die restlichen Anrufe. Nichts als Elend.

An dem Urteil etwas drehen, dachte er immer wieder.

Mitten auf seinem penibel aufgeräumten Schreibtisch lag ein Memo mit der Aufschrift

VERTRAULICH. Waren nicht alle seine Memos vertraulich? Auf das Deckblatt hatte jemand mit einem schwarzen Marker PAYTON geschrieben. Er griff nach dem Schnellhefter, legte die Füße auf den Schreibtisch und blätterte ihn durch. Fotos, am Vortag geschossen, unmittelbar nach der Urteilsverkündung. Mr und Mrs Payton, das Gericht verlassend, Hand in Hand, ihren phänomenalen Sieg auskostend. Unter einem älteren Foto aus einer juristischen Zeitschrift fand sich eine Kurzbiografie von Mary Grace Payton. Geboren in Bowmore, Millsaps College, Fortsetzung des Jurastudiums an der University of Mississippi, zwei Jahre Referendariat im Staatsdienst, zwei als Pflichtverteidigerin, ehemalige Vorsitzende der Anwaltskammer des County, zugelassene Prozessanwältin, Mitarbeit im Elternbeirat der Schule, Mitglied der Demokratischen Partei und von ein paar Umweltschutzorganisationen.

Aus der gleichen Publikation stammten auch ein Foto und die Kurzbiografie von James Wesley Payton. Geboren in Monroe, Louisiana, Footballteam der University of Southern Mississippi, Jurastudium in Tulane, dreijährige Tätigkeit als stellvertretender Staatsanwalt, Mitglied aller möglichen Anwaltsvereinigungen, Rotarier, Civitan Club und so weiter.

Zwei Provinzanwälte, die gerade dafür gesorgt hatten, dass er aus der *Forbes*-Liste der vierhundert reichsten Amerikaner gestrichen wurde.

Zwei Kinder, eine illegale Einwanderin als Kindermädchen, öffentliche Schulen, Episkopalisten. Kurz vor der Zwangsvollstreckungsklage für Heim und Büro, knapp vor der Pfändung der beiden Autos. Eigene Kanzlei (keine anderen Teilhaber, nur Hilfskräfte), seit zehn Jahren bestehend und einst ziemlich profitabel (nach Kleinstadtmaßstäben). Nun in einem ehemaligen Ramschladen untergebracht, Mietrückstand

96

mindestens drei Monate. Dann kamen die guten Nachrichten - hohe Schulden bei der Second State Bank, mindestens vierhunderttausend, für die es praktisch keine Sicherheiten gab. Keine Zahlungen seit fünf Monaten, nicht einmal für die Zinsen. Die Second State Bank war ein regional aktives Geldinstitut mit zehn Filialen im Süden Mississippis. Vierhunderttausend Dollar, einzig und allein zu dem Zweck gepumpt, um den Prozess gegen Krane Chemical zu führen.

»Vierhunderttausend«, murmelte Carl. Bis jetzt hatte er fast vierzehn Millionen für die Verteidigung in dem verdamnten Prozess bezahlt.

Leere Konten, gesperrte Kreditkarten. Andere Mandanten (außer den Ortsansässigen) waren angeblich frustriert, weil sich niemand um sie kümmerte.

Keine anderen gewonnenen Prozesse, die der Erwähnung wert wären. Die Schadenersatzsummen reichten nicht einmal an eine Million Dollar heran.

Zusammenfassung: Die beiden waren total verschuldet und standen am Rand des Abgrunds. Ein kleiner Schubs, und sie stürzten hinein. Strategie: Das Berufungsverfahren in die Länge ziehen, es immer wieder verzögern. Massiven Druck auf die Bank ausüben. Mögliche Übernahme von Second State, sofort die Schulden einfordern. Dann war die Insolvenz unvermeidlich. Das würde sie von der Berufung ablenken. Außerdem würden die Paytons nicht in der Lage sein, sich um ihre anderen ungefähr dreißig Prozesse gegen Krane zu kümmern. Neue Mandanten mussten vermutlich abgelehnt werden.

Resultat: Diese Klitsche konnte vernichtet werden.

Das Memo trug keine Verfasserangabe, was nicht weiter überraschend war, doch Carl wusste, dass es ein oder zwei von Ratzlaffs Männern fürs Grobe zusammengestellt hatten. Er würde es herausfinden und die gute Arbeit durch eine Gehaltserhöhung prämiieren.

Der große Carl Trudeau hatte riesige Konglomerate demontiert, feindliche Übernahmen inszeniert, illustre CEOs ge-

97

feuert, ganze Industrien umgekrempelt, Banker abgezockt, Aktienkurse manipuliert und die Karrieren von Dutzenden von Feinden zerstört.

Da hatte er bestimmt kein Problem damit, eine popelige, von Mami und Papi geführte Kanzlei

in Hattiesburg, Mississippi, zu ruinieren.

Um kurz nach neun brachte Toliver ihn nach Hause. Für diese Zeit hatte er sich entschieden, weil Sadler dann bereits im Bett lag und er nicht gezwungen war, sich mit einem Kind zu befassen, das ihn nicht interessierte. Dem anderen Kind konnte er nicht aus dem Weg gehen. Brianna wartete pflichtschuldig auf ihn. Sie würden am Kamin essen.

Als er eintrat, stand er der *Imelda* gegenüber, die bereits ihren endgültigen Platz im Foyer gefunden hatte und noch absurder wirkte als am Abend zuvor. Gegen seinen Willen nahm er die Skulptur genauer in Augenschein. Ähnelten diese Bronzestäbe in ihrer Anordnung wirklich der Silhouette eines jungen Mädchens? Wo war der Oberkörper? Wo der Kopf? Wo waren die Glieder? Hatte er wirklich so viel Geld für diesen abstrakten Unsinn bezahlt?

Und wie lange würde ihn die *Imelda* in seinem eigenen Penthouse verfolgen?

Während sein Kammerdiener ihm Mantel und Aktentasche abnahm, starrte Carl traurig auf das Meisterwerk. Dann ertönten die gefürchteten Worte: »Hallo, Darling.« Brianna kam herein, in einem flatternden roten Kleid. Küsschen auf die Wange.

»Ist sie nicht erstaunlich?«, fragte sie, auf die Skulptur zeigend.

»Erstaunlich ist das richtige Wort.«

Er blickte erst Brianna, dann die *Imelda* an und hätte am liebsten beide erwürgt. Kurz darauf war der Augenblick vorbei. Er konnte nie eine Niederlage eingestehen.

»Das Essen ist fertig«, säuselte sie.

»Hab keinen Hunger. Lass uns lieber einen Drink nehmen.«

98

»Aber Claudine hat dein Lieblingssessen gemacht - gegrillte Seezunge.«

»Kein Hunger, Liebling.« Er legte die Krawatte ab und warf sie dem Diener zu.

»Ich weiß, dass der Tag grauenvoll war«, sagte sie. »Einen Scotch?«

»Ja.«

»Erzählst du mir, wie es war?«

»Nichts lieber als das.«

Briannas persönliche Anlageberaterin, die Carl nicht kannte, hatte tagsüber immer wieder angerufen, um sie über den aktuellen Stand der Katastrophe zu informieren. Brianna kannte die Zahlen und wusste aus dem Fernsehen, dass ihr Mann etwa eine Milliarde verloren hatte.

Nachdem sie das Küchenpersonal für den Tag entlassen hatte, zog sie ein sehr viel tiefer ausgeschnittenes Neglige an. Sie setzten sich an den Kamin und plauderten, bis Carl die Augen zufielen.

Am Freitagmorgen um zehn, zwei Tage nach der Urteilsverkündung, trafen sich die Mitarbeiter der Kanzlei Pay-ton & Payton in dem großen Raum, den sie »Loch« nannten. An den ungestrichenen Wänden standen selbst gebaute Regale, auf denen sich stapelweise Luftaufnahmen, medizinische Gutachten, Porträts von Geschworenen, Zeugenberichte und Hunderte anderer Schriftstücke türmten, die alle mit dem Prozess zu tun hatten. Der Tisch in der Mitte des Raums bestand aus vier dicken, auf Böcken montierten Sperrholzplatten, um ihn herum versammelte sich eine traurige Kollektion von Holz- und Metallstühlen, von denen keiner ganz heil war. Während der letzten vier Monate war es an diesem Tisch hoch hergegangen, noch immer lagen Berge von Papieren und Stapel juristischer Bücher darauf. Sherman, eine juristische Hilfskraft, hatte einen guten Teil des Vortages damit verbracht, Pappbecher, Pizzaschachteln, Einwegverpackungen vom Chinesen und leere Wasserflaschen zu entsorgen. Außerdem hatte er den Betonboden gewischt, ohne dass jemand den Unterschied bemerkt hätte.

Die früheren, gut eingerichteten und hübsch dekorierten Büros waren in einem zweistöckigen Haus in der Main Street untergebracht gewesen, und jeden Abend war ein Reinigungsdienst gekommen.

Jetzt ging es nur noch ums Überleben.

Trotz der traurigen Umgebung war die Stimmung gut. Der Grund war offensichtlich, der Marathon lag hinter ihnen. Noch immer konnten sie nicht fassen, was für ein unglaubliches

ches Urteil die Jury gefällt hatte. Nach viel Schweiß und Tränen hatte die kleine Kanzlei den übermächtigen Goliath in die Knie gezwungen und dem Guten zum Sieg verholfen.

Mary Grace bat um Ruhe. Die Telefone waren abgestellt, weil Tabby, sonst für den Telefondienst zuständig, ebenfalls als vollwertige Mitarbeiterin angesehen wurde und an der Diskussion teilnehmen sollte.

Sherman und Rusty, die beiden juristischen Hilfskräfte, trugen Sweatshirts, Jeans und keine Socken. Warum sollte man in einem ehemaligen Ramschladen auf einem Dresscode bestehen? Tabby und Vicky, die beiden Sekretärinnen, zogen ihre hübschen Klamotten nicht mehr an, seit sie mehrfach mit ihren Kleidern an dem billigen Mobiliar hängen geblieben waren. Nur Olivia, die korpolente Buchhalterin, lief jeden Tag in der Kleidung auf, die man in einer Kanzlei erwartete.

Als alle um den Sperrholztisch saßen und den miesen Kaffee tranken, nach dem sie mittlerweile süchtig waren, hörten sie lächelnd zu, wie Mary Grace die Ereignisse noch einmal

Revue passieren ließ. »Sie werden die üblichen nachgerichtlichen Maßnahmen einleiten«, sagte sie. »In einem Monat findet auf Anordnung von Richter Harrison eine Anhörung statt, aber wir erwarten keine Überraschungen.«

»Auf Richter Harrison«, sagte Sherman, und sie stießen mit ihren Kaffeebechern an.

In der Kanzlei ging es sehr demokratisch zu. Niemand fühlte sich unterlegen. Jeder konnte das Wort ergreifen, wenn ihm danach war. Alle nannten sich beim Vornamen. Armut ebnet jegliche Unterschiede ein.

»Während der nächsten paar Monate«, fuhr Mary Grace fort, »werden Sherman und ich uns weiter um die Entwicklungen im Fall Baker kümmern, desgleichen um die anderen Fälle mit Mandanten aus Bowmore. Wes und Rusty sind für alles andere zuständig und sorgen dafür, dass etwas Geld hereinkommt.«

Beifall.

102

»Auf das Geld«, sagte Sherman, und erneut wurde angestoßen. Er hatte eine juristische Ausbildung an einer Abendschule gemacht, es aber nicht geschafft, die Anwaltsprüfung zu bestehen. Mittlerweile war er Mitte vierzig, doch auch als juristische Hilfskraft wusste er mehr als die meisten Anwälte. Rusty war zwanzig Jahre jünger und dachte darüber nach, Medizin zu studieren.

»Wo wir schon bei dem Thema sind«, fuhr Mary Grace fort. »Olivia hat mich über die aktuellen roten Zahlen informiert. Immer ein Vergnügen.« Sie griff nach einem Blatt Papier und warf einen Blick darauf. »Mit der Miete sind wir jetzt drei Monate im Rückstand, was viertausendfünfhundert Dollar macht.«

»Hoffentlich kommt sie bald, die Zwangsräumung«, scherzte Rusty.

»Nein, der Vermieter ist immer noch unser Mandant und macht sich keine Sorgen. Alle anderen Rechnungen sind auch schon seit mindestens zwei Monaten fällig, ausgenommen natürlich die Telefon- und Stromrechnung. Der Lohn für die Mitarbeiter ist seit vier Wochen nicht mehr ausgezahlt worden ...«

»Fünf«, korrigierte Sherman.

»Bist du sicher?«

»Heute sind es fünf. Freitag ist Zahltag, zumindest war es mal so.«

»Okay, dann also fünf Wochen. Wenn wir im Fall Raney einen Vergleich erzielen, müsste in einer Woche etwas Geld hereinkommen. Wir werden uns bemühen, die Rückstände zu begleichen.«

»Wir verhungern schon nicht«, sagte Tabby, der einzige Single in der Kanzlei. Die anderen hatten Ehepartner mit Jobs. Obwohl das Geld schmerzhaft knapp war, schienen alle entschlossen, irgendwie durchzukommen.

»Was ist mit der Familie Payton?«, fragte Vicky.

»Uns geht's gut«, antwortete Wes. »Du machst dir Gedanken, und ich weiß es zu schätzen, aber wir werden ge-

103

nauso durchkommen wie ihr. Ich habe es hundertmal gesagt, wiederhole es aber trotzdem. Mary Grace und ich bezahlen euch, sobald es uns möglich ist. Die Lage wird sich bald bessern.«

»Wir machen uns mehr Sorgen wegen euch«, fügte Mary Grace hinzu.

Niemand quittierte seinen Job. Niemand drohte.

Schon vor Längerem war eine Abmachung getroffen worden, wenn auch nicht schriftlich. Falls die Bowmore-Fälle Geld brachten, sollten alle in der Kanzlei davon profitieren. Vielleicht nicht zu gleichen Teilen, aber jeder wusste, dass er nicht leer ausgehen würde.

»Was ist mit der Bank?«, fragte Rusty. Es gab keine Geheimnisse zwischen ihnen. Alle wussten, dass Huffy am Vortag vorbeigeschaut hatte, und kannten die Höhe der Schulden bei Second State.

»Ich habe die Bank an die Leine gelegt«, entgegnete Wes. »Wenn sie nur ein bisschen mehr Druck macht, berufen wir uns aufs Konkursrecht, und sie guckt in die Röhre.«

»Ich bin dafür, die Bank in die Röhre gucken zu lassen«, sagte Sherman.

Alle schienen sich darin einig zu sein, dass die Bank sich zum Teufel scheren sollte, aber sie kannten die Wahrheit. Wenn Huffy sich nicht für sie eingesetzt und Mr Kirkhead davon überzeugt hätte, den Kredit aufzustocken, wäre es ihnen unmöglich gewesen, den Prozess durchzuziehen. Außerdem war ihnen klar, dass die Paytons nicht ruhen würden, bis die Schulden bei der Bank abbezahlt waren.

»Für den Fall Raney müssten wir eigentlich zwölftausend bekommen«, sagte Mary Grace. »Und weitere zehntausend für den Fall mit dem Hundebiss.«

»Vielleicht sogar fünfzehn«, warf Wes ein.

»Und dann?«, fragte Mary Grace. »Bei welchem Fall könnte danach was in die Kasse kommen?«

Alle dachten nach.

»Vielleicht Geeter«, sagte Sherman zögernd.

104

Wes schaute seine Frau an. Dann blickten beide ahnungslos in Shermans Richtung. »Wer ist Geeter?«

»Einer unserer Mandanten. Ist bei Kroger im Laden ausgerutscht und gefallen. Kam so vor acht Monaten zu uns.« Ratlose Blicke. Keine Frage, die beiden Anwälte hatten einen ihrer Mandanten völlig vergessen.

»Sagt mir gar nichts«, räumte Wes ein.

»Wie viel ist da drin?«, fragte Mary Grace.

»Nicht viel. Unsichere Rechtslage. Vielleicht zwanzigtausend. Sehen wir uns die Akte am Montag an.«

»Gute Idee«, sagte Mary Grace, bevor sie schnell das Thema wechselte. »Mir ist klar, dass die Telefonleitungen heiß laufen werden und dass wir definitiv pleite sind, aber wir werden trotzdem nicht jeden Fall annehmen. Finger weg von Grundstücksstreitigkeiten und Konkursen. Strafgerichtsprozesse nur, wenn sie sich auszahlen. Keine Scheidungen. Wir können ein paar schnelle Jobs für einen Tausender abwickeln, aber alles muss abgesprochen werden. Unsere Spezialität sind Schadenersatzklagen, und wenn wir uns zu sehr mit Kleinkram belasten, bleibt uns keine Zeit für die lukrativen Fälle. Noch Fragen?«

»Es rufen jede Menge Typen mit seltsamen Anliegen an«, sagte Tabby. »Aus dem ganzen Land.«

»Halt dich einfach daran, was gerade vereinbart wurde«, sagte Wes. »Wir können uns keine Fälle in Florida oder Seattle aufhalsen. Wir brauchen welche aus der Gegend, bei denen Hoffnung auf einen schnellen Vergleich besteht. Zumindest für das nächste Jahr.«

»Wie lange wird das Berufungsverfahren dauern?«, fragte Vicky.

»Anderthalb bis zwei Jahre«, antwortete Mary Grace. »Und wir können kaum etwas tun, um den Ablauf zu beschleunigen. Daran lässt sich nichts ändern, und deshalb ist es wichtig, dass wir an anderer Stelle Geld hereinholen.«

»Was mich zu einem anderen Punkt bringt«, sagte Wes. »Das Urteil verändert die Lage dramatisch. Erstens: Schon

105

jetzt sind die Erwartungen an uns drastisch gestiegen, und die anderen Mandanten aus Bowmore werden uns bald ständig mit ihren Wünschen in den Ohren liegen. Sie wollen ihren großen Tag vor Gericht, wollen ein spektakuläres Urteil. Wir müssen geduldig sein, dürfen es aber nicht zulassen, dass diese Leute uns verrückt machen. Zweitens: Bald werden die Aasgeier in Bowmore auftauchen. Ein Anwalt nach dem anderen, auf der Jagd nach Mandanten. Sie rechnen hier mit einem gefundenen Fressen. Wenn ein anderer Anwalt Kontakt zu euch aufnimmt, sagt ihr sofort

Bescheid. Drittens: Das Urteil setzt Krane noch mehr unter Druck. Jetzt werden ihre schmutzigen Tricks noch übler ausfallen. Sie lassen uns beobachten. Vertraut niemandem. Sprech mit niemandem. Aus dieser Kanzlei dringt nichts nach draußen. Alle Papiere landen im Reißwolf. Sobald wir es uns leisten können, beauftragen wir nachts einen Sicherheitsdienst. Kurzum, haltet die Augen offen und passt gut auf.«

»Spannend«, sagte Vicky. »Wie im Kino.«

»Noch Fragen?«

»Ja«, sagte Rusty. »Können Sherman und ich wieder anfangen, Unfallopfer zu jagen? Nach vier langweiligen Monaten brauche ich ein bisschen Abwechslung.«

»Ich war seit Wochen in keiner Notaufnahme mehr«, fugte Sherman hinzu. »Allmählich vermisste ich die Sirenen der Krankenwagen.«

Es war nicht ganz klar, ob sie Witze machten oder nicht, aber die Stimmung war gut, und die anderen lachten. »Eigentlich ist mir egal, was ihr tut«, sagte Mary Grace schließlich. »Ich möchte nur nicht alles wissen.«

»Das war's dann«, sagte Wes. »Heute ist Freitag. Ab Mittag haben alle frei. Wir machen den Laden dicht und sehen uns am Montag.«

Nachdem sie Mack und Liza von der Schule abgeholt hatten, gab es Fast Food zum Mittagessen. Anschließend fuhren sie eine Stunde über Land in Richtung Süden, bis sie durch die

106

Bäume den Lake Garland sahen. *Die* Straße wurde schmaler und war schließlich nicht mehr asphaltiert. An ihrem Ende stand auf Pfählen, direkt über dem Wasser und umgeben von Wäldern, das Blockhaus. Vor der Veranda gab es einen kurzen Steg, dahinter kilometerweit nichts als Wasser. Von Menschen war nichts zu sehen, weder auf dem See noch sonst wo.

Das Blockhaus gehörte einem befreundeten Anwalt aus Hattiesburg, für den Wes einst gearbeitet und der es abgelehnt hatte, sich in den Schlamassel in Bowmore hineinziehen zu lassen. Bis vor achtundvierzig Stunden schien das eine kluge Wahl gewesen zu sein. Jetzt konnten beträchtliche Zweifel an seiner Entscheidung aufkommen.

Ursprünglich hatten sie vorgehabt, die deutlich weitere Fahrt nach Destin auf sich zu nehmen und ein langes Wochenende am Strand zu verbringen. Aber sie konnten es sich einfach nicht leisten.

Nachdem sie das Auto ausgepackt hatten, nahmen sie das geräumige Blockhaus mit dem riesigen Wohnzimmer in Augenschein, das Mack für perfekt geeignet hielt, um dort in der kommenden Nacht zu »campen«.

»Wir werden sehen«, sagte Wes. Es gab drei kleine Schlafzimmer im Erdgeschoss, und er hatte vor, die Nacht in einem bequemen Bett zu verbringen. An diesem Wochenende mussten sie sich richtig ausschlafen. Und sich um die Kinder kümmern.

Wie versprochen fand sich die Angelausrüstung in einem Abstellraum unter der Veranda. Das Boot hing an einer Winde am Ende des Stegs, und die Kinder beobachteten aufgeregt, wie Wes es zu Wasser ließ. Mary Grace brachte die Rettungswesten und achtete darauf, dass sie korrekt angelegt wurden. Eine Stunde nach ihrer Ankunft saß sie gemütlich unter einer Decke in einem Liegestuhl auf der Terrasse. Mit einem Buch in der Hand beobachtete sie, wie das Boot mit den dreien - kleine Pünktchen aus dieser Entfernung - vor dem blauen Horizont dahinglitt. Sie wollten Brassen und Barsche fangen.

107

Es war Mitte November, rot und gelb gefärbte Blätter fielen, wurden vom Wind hinweggetragen. Sie lagen auf dem Dach des Blockhauses, auf dem Steg und auf dem Wasser. Es war völlig still. Das kleine Boot mit dem Außenbordmotor war zu weit weg. Eine sanfte Brise ging. Vögel und andere Tiere schienen im Moment woanders zu sein. Vollkommene Stille, ein seltenes Erlebnis heutzutage, aber in diesem Moment von unschätzbarem Wert. Sie klappte das

Buch zu, schloss die Augen und versuchte, an etwas zu denken, das nichts mit den Ereignissen der letzten Monate zu tun hatte.

Wo würden sie in fünf Jahren sein? Sie konzentrierte sich auf die Zukunft, weil die jüngste Vergangenheit so eng mit dem Baker-Prozess verflochten war. Mit Sicherheit würden sie in einem Haus wohnen, obwohl sie nie wieder ihre Zukunft durch einen fetten Kredit für ein protziges kleines Schloss in der Vorstadt gefährden würden. Sie wollte ein Haus, sonst nichts. Ausländische Autos, teure Büroräume und all die anderen Dinge, die ihr einst wichtig erschienen waren, bedeuteten ihr nichts mehr. Sie wollte für ihre Kinder da sein und sie in einem eigenen Haus großziehen.

Von der Familie und finanziellen Fragen abgesehen, wünschte sie sich mehr Anwälte. Die Kanzlei würde wachsen, und sie sah vor ihrem geistigen Auge etliche intelligente und talentierte Anwälte, die nichts anderes taten, als brutale Umweltsünder zur Strecke zu bringen. Und die Hersteller riskanter Medikamente und gefährlicher Produkte. Eines Tages würde man Payton & Payton wegen all der üblen Subjekte kennen, die sie vor Gericht gebracht hatten, damit ihren Opfern Gerechtigkeit widerfuhr.

Sie war einundvierzig und müde. Aber die Erschöpfung würde verschwinden. Die alten Träume von einem Dasein als Ganztagsmutter und einem vorzeitigen Ruhestand in materieller Sicherheit waren längst vergessen. Krane Chemical hatte sie zu einer radikalen Kämpferin mit einer Mission gemacht. Die letzten vier Monate hatten sie für immer verändert.

Schluss damit. Ihre Augen waren weit geöffnet.

108

Jeder Gedanke führte sie zu dem Prozess zurück, zu Jeannette Baker und Krane Chemical. Aber sie hatte nicht vor, an diesem schönen und ruhigen Wochenende weiter darauf herumzureiten. Sie schlug das Buch wieder auf und begann zu lesen.

Abends aßen sie an einer Feuerstelle am Wasser Hotdogs und Marshmallows, anschließend setzten sie sich in der Finsternis auf den Steg und betrachteten die Sterne. Die Luft war gut und kühl, und sie drängten sich unter einer Decke aneinander. Am Horizont flackerte ein Licht, und nach einigem Hin und Her waren sie sich einig, dass es nur ein Boot sein konnte.

»Erzähl uns eine Geschichte, Dad«, sagte Mack, der zwischen seiner Schwester und seiner Mutter saß.

»Was für eine?«

»Eine Geistergeschichte.«

Zuerst dachte Wes an die Hunde von Bowmore. Seit Jahren streunte ein Rudel am Stadtrand herum. Oft, mitten in der Nacht, bellten die Hunde, und sie machten mehr Krach als Kojoten. Man erzählte, sie seien tollwütig, weil sie das verseuchte Wasser getrunken hätten.

Aber er hatte die Nase voll von Bowmore. Ihm fiel eine Geschichte über einen Geist ein, der nachts auf dem Wasser wandelte und nach seiner geliebten Frau suchte, die ertrunken war. Er begann zu erzählen, und die Kinder drückten sich fester an ihre Eltern.

Ein uniformierter Wachtposten öffnete das Tor des Landhauses und nickte dem Chauffeur zu, als der lange schwarze Mercedes wie üblich mit Vollgas losfuhr. Im Fond saß Mr Carl Trudeau, tief in die Lektüre der Morgenzeitungen versunken. Es war sieben Uhr, zu früh für eine Partie Golf oder Tennis, und die vielen Autofahrer, die Samstagmorgens in Palm Beach einfielen, waren auch noch nicht unterwegs. Nach ein paar Minuten raste der Wagen in südlicher Richtung über die Interstate 95.

Carl ignorierte die Wirtschaftsnachrichten. Gott sei Dank, die Woche war endlich überstanden. Am Vortag hatte die Aktie bei Börsenschluss 19,50 Dollar gekostet, und nichts deutete darauf hin, dass die Talfahrt endgültig gebremst war. Obwohl er ab jetzt für immer einer der wenigen Männer sein würde, die an einem Tag eine Milliarde verloren hatten, plante er bereits für eine Zukunft, die seinen legendären Ruf bestätigen würde. Ein Jahr, und er hatte seine Milliarde zurück. Zwei, und er hatte sie mindestens verdoppelt.

Vierzig Minuten später überquerten sie die große Brücke in Boca Raton und fuhren in Richtung Strand, wo dicht an dicht Hochhäuser mit Eigentumswohnungen und Hotels standen. Das zehnstöckige Bürogebäude war eine glitzernde Glaskonstruktion. Das Tor wurde von einem Sicherheitsbeamten bewacht, und es gab kein Schild mit einem Hinweis auf die Mieter. Der Mercedes wurde durchgewunken und hielt unter einem Säulenvorbau. Ein energischer junger Mann

111

in einem schwarzen Anzug öffnete die Hintertür. »Guten Morgen, Mr Trudeau.«

»Guten Morgen.« Carl stieg aus.

»Hier entlang, Sir.«

Nach dem, was Carl bei seinen Nachforschungen herausgefunden hatte, legte man bei Troy-Hogan größten Wert auf Diskretion. Es gab keine Website, keine Broschüren oder Annoncen, keine Nummer im Telefonbuch. Nichts, wodurch Mandanten gewonnen werden konnten. Überdies war Troy-Hogan keine Kanzlei, weil weder im Bundesstaat Florida noch sonst wo eine Zulassung beantragt worden war. Auch registrierte Lobbyisten waren dort nicht beschäftigt. Es war eine Kapitalgesellschaft, keine Personengesellschaft oder etwas Ähnliches. Wo der Name herkam, war ungeklärt, da weder über einen Troy noch über einen Hogan etwas in Erfahrung zu bringen war. Angeblich war Troy-Hogan auf den Gebieten Marketing und Beratung aktiv, aber es gab keinerlei Hinweis darauf, welchen Geschäften man tatsächlich nachging. Die Gesellschaft hatte ihren Sitz auf den Bermudas und war seit acht Jahren in Florida registriert. Ihr hiesiger Stellvertreter war eine Kanzlei in Miami. Sie war in Privatbesitz, doch kein Mensch wusste, wer der Eigentümer war.

Je länger es ihm nicht gelang, etwas Handfestes über Troy-Hogan in Erfahrung zu bringen, desto mehr stieg Carls Bewunderung.

Der Chef war ein gewisser Barry Rinehart, und hier wurde das Bild etwas deutlicher. Freunde und Bekannte aus Washington wussten zu berichten, Rinehart habe sich vor zwanzig Jahren einige Zeit in der amerikanischen Hauptstadt aufgehalten, ohne Spuren zu hinterlassen. Er hatte für einen Kongressabgeordneten, das Pentagon und zwei mittelgroße Lobbyistenfirmen gearbeitet - der typische Berufsweg einer Million anderer. Im Jahr 1990 hatte er die Stadt ohne ersichtlichen Grund verlassen, um in Minnesota wieder aufzutauchen, wo er die Wahlkampagne eines bis da-

112

hin unbekannten Politikers organisierte, der prompt in den Kongress gewählt wurde.

Anschließend ging er nach Oregon, wo er seine Zauberkünste bei einer Wahl für einen Senatorenposten bestätigte. Doch gerade als sein Stern zu steigen begann, machte er urplötzlich Schluss mit den Wahlkampagnen und verschwand ganz von der Bildfläche. Ende der Spur.

Rinehart war achtundvierzig und zweimal geschieden. Keine Kinder, keine Vorstrafen. Er

gehörte keinem Verband an und keinem Klub. Er hatte an der University von Mary-land einen Abschluss in Politologie gemacht, anschließend ein Juraexamen an der University of Nevada.

Niemand wusste, was er im Moment tat, doch sicher war, dass jede Menge Geld hereinkam. Die Inneneinrichtung seiner Bürosuite im obersten Stock war imposant, er hatte ein Faible für minimalistische zeitgenössische Kunst. Carl selbst scheute bei der Ausstattung seines Büros keine Kosten, doch was er hier sah, beeindruckte ihn.

Rinehart erwartete ihn. Als sie sich die Hand gaben und die üblichen Begrüßungsfloskeln austauschten, studierten beide das Outfit des anderen. Anzug, Hemd, Krawatte, Schuhe, alles Maßanfertigungen. Kein Detail war unbedacht geblieben. Vielleicht hätte man an einem Samstagmorgen im sonnigen Florida auf legerere Kleidung umsteigen können, aber es war von entscheidender Bedeutung, einen guten Eindruck zu machen. Besonders für Rinehart, den die Aussicht begeisterte, einen neuen und zahlungskräftigen Geschäftspartner an der Angel zu haben.

Es hätte Carl durchaus nicht überrascht, sich einem aalglatten Gebrauchtwagenverkäufer in einem schlechten Anzug gegenüberzusehen, aber er war angenehm überrascht. Mr Rinehart hatte Stil, was sich nicht auf die Kleidung beschränkte. Er sprach leise und schien sich in der Anwesenheit eines so wichtigen Mannes äußerst wohlfühlen. Natürlich stand er nicht auf der gleichen Stufe, doch es schien ihm nichts auszumachen.

113

Nachdem sich eine Sekretärin erkundigt hatte, ob sie Kaffee wünschten, traten die beiden an die riesige Fensterfront. Vom zehnten Stock dieses direkt am Strand stehenden Gebäudes aus wirkte der Atlantik wahrlich majestätisch. Carl, der den Blick mehrere Male am Tag über den Hudson gleiten ließ, war neidisch. »Wunderbar«, sagte er.

»Ja, kein übler Arbeitsplatz.«

Als der Kaffee kam, nahmen sie in beigefarbenen Ledersesseln Platz. Nachdem die Sekretärin die Tür hinter sich geschlossen hatte, waren sie ungestört.

»Ich weiß es zu schätzen, dass Sie mich an einem Samstagmorgen empfangen«, sagte Carl. »Und das, obwohl ich Sie so überrumpelt habe.«

»Das Vergnügen ist ganz auf meiner Seite«, entgegnete Barry. »Sie haben eine harte Woche hinter sich.«

»Es hat schon bessere gegeben. Sie haben persönlich mit Senator Grott gesprochen, habe ich das richtig verstanden?«

»Ja. Wir plaudern gelegentlich.«

»Er hat sich nur sehr vage über die Aktivitäten von Troy-Hogan geäußert.«

Barry lachte und schlug die Beine übereinander. »Wir organisieren Kampagnen. Ich zeige Ihnen etwas.« Er griff nach einer Fernbedienung, drückte auf einen Knopf, und aus der Decke senkte sich eine große weiße Leinwand herab, die fast die gesamte Wand einnahm. Eine Landkarte der Vereinigten Staaten erschien darauf. Die meisten Bundesstaaten waren in Grün eingezeichnet, der Rest in einem sanften Gelbton. »In neununddreißig Staaten werden die Richter des Supreme Court und des Berufungsgerichts gewählt. Sie sind hier grün markiert. In den gelb gekennzeichneten Bundesstaaten folgt man der guten Idee, die Richter zu benennen. Wir verdienen unser Geld in den grünen.«

» Richter wählen.«

»Genau. Das ist unser einziges Arbeitsfeld, und wir beackern es äußerst diskret. Wenn einer unserer Mandanten Hilfe benötigt, nehmen wir einen Richter vom Supreme Court

114

ins Visier, der ihm nicht besonders freundlich gesinnt ist, und lassen ihn von der Bildfläche verschwinden.«

»Einfach so.«

»Einfach so.«

»Wer sind Ihre Mandanten?«

»Namen kann ich natürlich nicht nennen, aber sie spielen sämtlich in Ihrer Liga. Energieversorger, Versicherungen, Pharmakonzerne, Holzverarbeitung, Hersteller jeder Couleur. Außerdem Ärzte, Krankenhäuser, Altersheime und Banken. Wir geben massenhaft Geld aus, damit Leute vor Ort aggressive Kampagnen organisieren.«

»Waren Sie schon mal in Mississippi aktiv?«

»Bisher noch nicht.« Barry drückte auf einen anderen Knopf, und die grün unterlegten Bundesstaaten färbten sich allmählich schwarz. »Die dunkleren Staaten sind diejenigen, wo wir uns bereits engagiert haben. Wie Sie sehen, erstrecken sich unsere Aktivitäten von Küste zu Küste. Aber wir sind in allen neununddreißig Staaten präsent.«

Carl trank einen Schluck Kaffee und nickte, um Barry zum Weiterreden aufzufordern.

»Hier im Haus - das uns gehört - beschäftigen wir etwa fünfzig Mitarbeiter, die Unmengen von Daten sammeln. Information ist Macht, und wir wissen alles. Wir analysieren jedes Urteil eines Berufungsgerichts in den grünen Staaten. Wir kennen jeden Richter, wissen alles über seinen persönlichen Hintergrund, seine Familie, vorherige Tätigkeiten, Scheidungen, geschäftliche Pleiten, den ganzen unappetitlichen Dreck. Weil wir schlechthin jedes Urteil analysieren, können wir das Resultat fast jeder Berufungsverhandlung vorhersagen. Wir behalten alles im Auge, auch neue Gesetze oder Gesetzesänderungen, die einen Einfluss auf die Zivilrechtsprechung haben könnten. Wichtige Zivilprozesse beobachten wir ebenfalls.«

»Wie denken Sie über den in Hattiesburg?«

»Das Urteil hat uns absolut nicht überrascht.«

»Und warum waren meine Anwälte überrascht?«

115

»Sie waren gut, aber nicht erstklassig. Außerdem hatte der Kläger die besseren Argumente auf seiner Seite. Mit Giftmüllskandalen kenne ich mich aus, und Bowmore ist einer der schlimmsten.«

»Also werden wir wieder verlieren?«

»Das ist meine Prognose. Die Sturmflut kommt.«

Carl blickte auf das Meer und trank einen weiteren Schluck Kaffee. »Wie wird das Berufungsverfahren laufen?«

»Hängt von den Richtern des Mississippi Supreme Court ab. Im Augenblick sieht es ganz so aus, als würde das Urteil durch ein Abstimmungsergebnis von fünf zu vier Stimmen bestätigt. Seit zwei Jahrzehnten hat Mississippi den Ruf, eher mit der Klägerseite zu sympathisieren, und wie Sie wahrscheinlich wissen, gilt der gesamte Bundesstaat in juristischer Hinsicht als heißes Pflaster. Asbest, Tabak, gefährliche Appetithemmer, all diese verrückten Sammelklagen. Darauf spezialisierte Anwälte lieben die Gegend.«

»Also wird *eine* Stimme für meine Niederlage verantwortlich sein?«

»Mehr oder weniger. Die Entscheidung des Gerichts ist nicht vollkommen vorhersehbar, aber es stimmt, in der Regel geht die Abstimmung mit fünf zu vier aus.«

»Also brauchen wir lediglich einen uns freundlich gesinnten Richter?«

»Genau.«

Carl stellte seine Tasse ab und sprang auf. Nachdem er sein Jackett ausgezogen und es über eine Stuhllehne gehängt hatte, trat er an das Panoramafenster und starrte aufs Meer. In einiger Entfernung tuckerte ein Frachtschiff vorbei, und er blickte ihm mehrere Minuten nach. Barry trank langsam seinen Kaffee.

»Denken Sie an einen bestimmten Richter?«, fragte Carl schließlich.

Wieder griff Barry nach der Fernbedienung. Das Bild löste sich auf, die Leinwand verschwand in der Decke. Er reckte die Glieder, als hätte er Rückenschmerzen, und sagte

116

dann: »Vielleicht sollten wir beide zuerst übers Geschäftliche reden.«

Carl nickte und setzte sich wieder. »Ich höre.«

»Unser Vorschlag lautet etwa so: Sie geben Troy-Hogan einen Auftrag, das Geld wird auf die

richtigen Konten überwiesen, und dann stelle ich Ihnen einen Plan vor, wie wir den Supreme Court von Mississippi nach unseren Vorstellungen ummodellern.«

»Wie viel?«

»Es gibt zwei Honorare. Zunächst verlangen wir eine Million als Vorschuss. Das läuft ganz korrekt über die Bücher. Sie beauftragen uns offiziell damit, Ihnen unser Beratungsangebot zur Verfügung zu stellen, insbesondere auf dem Gebiet Government Relations, einem jener herrlich schwammigen Begriffe, unter denen man sich alles Mögliche vorstellen kann. Das zweite Honorar beträgt sieben Millionen und wird auf ein Off-Shore-Konto überwiesen. Ein Teil des Geldes dient der Finanzierung der Kampagne, aber das meiste wird zurückgelegt. Wie gesagt, nur das erste Honorar erscheint in den Büchern.«

Carl hatte begriffen und nickte. »Für acht Millionen kann ich einen Richter des Supreme Court kaufen.«

»Das ist unsere Absicht.«

»Und wie viel verdient dieser Richter im Jahr?«

»Einhundertzehntausend.«

»Einhundertzehntausend Dollar«, wiederholte Carl.

»Es ist alles relativ. Ihr Bürgermeister in New York hat fünf-undsiebzig Millionen ausgegeben, um in ein Amt gewählt zu werden, wo er nur einen winzigen Bruchteil dieser Summe verdient. Das ist Politik.«

»Politik«, echote Carl, als wollte er ausspucken. Er seufzte und versank ein Stück tiefer in seinem Sessel. »Vermutlich kommt mich Ihr Honorar weniger teuer zu stehen als ein negatives Urteil.«

»Es ist deutlich weniger kostspielig, und es kommen weitere Urteile auf Sie zu. Acht Millionen sind ein Schnäppchen.«

117

»Bei Ihnen hört sich alles so einfach an.«

»Ist es nicht. Diese Kampagnen sind Schlammschlachten, aber wir wissen, wie man sie gewinnt.«

»Ich will wissen, wofür mein Geld ausgegeben wird, und verlange einen Plan über das grundsätzliche Vorgehen.«

Barry schenkte sich aus einer silbernen Kanne Kaffee nach. Dann trat er an das riesige Panoramafenster und blickte auf den Atlantik. Carl schaute auf die Uhr. Um halb eins hatte er eine Verabredung im Country Club von Palm Beach. Nicht dass es besonders wichtig gewesen wäre. Er spielte Golf eigentlich nur, weil es von ihm erwartet wurde.

Rinehart leerte seine Tasse und ging zu seinem Sessel zurück. »Um die Wahrheit zu sagen, Mr Trudeau ... Eigentlich wollen Sie gar nicht wissen, wofür dieses Geld ausgegeben wird. Sie wollen gewinnen. Sie wollen einen Ihnen freundlich gesinnten Richter im Supreme Court, damit Sie sich des Ausgangs sicher sein können, wenn in achtzehn Monaten im Fall *Baker gegen Krane Chemical* entschieden wird. Das wollen Sie. Und wir sorgen dafür, dass es so kommt.«

»Für acht Millionen kann man das wohl erwarten.«

Vor ein paar Tagen hat er achtzehn Millionen für eine miese Skulptur aus dem Fenster geworfen, dachte Barry, der sich gleichwohl hütete, es laut auszusprechen. Er hat drei Privatjets, von denen jeder vierzig Millionen kostet. Und die »Renovierung« seines Hauses auf Long Island wird ihn mindestens zehn kosten. Und das sind nur einige wenige seiner Spielzeuge. Hier geht's ums Geschäft, nicht um Spielzeuge.

Barrys Akte über Carl war sehr viel dicker als Carls Akte über Barry. Der Unterschied zwischen den beiden bestand darin, dass Mr Rinehart sich alle Mühe gab, Aufmerksamkeit zu vermeiden, während Mr Trudeau sich noch mehr Mühe gab, sie auf sich zu ziehen.

Es wurde Zeit, die Sache in trockene Tücher zu bringen. »Die Richterwahlen in Mississippi finden genau in einem Jahr statt, im nächsten November«, sagte Barry. »Sie haben reichlich Zeit, aber keine zu verschwenden. Das Timing ist

günstig. Während wir nächstes Jahr durch unsere Kampagne die Wahl manipulieren, schleppt sich die Berufungsverhandlung dahin. Unser neuer Mann wird ab dem übernächsten Januar im Amt sein, und ungefähr vier Monate später steht im Fall *Baker gegen Krane Chemical* die Entscheidung an.«

Zum ersten Mal fühlte Carl sich ein bisschen an einen Gebrauchtwagenhändler erinnert, und es störte ihn nicht im Geringsten. Politik war ein schmutziges Geschäft, wo die Gewinner nicht immer die weißeste Weste hatten. Wenn man überleben wollte, durfte man es mit der Gesetzestreue nicht allzu genau nehmen.

»Mein Name darf nirgendwo auftauchen«, sagte er bestimmt.

Barry wusste, dass er gerade ein weiteres fettes Honorar eingestrichen hatte. »Selbstverständlich nicht«, antwortete er mit einem falschen Lächeln. »Wir haben überall Sicherungen eingebaut. Wenn einer unserer Mitarbeiter aus der Reihe tanzt und einen Fehler macht, sorgen wir dafür, dass jemand anders den Kopf dafür hinhalten muss. Der Ruf von Troy-Ho-gan ist niemals auch nur ansatzweise beschädigt worden. Und wenn sie uns nicht drankriegen, wird mit Sicherheit niemand auf Sie stoßen.«

»Kein Papierkram.«

»Nur bezüglich des ersten Honorars. Schließlich sind wir eine hochanständige Beratungsfirma. Es gibt eine offizielle Geschäftsbeziehung zu Ihnen - Consulting, Beziehungspflege, Kommunikation, Marketing, all diese wundervollen nebulösen Begriffe, die sich so hervorragend zur Tarnung von allem anderen eignen. Aber die Off-Shore-Geschichte ist absolut vertraulich.«

Nach langem Nachdenken lächelte Carl. »Ihr Vorschlag gefällt mir. Sogar sehr.«

In der Kanzlei F. Clyde Hardin & Partner gab es keine Partner. Es gab nur Clyde Hardin und seine gelangweilte Sekretärin Miriam, die ihrem Chef im Dienstalter weit voraus war, da sie seit vierzig Jahren in diesem Büro arbeitete und damit wesentlich länger als er. Sie hatte schon Urkunden und Testamente für seinen Vater getippt, der im Zweiten Weltkrieg ein Bein verloren hatte und berühmt dafür gewesen war, dass er im Gerichtssaal gelegentlich seine Holzprothese abnahm, um die Geschworenen zu verwirren. Der Senior war schon lange tot und hatte sein altes Büro mitsamt dem alten Mobiliar und der alten Sekretärin seinem einzigen Kind vermacht. Und Hardin Jr. war mit seinen vier-und-fünfzig Jahren inzwischen auch schon ziemlich alt.

Die Kanzlei Hardin war seit über sechzig Jahren ein Fixpunkt in der Main Street von Bowmore. Sie hatte Kriege überlebt, Depressionen, Rezessionen, Streiks, Boykotts und das Ende der Rassentrennung. Ob sie allerdings Krane Chemical überleben würde, wusste Hardin nicht mit Sicherheit zu sagen. Die Stadt um ihn herum siechte dahin. Gegen einen Beinamen wie »Krebs-County« kam man nicht an. Von seinem Logenplatz aus hatte er Läden und Geschäfte schließen, Anwälte und Ärzte das Handtuch werfen und wegziehen sehen.

Es war nie sein Wunsch gewesen, Anwalt zu werden, doch sein Vater hatte ihm keine Wahl gelassen. Und obwohl er sich mit Beurkundungen, Testamenten und Scheidungen ganz passabel über Wasser hielt, obwohl es ihm gelang, mit Seer-

suckeranzug, Paisleyf liege und Strohhut einigermaßen wohlgelaunt und zufrieden auszusehen, hasste er die Juristerei im Allgemeinen und ihren Alltag in dieser Kleinstadt im Speziellen. Er hasste es, tagtäglich nur mit Leuten zu tun zu haben, die zu arm waren, um seine Honorare zu bezahlen, er hasste es, mit anderen frustrierten Kollegen um potenzielle Mandanten zu kämpfen,

er hasste den ständigen Ärger mit Richtern und Gerichtspersonal und überhaupt jedem, der ihm über den Weg lief. Es gab nur noch sechs Rechtsanwälte in Bowmore, und Hardin war der jüngste unter ihnen. Er träumte davon, sich eines Tages an einem See oder irgendwo an der Küste zur Ruhe zu setzen, aber es war sehr unwahrscheinlich, dass dieser Traum je in Erfüllung ging.

Jeden Morgen um 8.30 Uhr frühstückte Clyde Hardin sieben Häuser rechter Hand von seinem Büro in Babe's Cof-feeshop - Kaffee mit Zucker und ein Spiegelei. Mittags gab es ein Grillsandwich mit Käse und Eistee bei Bob's Burgers sieben Häuser linker Hand. Um 17 Uhr, wenn Miriam ihren Schreibtisch aufgeräumt und sich in den Feierabend verabschiedet hatte, holte Hardin die Kanzleiflasche heraus und genehmigte sich einen Wodka auf Eis. Normalerweise war er dabei allein, und er genoss die Einsamkeit. Es war für ihn der schönste Moment des Tages. Er liebte die Ruhe dieser privaten kleinen Happy Hour. Das Flappen des Deckenventilators und das Klimpern der Eiswürfel waren oft die einzigen Geräusche.

Hardin hatte an diesem Tag gerade zweimal getrunken, besser gesagt: zwei ordentliche Schlucke genommen, und irgendwo in seinem Hirn begann der Alkohol bereits zu glühen, da klopfte es ziemlich unsanft an seiner Tür. Er erwartete niemanden. Die Innenstadt war um siebzehn Uhr menschenleer, aber natürlich kam es hin und wieder vor, dass auch um diese Tageszeit jemand einen Anwalt suchte. Um Hardins Finanzen stand es nicht so gut, dass er Laufkundschaft ignorieren konnte. Er stellte sein Glas auf einem Bücherregal ab und ging nach vorn. Ein gut gekleideter Herr war-

122

tete dort, der sich als Sterling Bitch oder so ähnlich vorstellte. Hardin betrachtete die Visitenkarte. Bintz. Sterling Bintz. Rechtsanwalt. Aus Philadelphia, Pennsylvania.

Mr Bintz war um die vierzig, klein, dünn, energisch und überheblich wie alle Yankees, wenn sie in den tiefen Süden mit seinen verfallenden Städten kamen.

Wie kann man nur so leben?, schienen ihre spöttischen Grimassen immer zu fragen.

Hardin war der Besucher auf Anhieb unsympathisch, aber er wollte zu seinem Wodka zurück, deshalb bot er Bintz ebenfalls einen an. Warum auch nicht.

Sie nahmen an Hardins Schreibtisch Platz und nippten an ihren Drinks. Nach ein paar Minuten belanglosem Small Talk fragte Hardin: »Wie war's, wenn Sie jetzt zur Sache kommen?«

»Aber natürlich.« Bintz' Nordstaatenakzent war hart und trocken, von unangenehmer Schärfe. »Meine Kanzlei hat sich auf Sammelklagen im Bereich Schadenersatzrecht spezialisiert. Wir tun nichts anderes.«

»Und jetzt interessieren Sie sich ganz plötzlich für unsere kleine Stadt. So ein Zufall.«

»Ja, in der Tat. Unsere Recherchen haben ergeben, dass hier Potenzial für über tausend Fälle besteht, und wir würden gern so viele wie möglich davon übernehmen. Aber wir brauchen einen ortsansässigen Anwalt.«

»Da sind Sie aber ein bisschen spät dran, mein Bester. Die Kollegen Aasgeier grasen die Gegend hier schon seit fünf Jahren ab.«

»Ich weiß, die meisten Fälle mit Todesfolge sind bereits unter Dach und Fach, aber es gibt noch viele weitere. Wir suchen Opfer mit Leber- und Nierenproblemen, Magenläsionen, Kolonerkrankungen, Hautkrankheiten und zahlreichen anderen Störungen, die natürlich alle durch Krane Chemical verursacht wurden. Wir lassen sie von unseren Ärzten untersuchen, und wenn wir ein paar Dutzend zusammenhaben, reichen wir Sammelklage gegen Krane ein. Das ist unser Spe-

123

zialgebiet. Wir tun das ständig. Die Entschädigungen könnten astronomische Ausmaße erreichen. «

Hardin tat gelangweilt, hörte aber aufmerksam zu. »Weiter«, sagte er.

»Krane hat eine empfindliche Schlappe einstecken müssen. Die können nicht bis in alle Ewigkeit prozessieren, deshalb werden sie irgendwann einen Vergleich schließen müssen. Wenn

wir die erste Sammelklage einreichen, sind wir am Drücker.«

»Wir?«

»Ja. Meine Kanzlei möchte mit der Ihren zusammenarbeiten.«

»Sie sehen doch meine Kanzlei.«

»Die Arbeit machen wir. Wir brauchen nur Ihren Namen und Ihre Adresse als ortsansässiger Anwalt sowie Ihre Kontakte und Ihre Präsenz hier in Bowmore.«

»Wie viel?« Clyde Hardin war für seine offene Art bekannt. Und dieser Winkeladvokat aus dem Norden würde versteckte Andeutungen ohnehin nicht verstehen.

»Fünfhundert Dollar pro Mandat, fünf Prozent von der Entschädigung, wenn es zum Vergleich kommt. Und wie gesagt, die Arbeit machen wir.«

Hardin ließ die Eiswürfel klingeln, während er im Kopf Zahlen wälzte.

Bintz drängte weiter. »Das Nachbarhaus steht leer. Ich ...«

»Ja, es gibt viele leer stehende Häuser in Bowmore.«

»Wem gehört es?«

»Mir. Es gehört zu diesem Gebäude. Mein Großvater hat es vor ungefähr tausend Jahren gekauft. Ich habe auch noch eines auf der anderen Straßenseite. Steht ebenfalls leer.«

»Das Büro nebenan würde sich perfekt als Untersuchungspraxis eignen. Wir lassen es herrichten, sodass es nach Krankenhaus aussieht, bringen unsere Ärzte dort unter, und dann starten wir eine Anzeigenkampagne, damit sich alle melden, die glauben, krank zu sein. Sie werden uns die Tür einrennen. Wir übernehmen die Mandate, bis wir genügend zu-

124

sammenhaben, und dann reichen wir eine Sammelklage beim Federal Court ein.«

Das Ganze klang verdächtig nach Betrug, aber Hardin wusste genug über Sammelklagen, um zu verstehen, wovon Bintz redete. Fünfhundert Mandanten zu fünfhundert Dollar pro Nase plus fünf Prozent, wenn sie den Jackpot knackten. Er griff nach der Flasche und goss beiden nach.

»Klingt bestechend«, sagte er.

»Es könnte äußerst lukrativ werden.«

»Aber ich arbeite nicht am Federal Court.«

Bintz nahm einen Schluck von der annähernd tödlichen Dosis und verzerrte sein Gesicht zu einem Grinsen. Er wusste genau, wo dieser großspurige Kleinstadtjurist an seine Grenzen stieß. Mit Sicherheit hätte Hardin schon Probleme, einen Ladendieb vor dem City Court zu verteidigen.

»Wie gesagt. Die Arbeit machen wir. Wir kämpfen vor Gericht mit harten Bandagen.«

»Aber alles im Rahmen von Gesetz und Moral«, vergewisserte sich Hardin.

»Selbstverständlich. Wir ziehen schon seit zwanzig Jahren erfolgreich Sammelklagen durch. Erkundigen Sie sich über uns.«

»Das werde ich tun.«

»Tun Sie es rasch. Das Urteil weckt zunehmend Interesse. Es wird eine Jagd auf potenzielle Mandanten geben. Jeder will der Erste sein, der eine Sammelklage einreicht.«

Nachdem Bintz weg war, trank sich Hardin mit einem dritten Wodka an sein Limit heran, und mit dem letzten Schluck fand er schließlich den Mut, die ganze Stadt zum Teufel zu jagen. Was würden sie auf ihm herumhacken! Weil er mit Anzeigen in der Wochenzeitung nach Opfern respektive Mandanten suchte, weil er sein Büro in eine billige Klinik für Fließbanddiagnosen umwandelte, weil er mit irgendwelchen schleimigen Rechtsverdrehern aus dem Norden klüngelte und sich am Elend seiner Nachbarn bereicherte. Die Liste

125

der Vorwürfe würde lang sein, und der Tratsch würde Bowmore eine ganze Weile beschäftigen. Je mehr er trank, desto entschlossener wurde er, jede Skepsis in den Wind zu schlagen und - dieses eine Mal - ein bisschen Geld zu verdienen.

Trotz seiner direkten Art war es Hardin ein echtes Gräuel, bei Prozessen aufzutreten. Es lag

schon Jahre zurück, da hatte er ein paarmal vor Gericht Geschworenen gegenübergestanden, und jedes Mal war ihm die Kehle vor Panik so eng gewesen, dass er kaum sprechen konnte. Inzwischen hatte er sich seinen Job so eingerichtet, dass er die Kanzlei kaum noch verlassen musste. Das war sicher und bequem und brachte genug ein, um die Unkosten zu decken. Dafür fanden die Angst einflößenden Schlachten, bei denen um das große Geld gekämpft wurde, ohne ihn statt.

Also warum nicht dieses eine Mal die Chance ergreifen?

Würde er damit nicht auch den Menschen helfen? Jeder Cent, den man Krane Chemical abnahm und irgendwo auf einem Privatkonto in Bowmore einzahlte, war ein kleiner Sieg. Mit dem Schwur, dass dies der letzte sein würde, goss sich Hardin einen vierten Drink ein und beschloss, dass er Bintz und seinen Sammelklagenganoven verdammt noch mal die Hand reichen würde, um der Gerechtigkeit zu dienen.

Zwei Tage später erschien der Inhaber einer kleinen Baufirma, den Hardin in mindestens drei Scheidungsfällen vertreten hatte, mit einem Trupp Schreiner, Maler und Helfer, die sich, glücklich über den Auftrag und hoch motiviert, an die Blitzrenovierung des Nachbarhauses machten.

Zweimal im Monat spielte Hardin Poker mit dem Eigner der *Bowmore News*, der einzigen Zeitung des County. Wie die Stadt war auch das Wochenblatt im Niedergang begriffen und freute sich über jeden Rettungsanker. Die nächste Ausgabe würde voll sein mit Schlagzeilen und Meldungen zum Thema, und ein wohlwollender Hintergrundartikel würde über die Zusammenarbeit von Rechtsanwalt Clyde Hardin mit einer großen, landesweit operierenden Kanzlei aus Philadelphia berichten. Weiter hinten dann würde eine ganzsei-

126

tige Anzeige alle Bürgerinnen und Bürger von Cary County nachdrücklich aufrufen, das neue »Diagnosezentrum« in der Main Street aufzusuchen und sich gratis untersuchen zu lassen.

Hardin genoss den Trubel und die Aufmerksamkeit und begann bereits, sein Geld zu zählen.

Es war vier Uhr morgens an einem kalten, regnerischen Tag, als Bück Burleson seinen Pick-up auf dem kleinen Mitarbeiterparkplatz der Pumpstation von Hattiesburg abstellte. Er nahm seine Thermoskanne voll Kaffee, sein Schinkenbrötchen und die 9-Millimeter-Pistole und ging damit zu einem riesigen Neunachser-Sattelzug mit Lebensmitteltankauflieger, Nutzlast achtunddreißig Tonnen, ohne Aufschrift. Er ließ den Motor an und prüfte Instrumentenanzeigen, Luftdruck und Sprit.

Der Nachtwächter hörte den Motorenlärm und kam aus dem Kontrollraum im ersten Stock. »Hallo, Bück«, rief er ihm entgegen.

»Morgen, Jake«, erwiderte Bück mit einem Nicken. »Ist schon aufgefüllt?«

»Alles startklar.«

Der Dialog war seit fünf Jahren immer der gleiche. Es folgte ein kurzer Plausch über das Wetter, ehe man sich mit einem kurzen Gruß trennte. Doch an diesem Morgen beschloss Jake, das Gespräch um eine Frage zu erweitern, die ihn schon seit ein paar Tagen beschäftigte. »Sind die Leute drüben in Bowmore jetzt eigentlich zufrieden?«

»Was weiß ich«, kam Bucks lapidare Antwort. »Halte mich da nie lang auf.«

Damit öffnete er die Fahrerkabine, verabschiedete sich wie üblich mit »Bis später« und zog die Tür zu. Jake sah dem Tanklastzug nach, wie er über die Ausfahrt rollte und nach links auf die Straße einbog, um schließlich aus seinem Blickfeld zu verschwinden, das einzige Fahrzeug, das zu dieser einsamen Morgenstunde unterwegs war.

127

Auf dem Highway goss sich Bück vorsichtig Kaffee aus der Thermoskanne in den Kunststoff-Schraubdeckel, der als Tasse diente. Er blickte auf seine Pistole, die auf dem Beifahrersitz lag, und beschloss, mit dem Brötchen noch zu warten. Als er das Schild sah, das Cary County

ankündigte, schaute er wieder auf die Waffe.

Er machte diese Fahrt dreimal am Tag, an vier Tagen in der Woche. An den übrigen Tagen war ein Kollege dran. Sie tauschten häufig, sodass die Versorgung auch an Feiertagen und bei Urlaub gewährleistet war. Es war nicht die Karriere, die Bück sich vorgestellt hatte. Siebzehn Jahre lang war er Vorarbeiter bei Krane Chemical in Bowmore gewesen und hatte dreimal so viel verdient wie jetzt, da er Wasser in seine alte Stadt karrete.

Was für eine Ironie. Einer der Männer, die maßgeblich dazu beigetragen hatten, dass Bowmores Wasser verseucht war, sorgte heute dafür, dass die Stadt sauberes von auswärts bekam. Aber für Ironie hatte Bück keinen Sinn. Er war nur wütend auf die Firma, weil sie sich davongemacht und seinen Job mitgenommen hatte. Und er hasste Bowmore, weil Bowmore ihn hasste.

Bück war ein Lügner. Das war schon mehrere Male bewiesen worden, am spektakulärsten bei einem erbarmungslosen Kreuzverhör einen Monat zuvor. Mary Grace Payton hatte ihn mit ihren hinterhältigen Fragen dazu gebracht, sich vor den Geschworenen selbst ins Grab zu reden.

Jahrelang hatten Bück und die meisten seiner Kollegen -auf Anordnung ihrer Vorgesetzten - kategorisch bestritten, dass sie bei Krane Chemieabfälle einfach in die Landschaft gekippt hatten. Sie hatten es in internen Firmenmemos bestritten, gegenüber den Anwälten der Firma, in beeideten Erklärungen. Und sie hatten es bestritten, als die Firma ins Visier der nationalen Umweltschutzbehörde und der Staatsanwaltschaft geriet. Dann wurde das Verfahren eröffnet. Und da konnten sie doch nicht plötzlich mit der Wahrheit herausrücken, nachdem sie sie so lange verschwiegen hatten. Und

128

die Firma? Die hatte sich längst abgesetzt. An einem Wochenende war sie plötzlich verschwunden, um sich in Mexiko niederzulassen. Bestimmt erledigte irgendein Tortillafres-ser da unten Bucks Job für fünf Mäuse am Tag. Fluchend trank er einen Schluck Kaffee.

Ein paar von den Managern hatten vor Gericht ausgepackt, die meisten waren bei den Lügen geblieben. Lächerliche Figuren hatten sie allesamt abgegeben, zumindest diejenigen, die tatsächlich in den Zeugenstand getreten waren. Manche hatten auch versucht, sich zu verstecken. Earl Crouch, wahrscheinlich der größte Lügner von allen, war erst in ein anderes Krane-Werk versetzt worden, in die Nähe von Galveston. Gerüchten zufolge war er dann unter rätselhaften Umständen verschwunden.

Bück blickte wieder auf die 9-Millimeter.

Bislang hatte er erst einen Drohanruf bekommen. Wie es den anderen ging, wusste er nicht. Sie hatten Bowmore alle verlassen und standen nicht in Kontakt miteinander.

Mary Grace Payton. Hätte er die Waffe während des Kreuzverhörs in die Hände bekommen, hätte er sie erschossen - und ihren Mann und ein paar von den Anwälten der Firma dazu. Eine Kugel hätte er für sich selbst aufgehoben. Vier Stunden lang hatte sie erbarmungslos eine Lüge nach der anderen entlarvt. Man hatte ihm immer versichert, dass die meisten davon abgesichert seien. Dass sie sich nur anhand von Memos und beeideten Erklärungen aufdecken lassen würden, die bei Krane unter Verschluss lägen. Doch Mrs Payton hatte alles zur Hand, sämtliche Memos, alle beeideten Erklärungen und noch vieles mehr.

Als die Tortur vorbei und Bück am Ende seiner Kräfte war, als die Geschworenen vor Empörung kochten, da faselte Richter Harrison irgendwas von Meineid. Und da wäre Bück fast der Kragen geplatzt. Er war erschöpft, gedemütigt, dem Wahnsinn nahe. Um ein Haar wäre er aufgesprungen, um den Geschworenen ins Gesicht zu blicken und loszulegen: »Sie wollen die Wahrheit hören? Hier ist sie: Wir haben so viel

129

Scheiße in die Gräben gekippt, ein Wunder, dass die Stadt noch nicht in die Luft geflogen ist. Literweise, jeden Tag - BCL, Cartolox und Aklar, alles Klasse-1-Karzinogene. Hunderte Liter giftiger Stoffe, direkt in den Boden. Wir haben es aus Bottichen, Eimern, Tonnen und Fässern

geschüttet. Nachts und am helllichten Tag. Klar, wir haben jede Menge davon in grüne Tonnen abgefüllt, versiegelt und einer Spezialfirma Unsummen für die Entsorgung bezahlt. Krane hat sich immer an die Gesetze gehalten. Die sind der Umweltschutzbehörde regelrecht in den Hintern gekrochen. Sie haben ja die Papiere gesehen, alles sauber und ordentlich. Gesetzeskonform. Aber während die Typen in den gestärkten Hemden vorn die Formulare ausfüllten, verbuddelten wir hintenherum den Giftmüll. Es war viel einfacher und billiger, das Zeug einfach so wegzukippen. Und wissen Sie was? Die Scheißkerle da vorn wussten genau, was wir da hinten taten.« An diesem Punkt wäre sein Finger mit tödlicher Zielgenauigkeit in Richtung der Topmanager seiner alten Firma und ihrer Anwälte geschossen. »Die haben alles gedeckt! Und jetzt lügen sie Ihnen ins Gesicht. Die lügen alle!«

Bück hielt diese Rede laut beim Fahren, fast jeden Morgen. Es bereitete ihm einen eigentümlichen Trost, darüber zu sinnieren, was er hätte sagen sollen anstelle von dem, was er tatsächlich gesagt hatte. Ein Stück von seiner Seele und der größte Teil seiner Männlichkeit waren in diesem Gerichtssaal zurückgeblieben. In der Abgeschlossenheit seiner Fahrerkabine herumzubrüllen hatte etwas Therapeutisches.

Ganz im Gegensatz zu diesen täglichen Fahrten nach Bowmore. Er stammte nicht von dort und hatte die Stadt nie gemocht. Nach dem Verlust seiner Arbeit war ihm nichts anderes übrig geblieben, als wegzuziehen.

Dort, wo der Highway in die Main Street übergang, bog er rechts ab und fuhr vier Straßenblocks weit bis zu der Verteilerstelle, für die sich in Bowmore der schmucklose Beiname »Tank« eingebürgert hatte. Sie lag direkt unterhalb des alten Wasserturms, dessen Metallwände das verseuchte Was-

130

und hatte sogar ein Lächeln für Mary Grace übrig, die ihn jedoch ignorieren konnte, da sie ins Gespräch mit ihrer Mandantin vertieft war. Jeannette Baker sah immer noch mitgenommen aus, aber wenigstens weinte sie nicht.

Kurtins Untergebenenstab raschelte für mehrere Hundert Dollar pro Stunde und Mann mit Papier, während Rechtsanwalt Frank Sully, der ortsansässige Anwalt, misstrauisch zusah. Das war doch alles nur Theater. Richter Harrison würde Krane Chemical gegenüber nicht die geringste Milde walten lassen, und jeder wusste das.

Auch andere sahen zu. Huffy nahm seinen gewohnten Platz ein, neugierig wie immer, nach wie vor nervös wegen des Darlehens und seiner Zukunft. Einige Reporter waren da und sogar ein Gerichtszeichner - derselbe, der schon bei der Hauptverhandlung dabei gewesen war und Gesichter so festgehalten hatte, dass niemand sie wiedererkennen konnte. Mehrere Anwälte potenzieller Kläger waren zugegen, die sich für den Verlauf des Verfahrens interessierten. Sie träumten von horrenden Entschädigungssummen, die sie reich machen würden, ohne dass sie wie die Paytons erst einmal einen ruinösen und kräftezehrenden Prozess hinter sich bringen mussten.

Richter Harrison eröffnete die Sitzung und kam gleich zur Sache. »Freut mich sehr, Sie alle wiederzusehen«, begann er trocken. »Es wurden insgesamt vierzehn Anträge eingereicht - zwölf vonseiten der Verteidigung, zwei vonseiten der Kläger -, und ich beabsichtige, bis zwölf Uhr über alle entschieden zu haben.« Er fixierte Jared Kurtin, als wollte er ihn zum Widerspruch reizen.

Dann fuhr er fort: »Ich habe alle Anträge und Schriftsätze gelesen, bitte verschonen Sie mich also mit Einzelheiten, die Sie bereits schriftlich niedergelegt haben. Mr Kurtin, Sie dürfen anfangen.«

Der erste Antrag betraf die Wiederaufnahme des Verfahrens. Kurtin zählte im Schnelldurchlauf eine lange Reihe von Punkten auf, die seiner Mandantin im Verfahren von Nachteil gewesen seien, angefangen mit ein paar Geschworenen,

132

die seiner Ansicht nach an die Luft gesetzt gehörten. Aber der Richter teilte seine Ansicht nicht. Nachdem sich Harrison eine Stunde lang Kurtins Begründung angehört hatte, wies er den Antrag

auf Wiederaufnahme ab.

Jared Kurtin hätte jeder andere Beschluss überrascht. Das hier war reine Routine. Die Schlacht war verloren - aber nicht der Krieg.

Die anderen Anträge folgten und wurden minutenlang einfallslos begründet. Richter Harrison hörte sich jeden einzelnen an und beschied jedes Mal: »Antrag abgewiesen.«

Als die Anwälte fertig, die Unterlagen eingepackt und alle Aktenkoffer geschlossen waren, wandte sich Jared Kurtin noch einmal an das hohe Gericht. »Euer Ehren«, sagte er, »es war mir ein Vergnügen. Ich bin sicher, dass wir in spätestens drei Jahren wieder hier stehen werden.«

»Die Sitzung ist geschlossen«, verkündete Richter Harrison barsch und ließ sein Hämmerchen geräuschvoll auf die Unterlage prallen.

Zwei Tage nach Weihnachten, an einem rauen, windigen Spätnachmittag, ging Jeannette Baker von ihrem Trailer aus durch Pine Grove zur Kirche und dem dahinter liegenden Friedhof. Sie küsste den schmalen Stein an Chads Grab und setzte sich dann auf den Boden, um sich gegen den Grabstein ihres Mannes Pete zu lehnen. Sein Todestag jährte sich heute zum fünften Mal.

In diesen fünf Jahren hatte sie gelernt, bei den guten Erinnerungen zu verweilen. Dennoch wurde sie die bösen niemals los: Pete, ein Baum von einem Mann, abgemagert auf runfundfünfzig Kilo, unfähig zu essen, am Ende sogar unfähig, Wasser durch seine von Tumoren zugewucherte Kehle und Speiseröhre rinnen zu lassen. Pete, der harte Kerl, weinend vor Schmerzen, sie um Morphin anbettelnd. Pete, der große Wortführer und Geschichtenerzähler, am Ende nur noch erbarmungswürdig krächzend. Pete, der sie anflehte, allem ein Ende zu machen.

133

Chads letzte Tage waren relativ ruhig gewesen, Petes dagegen grauenvoll. Was hatte sie nicht alles durchgemacht.

Aber genug der quälenden Erinnerungen. Sie war hier, um über ihr gemeinsames Leben zu reden, ihre Liebe, ihre erste Wohnung in Hattiesburg, Chads Geburt, ihre Pläne für weitere Kinder und ein größeres Haus und all die Träume, über die sie früher zusammen gelacht hatten. Klein Chad mit Angel samt einer eindrucksvollen Sonnenbrille aus dem Teich ihres Onkels. Klein Chad in seinem ersten T-Ball-Trikot mit Coach Pete an seiner Seite. Weihnachten und Thanksgiving, ein Besuch in Disney World, als beide schon todkrank waren.

Sie blieb, bis es dunkel war, so wie immer.

Denny Ott beobachtete sie vom Küchenfenster seines Pfarrhauses aus. Der kleine Friedhof, den er so liebevoll pflegte, erhielt in letzter Zeit mehr Publikumsverkehr, als er vertragen konnte.

Das neue Jahr begann mit einer weiteren Beerdigung. Inez Perdue starb infolge einer langen, schmerzvollen Niereninsuffizienz. Sie war einundsechzig, verwitwet und hinterließ zwei erwachsene Kinder, die Bowmore zum Glück den Rücken gekehrt hatten, sobald sie alt genug gewesen waren. Unversichert starb Miss Inez, wie sie von allen genannt wurde, in ihrem kleinen Häuschen am Rande der Stadt, begleitet von ihren Freunden und Pastor Denny Ott. Der Pastor ging von ihrem Sterbebett aus direkt zum Friedhof, um mit einem anderen Diakon zusammen ihr Grab auszuheben. Das siebzehnte in Folge.

Sobald sich der letzte Besucher im Sterbezimmer verabschiedet hatte, wurde Inez Perdues Leichnam in einem Krankenwagen nach Hattiesburg in die Pathologie des Forrest County Medical Center gefahren. Dort entnahm ein Arzt im Auftrag der Kanzlei Payton drei Stunden lang Gewebe- und Blutproben für eine Autopsie. Miss Inez hatte ein Jahr zuvor in einem Vertrag mit ihren Anwälten eingewilligt, dass ihr Leichnam zum gegebenen Zeitpunkt dieser makaberen Prozedur unterzogen werden durfte. Die Autopsieergebnisse konnten vor Gericht eines Tages den ausschlaggebenden Beweis liefern.

Acht Stunden nach ihrem Tod war sie wieder in Pine Grove, in einem billigen Sarg, der über Nacht im Altarraum der Kirche aufgestellt wurde.

Pastor Ott hatte seinen Schäfchen schon früh eingebläut, dass diesseitige Rituale töricht und bedeutungslos seien, wenn

der Körper tot und der Geist in den Himmel aufgefahren sei. Beerdigung, Totenwache, Einbalsamierung, Blumenschmuck und teurer Sarg ... das alles sei Zeit- und Geldverschwendung. Asche zu Asche, Staub zu Staub. Gott hat uns nackt in diese Welt geschickt, predigte er ihnen, und so sollten wir sie auch wieder verlassen.

Am nächsten Tag leitete er den Trauergottesdienst für Inez Perdue. Die Kirche war voll, auch Wes und Mary Grace Pay-ton waren gekommen sowie ein paar weitere Rechtsanwälte, die das Geschehen mit großem Interesse verfolgten. Pastor Ott bemühte sich nach Kräften - und er hatte allmählich Übung darin -, den Gottesdienst zu einem erbaulichen Ereignis zu machen, indem er

den Leuten Anlass zum Schmunzeln gab. Miss Inez hatte in der Kirche aushilfsweise Orgel gespielt. Sie hatte zwar mit Verve in die Tasten gegriffen, dabei aber mindestens die Hälfte der Töne mehr oder weniger haarscharf verpasst. Und da sie praktisch taub gewesen war, hatte sie nie bemerkt, wie schrecklich ihr Spiel klang. Die Erinnerung an ihre Auftritte hob die Stimmung der Trauergemeinde ein wenig.

Es wäre ein Leichtes gewesen, die Chemiefabrik und deren zahlreiche Sünden zu verteufeln, doch Pastor Ott erwähnte Krane Chemical mit keinem Wort. Inez Perdue war tot, und nichts würde daran etwas ändern. Jeder wusste, wer sie umgebracht hatte.

Nach dem einstündigen Gottesdienst hoben die Sargträger den Holzsarg auf Mr Earl Mangrams alten offenen Pferdewagen, wahrscheinlich den einzigen, den es im ganzen Land noch gab. Mr Mangram war eines der ersten Opfer von Krane Chemical gewesen, die dritte Beerdigung in Denny Otts Laufbahn. Er hatte damals verfügt, dass sein Sarg auf dem alten Wagen seines Großvaters von der Kirche zum Friedhof gefahren werden solle, gezogen von Blaze, seiner alten Stute. Die kurze Prozession war in Pine Grove so gut angekommen, dass sie ab sofort zum Standardprogramm gehörte.

Als Inez Perdues Sarg sicher auf der Ladefläche abgestellt

136

war, nahm Pastor Ott, der neben Blaze stand, die Zügel. Das alte Quarter Horse zog leicht taumelnd an und rührte die kleine Trauergemeinde von der Kirche über eine Seitenstraße zur rückwärtigen Seite des Friedhofs.

Gemäß der Tradition des Südens folgte dem Abschied ein Leichenschmaus im Gemeindesaal, zu dem jeder etwas beisteuerte. Für Menschen, denen das Sterben so vertraut war, waren diese Trauerfeiern eine Gelegenheit, sich gegenseitig zu trösten und die Trauer zu teilen. Pastor Ott machte seine Runden, redete mit allen, betete mit einigen.

Die große Frage in diesen Momenten war stets: Wer würde der Nächste sein? In vielerlei Hinsicht fühlten sich alle wie zum Tod verurteilt. Isoliert, in ihrem Leid alleingelassen, wussten sie nie, wer als Nächstes vor den Henker geführt würde. Rory Walker, vierzehn Jahre alt, verlor in seinem zehn Jahre währenden Kampf gegen die Leukämie immer mehr an Boden. Wahrscheinlich war er der Nächste. Er war heute in der Schule und konnte nicht dabei sein, aber seine Mutter und Großmutter waren gekommen.

Die Paytons hatten sich mit Jeannette Baker in eine Ecke zurückgezogen, wo sie über alles redeten außer über den Fall. Über Papptellern mit einer spärlichen Portion Brokkoli-Kä-se-Auf lauf erfuhren sie, dass sie inzwischen nachts in einem Kiosk arbeitete und ein Auge auf einen schöneren Trailer geworfen hatte. Mit Bette habe sie ständig Streit - sie habe einen neuen Kerl, der häufig bei ihr übernachtete und sich auffällig für Jeannettes Rechtslage interessierte.

Jeannette Baker war augenscheinlich zu Kräften gekommen, und ihr Verstand arbeitete auch wieder klarer. Sie hatte ein paar Pfund zugenommen und sagte, dass sie keine Anti-depressiva mehr nehme. Doch die Leute würden sie neuerdings anders behandeln. Unter vorgehaltener Hand erzählte sie von ihren Beobachtungen. »Eine Zeit lang waren alle richtig stolz. Nach dem Motto: Wir haben uns gewehrt. Wir haben gewonnen. Endlich hat uns jemand von draußen zugehört, uns, den armen kleinen Leuten in dieser armen, kleinen Stadt.

137

Ständig war jemand um mich herum und flüsterte mir Nettigkeiten zu. Sie kochten für mich, putzten mir den Trailer, irgendjemand kam immer vorbei. Für die arme kleine Jeannette war ihnen nichts zu viel. Aber kaum vergingen ein paar Tage, da fingen sie an, mich auf das Geld anzusprechen. Wie lange das Berufungsverfahren dauern würde, wann das Geld fließen würde, was ich damit vorhätte, und so weiter und so fort. Bettes jüngerer Bruder kam eines Abends vorbei, trank sich einen Rausch an und wollte tausend Dollar von mir leihen. Wir gerieten in Streit, und er sagte, jeder in der Stadt wüsste, dass ich schon Geld bekommen hätte. Ich war entsetzt! Die Leute fangen an zu reden. Alle möglichen Gerüchte kursieren. Zwanzig Millionen hier,

zwanzig Millionen da. Wie viel wird sie wohl abgeben, fragen sie sich, welches Auto wird sie sich kaufen, wo wird sie ihr schönes neues Haus bauen. Alles, was ich kaufe, wird sofort registriert, und das ist weiß Gott nicht viel. Und die Männer - jeder läufige Hund in diesem County und darüber hinaus ruft an, will vorbeikommen und Hallo sagen oder mich ins Kino einladen. Zwei davon sind noch nicht einmal geschieden, das weiß ich aus sicherer Quelle. Es sind Cousins von Bette. Aber Männer sind mir sowieso völlig egal.«

Wes wandte den Blick ab.

»Sprechen Sie mit dem Pastor?«, erkundigte sich Mary Grace.

»Ab und zu. Er ist wunderbar. Er sagt immer, ich soll für die beten, die über mich reden. Ich bete jeden Abend für sie. Wirklich. Aber ich habe das Gefühl, dass sie für mich und vor allem für das Geld noch viel mehr beten.« Sie sah sich argwöhnisch um und senkte ihre Stimme noch mehr.

Zum Nachttisch wurde Bananenpudding aufgetragen - eine gute Gelegenheit, um sich von Jeannette Baker zu verabschieden. Die Paytons hatten noch ein paar andere Mandanten hier, die sie nicht vernachlässigen durften. Als Pastor Ott und seine Frau anfangen, die Tische abzuräumen, strebten die Trauernden allmählich dem Ausgang zu.

138

Wes und Mary Grace Payton gingen mit Denny Ott in dessen Arbeitszimmer gleich neben dem Altarraum. Es hatte sich eingebürgert, dass er sie nach den Trauerfeiern auf den aktuellen Stand der Dinge brachte. Wer war krank geworden, wie sahen die neuesten Diagnosen aus, wer in Pine Grove hatte eine andere Anwaltskanzlei beauftragt.

»Diese Sache mit Clyde Hardin gerät völlig außer Kontrolle«, erzählte der Pastor. »Die werben jetzt mit Radiospots und ganzseitigen Anzeigen im Wochenblatt. Sie versprechen das Blaue vom Himmel herunter. Und die Leute strömen in Scharen hin.«

Vor dem Trauergottesdienst für Inez Perdue waren Wes und Mary Grace die Main Street entlanggegangen, um sich die neue Diagnoseklinik neben Clyde Hardins Kanzlei mit eigenen Augen anzusehen. Auf dem Gehsteig davor standen zwei große Kühlschränke voller Wasserflaschen und Eiswürfel. Ein Halbwüchsiger in einem T-Shirt mit der Aufschrift »Bintz & Bintz« reichte beiden je eine Flasche. Auf dem Etikett stand: »Reines Quellwasser. Mit den besten Empfehlungen von Bintz & Bintz, Rechtsanwälte«. Darunter eine gebührenfreie Telefonnummer.

»Woher kommt das Wasser?«, fragte Wes den Jungen.

»Nicht aus Bowmore«, lautete die prompte Antwort.

Während Mary Grace sich den Jungen vornahm, ging Wes hinein. Drinnen fand er drei weitere potenzielle Mandanten vor, die alle darauf warteten, untersucht zu werden. Keiner von ihnen sah in irgendeiner Weise krank aus. Wes wurde von einer sehr ansehnlichen jungen Dame von höchstens achtzehn Jahren in Empfang genommen. Sie reichte ihm eine Broschüre und ein Formular auf einem Klemmbrett samt einem Kugelschreiber und forderte ihn auf, Vorder- und Rückseite auszufüllen. Die Broschüre war professionell gemacht und enthielt die Hauptanschuldigungen gegen Krane Chemical, das Unternehmen, das, »wie juristisch erwiesen«, das Trinkwasser von Bowmore und Cary County kontaminiert habe.

139

Alle Daten gingen an die Kanzlei Bintz & Bintz in Philadelphia, Pennsylvania. Die Fragen auf dem Formular waren allesamt medizinisch oder personenbezogen, außer den beiden letzten: Wie haben Sie von dieser Adresse erfahren? Und: Kennen Sie jemanden, der ebenfalls ein Opfer von Krane Chemical sein könnte? Wenn ja, tragen Sie bitte Namen und Telefonnummer ein. Während Wes das Formular ausfüllte, kam irgendwo aus einem Hinterzimmer ein Arzt, um den nächsten Patienten aufzurufen. Er trug einen weißen Kittel und, natürlich, um den Hals ein Stethoskop. Er war Inder oder Pakistaner und sah aus wie maximal dreißig.

Nach ein paar Minuten verabschiedete sich Wes und ging.

»Kleinkram«, sagte Wes zu Denny Ott. »Die übernehmen ein paar Hundert Fälle, von denen die meisten für sich genommen unbedeutend sind. Dann reichen sie beim Federal Court Sammelklage ein. Wenn sie Glück haben, kommt es nach Jahren zu einem Vergleich mit einer Entschädigung von ein paar Tausend Dollar pro Mandat, und dann streichen sie ganz ordentliche Honorare ein. Wahrscheinlicher aber ist, dass Krane Chemical sich nicht vergleicht. Und wenn das passiert, gehen alle Mandanten leer aus, und Clyde Hardin muss wieder Urkunden aufsetzen.«

»Wie viele aus Ihrer Gemeinde haben schon unterschrieben?«, fragte Mary Grace.

»Ich weiß es nicht. Die Leute erzählen mir auch nicht alles.«

»Wir machen uns deswegen keine Sorgen«, sagte Wes. »Ganz ehrlich, wir haben selbst genug Fälle. Die werden uns noch lange beschäftigen.«

»Waren das Schnüffler heute Morgen beim Gottesdienst?«, wollte Mary Grace wissen.

»Ja. Einer war ein Anwalt namens Crandell aus Jackson. Er schleicht seit dem Prozess hier herum. Heute kam er sogar vorbei, um Hallo zu sagen. Nur einer, der auch etwas vom Kuchen abhaben will.«

140

»Ich habe von ihm gehört«, sagte Wes. »Hat er schon irgendeinen Fall an Land gezogen?«

»Nicht aus dieser Gemeinde.«

Sie diskutierten eine Weile über die Anwälte und kamen dann wie immer auf Jeannette Baker und den Druck zu sprechen, dem sie neuerdings ausgesetzt war. Ott sagte, dass er sich um sie kümmere, und zeigte sich überzeugt, dass sie auf ihn hörte.

Nach einer Stunde beendeten sie das Gespräch. Die Pay-tons fuhren nach Hattiesburg in die Kanzlei zurück, wo ein neuer Mandant wartete. Wieder einmal ein Fall von Körperverletzung, der zu einem Verfahren wegen widerrechtlicher Tötung geführt hatte.

Die Prozessunterlagen erreichten den Supreme Court von Mississippi in der ersten Januarwoche. Die Prozessmitschrift mit ihren sechzehntausendzweihundert Seiten wurde von den Stenotypistinnen in saubere Form gebracht, dann gingen Abschriften an die Geschäftsstelle des Gerichts und an die Anwälte der gegnerischen Parteien. Krane Chemical, der Berufungsklägerin, wurde zur Einreichung des begründenden Schriftsatzes eine Frist von neunzig Tagen eingeräumt. Sechzig Tage danach würden die Paytons ihre Widerlegung einreichen. In Atlanta wurde das Mammutwerk von Jared Kurtin umgehend an die Berufsabteilung der Kanzlei weitergeleitet, an die »Eierköpfe«, wie sie im bürointernen Jargon genannt wurden: geniale Gesetzesinterpreten, die im zwischenmenschlichen Bereich größere Defizite aufwiesen, aber wahre Wunder vollbrachten, sobald man sie in eine Bibliothek einschloss. Zwei Partner, vier Mitarbeiter und vier Assistenten arbeiteten bereits auf Hochtouren für das Berufungsverfahren, als die gigantische Mitschrift eintraf. Jetzt, da sie endlich jedes im Prozess geäußerte Wort schwarz auf weiß vor sich hatten, konnten sie das Verfahren bis ins kleinste Detail nachvollziehen und würden zweifellos Dutzende von Gründen für eine Aufhebung des Urteils finden.

141

In dem heruntergekommenen Viertel von Hattiesburg, in dem die Paytons ihr »Loch« hatten, wurde die umfangreiche Sendung umstandslos auf dem Sperrholztisch abgeladen. Mary Grace und Sherman starrten ungläubig auf den Riesenberg Papier und trauten sich kaum, ihn zu berühren. Mary Grace hatte einmal einen Fall gehabt, der zehn Prozesstage gedauert hatte. Die Mitschrift hatte zwölfhundert Seiten um-fasst. Sie hatte sie damals so oft gelesen, dass ihr schon beim Anblick übel geworden war. Und jetzt das.

Wenn sie einen Vorteil auf ihrer Seite hatten, dann lag er sicher darin, dass sie fast das ganze Verfahren über im Gerichtssaal präsent gewesen waren und fast alles selbst gehört hatten, was in dieser Mitschrift stand. Mary Grace kam in der Tat auf mehr Seiten vor als jeder andere Prozessteilnehmer.

Nichtsdestotrotz musste dieses Manuskript viele Male durchgearbeitet werden, und die Sache duldet keinen Aufschub. Verfahren und Urteil würden von den Krane-Chemical-Anwälten ebenso geschickt wie erbarmungslos zerpflückt werden. Jeannette Bakers Rechtsvertreter würden Argument für Argument, Wort für Wort widerlegen müssen.

In der ersten Euphorie nach dem Urteil hatten sie geplant, dass sich Mary Grace auf die Bowmore-Fälle konzentrierte, während Wes die übrigen Mandate bearbeitete, um das Einkommen zu sichern. Die Publicity für die Kanzlei war unschätzbar gewesen, das Telefon hatte nicht mehr stillgestanden. Der gesamte Südosten schien auf einmal dringend die Paytons zu brauchen. Kollegen mit hoffnungslosen Fällen baten um Rat und Hilfe. Familien, die einen der Ihren durch Krebs verloren hatten, sahen in dem Urteil einen Lichtstreif am Horizont. Dazu kam die übliche Palette an angeklagten Straftätern, scheidungswilligen Ehegatten, verprügelten Frauen, Firmenpleiten. Überlebenskünstler, die nach einem Sturz auf der Straße auf ein Zubrot in Gestalt von Schmerzensgeld hofften, und Angestellte, die sich zu Unrecht entlassen fühlten, riefen an oder standen gleich persönlich vor der Tür der

142

berühmten Kanzlei. Die wenigsten konnten ein angemessenes Honorar bezahlen.

Saubere Fälle von Personenschaden waren selten geworden. Der »dicke Fisch«, der perfekte Fall mit eindeutiger Haftung und liquidem Mandanten, der Fall, auf dem die meisten Lebensabendträume beruhten, hatte seinen Weg in die Kanzlei von Payton & Payton noch nicht gefunden. Es gab ein paar mehr Auto- und Arbeitsunfälle, aber nichts, was einen Prozess gelohnt hätte.

Wes Payton bemühte sich fieberhaft, so viele Fälle wie möglich zum Abschluss zu bringen, was ihm bei den meisten auch gelang. Die rückständigen Mieten waren bezahlt, zumindest für das Büro. Ebenso die überfälligen Gehälter. Huffy und die Bank warteten immer noch nervös, wagten aber nicht, mehr Druck auszuüben. Bisher hatte es keinerlei Zahlungen gegeben, weder Tilgung noch Zinsen.

143

11

Sie entschieden sich für einen Anwalt namens Ron Fisk aus Brookhaven, Mississippi, eine

Stunde südlich von Jackson, zwei Stunden südlich von Hattiesburg und fünfzig Meilen nördlich der Staatsgrenze zu Louisiana gelegen. Niemand außerhalb von Brookhaven kannte Fisk. Er war aus einer ganzen Reihe potenzieller Kandidaten ausgewählt worden, von denen keiner auch nur ahnte, wie sorgfältig man ihren Namen und Hintergrund geprüft hatte. Jung, weiß, männlich, in erster Ehe verheiratet, drei Kinder, einigermaßen attraktiv, einigermaßen gut angezogen, konservativ, gläubiger Baptist, Studium an der altehrwürdigen Fakultät für Rechtswissenschaft der University of Mississippi, keine moralischen Ausrutscher in der bisherigen beruflichen Laufbahn, kein Hinweis auf Gesetzesübertretungen, die über zu schnelles Fahren hinausgingen, keine Zugehörigkeit zu irgendeinem Berufsverband, keine umstrittenen Fälle, keine Vorerfahrung als Richter.

Es gab also keinen Grund anzunehmen, dass irgendjemand, der nicht aus Brookhaven war, den Namen Ron Fisk jemals gehört hatte, und genau das machte ihn zum perfekten Kandidaten. Sie nahmen ihn, weil er gerade alt genug war, um die ohnehin niedrigen Ansprüche an seine juristische Erfahrung zu erfüllen, aber noch jung genug, um ehrgeizig zu sein.

Er war neununddreißig Jahre alt, Juniorpartner in einer Fünf-Mann-Kanzlei, die sich auf Autounfälle, Brandstiftung, Arbeitsunfälle und unzählige andere routinemäßige Haf-

145

tungsfälle spezialisiert hatte. Die Mandanten der Kanzlei waren Versicherungsgesellschaften, die in aller Regel pünktlich zahlten, sodass den fünf Partnern recht komfortable, wenn auch nicht eben astronomische Gehälter sicher waren. Als Juniorpartner hatte Fisk im Vorjahr zweiundneunzigtausend Dollar verdient. Das waren Peanuts im Vergleich zu den Gehältern der Wall Street, aber für eine Kleinstadt in Mississippi war es nicht schlecht.

Ein Richter am Supreme Court bekam derzeit einhundertzehntausend Dollar.

Fisks Frau Doreen verdiente als stellvertretende Leiterin einer privaten Nervenklinik einundvierzigtausend Dollar im Jahr. Alles, was sie besaßen, war auf Raten gekauft - das Haus, beide Autos, sogar Teile der Einrichtung. Doch sie waren uneingeschränkt kreditwürdig. Einmal im Jahr fuhren sie mit ihren Kindern nach Florida in Urlaub, wo sie für eintausend Dollar die Woche eine Ferienwohnung in einem Apartmenthotel mieteten. Es gab kein Treuhandvermögen, größere Erbschaften vonseiten der Eltern standen ebenfalls nicht aus.

Die Fisks waren blitzsauber. Es gab nichts, das im Verlauf einer schmutzigen Kampagne ans Tageslicht befördert werden konnte. Absolut nichts, da waren sie sich sicher.

Tony Zachary betrat das Gebäude um fünf Minuten vor zwei. »Ich habe einen Termin bei Mr Fisk«, sagte er höflich, woraufhin eine der Sekretärinnen verschwand. Beim Warten musterte er die Umgebung. Wandhohe Regale, überquellend mit verstaubten Büchern. Abgetretene Teppiche. Der muffige Geruch eines prächtigen Altbaus, der eine Renovierung vertragen würde. Eine Tür öffnete sich, und ein attraktiver junger Mann streckte ihm eine Hand entgegen. »Guten Tag, Mr Zachary, mein Name ist Ron Fisk«, sagte er so freundlich wie wahrscheinlich zu jedem neuen Mandanten.

»Freut mich.«

»Das ist mein Büro«, sagte Fisk und machte eine einladende Geste mit der Hand. Sie traten ein, schlossen die Tür

146

hinter sich und ließen sich an einem großen, mit Unterlagen zugedeckten Schreibtisch nieder. Zachary lehnte die angebotene Tasse Kaffee ab, ebenso das Wasser mit oder wahlweise ohne Kohlensäure. »Nein, danke.«

Fisk hatte die Ärmel hochgekrempelt und die Krawatte gelockert und sah aus, als hätte er gerade körperlich gearbeitet. Zachary gefiel seine äußere Erscheinung auf Anhieb. Schöne Zähne, ganz leicht silbrige Schläfen, ein markiges Kinn. Dieser Typ war eindeutig marktfähig.

Sie spielten ein paar Minuten »Wer kennt die meisten Leute?«, wobei Zachary behauptete,

schon seit Urzeiten in Jackson zu wohnen und lange Lobbyarbeit, genauer gesagt: Government Relations, betrieben zu haben, was auch immer das heißen mochte. Da er wusste, dass Fisk keine politische Vergangenheit hatte, musste er nicht fürchten, mit seiner Geschichte aufzufliegen. In Wirklichkeit wohnte er noch keine drei Jahre in Jackson und hatte bis vor Kurzem als Lobbyist für eine Vereinigung von Straßenbaufirmen gearbeitet. Es gab einen Senator aus Brookhaven, den sie beide kannten, und so redeten sie ein paar Minuten über ihn - das Thema war beliebig, es diente nur zum Aufwärmen.

Als ihm die Atmosphäre locker genug erschien, sagte Zachary: »Ich muss mich entschuldigen, aber ich bin nicht wirklich ein neuer Mandant. Ich bin in einer viel bedeutenderen Angelegenheit hier.«

Fisk runzelte die Stirn und nickte. Sprechen Sie weiter, Sir.

»Haben Sie jemals von einer Vereinigung namens *Judicial Vision* gehört?«

»Nein.«

Wie die wenigsten. In der unergründlichen Zwischenwelt von Wirtschaftslobbyismus und politischem Consulting war *Judicial Vision* ein unbeschriebenes Blatt.

Zachary fuhr fort. »Wir sind eine landesweite Vereinigung, ich bin für den Staat Mississippi zuständig. Unser einziges Ziel ist es, gute Leute in die Berufungsgerichte zu wählen. Mit >gut< meine ich konservative, wirtschaftsorientierte, be-

147

sonnene, integre, intelligente und ehrgeizige junge Richter, die buchstäblich - und das ist unser Kernanliegen, Mr Fisk - die Rechtslandschaft in diesem Staat verändern können. Wenn wir das schaffen, dann können wir endlich die Rechte der Ungeborenen schützen, wir können den Kulturmüll begrenzen, dem unsere Kinder ausgesetzt sind, wir können die Ehe wieder als unantastbar ehren, wir können Homosexuelle aus unseren Klassenzimmern verbannen, die Reglementierung des Waffenbesitzes lockern, unsere Grenzen schließen, kurzum, wir können unsere traditionellen amerikanischen Werte wieder leben.«

Beide atmeten tief durch.

Fisk war nicht sicher, welche Figur ihm in diesem Schlachtengemälde zugeordnet war, aber sein Puls hatte sich um mindestens zehn Schläge die Minute erhöht. »Ja, nun, das klingt nach einer interessanten Sache.«

»Wir haben eine Mission«, erklärte Zachary bestimmt. »Wir sind entschlossen, das Zivilprozessrecht wieder in vernünftige Bahnen zu lenken. Strafansprüche in astronomischer Höhe und geldgierige Prozessanwälte blockieren unsere wirtschaftliche Entwicklung. Mississippi schreckt auf diese Weise Investoren ab, statt sie anzulocken.«

»Daran besteht kein Zweifel«, pflichtete Fisk bei, und Zachary wollte am liebsten vor Freude schreien.

»Sie sehen ja, welches belanglose Zeug eingereicht wird. Wir arbeiten Hand in Hand mit einer Vereinigung, die sich der Reformierung des Schadenersatzrechts verschrieben hat, der *National Tort Reform Group*.«

»Das ist sehr gut. Und was hat Sie nach Brookhaven verschlagen?«

»Sind Sie politisch ambitioniert, Mr Fisk? Haben Sie jemals daran gedacht, für ein Wahlamt zu kandidieren?«

»Eigentlich nicht.«

»Nun, wir haben eine Recherche durchgeführt und sind der Meinung, dass Sie ein hervorragender Kandidat für den Supreme Court von Mississippi wären.«

148

Fisk lachte unwillkürlich angesichts dieser absurden Idee. Beim Lachen aber traf ihn die Erkenntnis, dass das, was er für einen Scherz gehalten hatte, nicht so gemeint war. Es war Ernst. Eine Einladung, nachzufragen.

»Recherche?«, fragte er.

»Ja. Wir investieren viel Zeit in die Suche nach Kandidaten, die a) uns gefallen und die b) gute Chancen haben, gewählt zu werden. Wir beschäftigen uns mit den Gegnern, mit Wahlkämpfen, mit Bevölkerungsentwicklung, mit Politik, eigentlich mit allem. Unsere Datenbank ist unübertroffen, ebenso wie unser Geschick, finanzielle Unterstützung zu finden. Möchten Sie mehr hören?«

Fisk ließ sich in seinen Schreibtischstuhl zurückfallen, legte die Füße auf den Tisch, verschränkte die Hände im Nacken und sagte: »Klar. Verraten Sie mir, warum Sie hier sind.«

»Ich bin hier, um Sie zu überzeugen, im November für den südlichen Bezirk von Mississippi als Kandidat gegen Richterin Sheila McCarthy anzutreten«, verkündete Zachary siegessicher. »Sie ist leicht zu schlagen. Uns passt die Art, wie sie ihr Richteramt ausführt, ganz und gar nicht. Wir haben jede Entscheidung, die sie in den letzten neun Jahren im Amt gefällt hat, unter die Lupe genommen, und wir halten sie für eine überzeugte Liberale, die ihr wahres Gesicht geschickt hinter einer Maske verbirgt. Kennen Sie sie?«

Fisk wagte kaum, die Frage zu bejahen. »Wir sind uns einmal begegnet, aber nur kurz. Ich kann eigentlich nicht sagen, dass ich sie kenne.«

In Wahrheit hatte Richterin McCarthy, Zacharys Recherchen zufolge, drei Verfahren geleitet, an denen Ron Fisk und dessen Kanzlei beteiligt waren, und jedes Mal hatte sie gegen deren Mandanten entschieden. Fisk war einmal als Verteidiger aufgetreten, bei einem kniffligen Fall von Brandstiftung in einem Lagerhaus. Sein Mandant hatte mit fünf zu vier Stimmen verloren. Man konnte davon ausgehen, dass Fisk mit dem einzigen weiblichen Richter des Supreme Court von Mississippi nicht viel am Hut hatte.

149

»Sie ist verwundbar«, sagte Zachary.

»Wie kommen Sie darauf, dass ich sie schlagen kann?«

»Weil Sie ein untadeliger Konservativer sind, der an traditionelle Werte wie die Familie glaubt. Weil wir Spezialisten für Blitzkampagnen sind. Weil wir Geld haben.«

»Geld?«

»Ja. Unbegrenzte Mengen. Wir arbeiten mit einigen sehr mächtigen Leuten zusammen, Mr Fisk.«

»Bitte nennen Sie mich Ron.«

Ehe du dich's versiehst, dachte Zachary, sind wir bei Ronny. »Ja, Ron, wir erhalten Spenden aus Gruppen, in denen Banken, Versicherungen, Energieunternehmen vertreten sind - ich rede von großen Tieren und richtigem Vermögen, Ron. Und dann nehmen wir die mit ins Boot, die uns besonders am Herzen liegen: die konservativen christlichen Gruppen, die übrigens auch noch riesige Summen aufbringen können, wenn der Wahlkampf in die heiße Phase eintritt. Das sind auch diejenigen, die die Wahl für uns entscheiden werden.«

»Aus Ihrem Mund klingt das so einfach.«

»Einfach ist es nie, Ron, aber wir verlieren selten. Wir haben die Erfahrungen aus einem runden Dutzend Kampagnen überall im Land, und wir sind es gewohnt, überraschende Siege zu erzielen.«

»Ich habe noch nie am Richtertisch gesessen.«

»Das wissen wir, und genau deshalb gefallen Sie uns. Amtierende Richter fällen harte Entscheidungen. Harte Entscheidungen sind manchmal umstritten. Sie hinterlassen Spuren, schwarz auf weiß in den Protokollen, sodass sie von Gegnern ausgeschlachtet werden können. Die besten Kandidaten sind unserer Erfahrung nach kluge, junge Leute wie Sie, die noch nicht die Last früherer Entscheidungen auf dem Buckel tragen.«

Unerfahrenheit hatte noch nie so gut geklungen wie in diesem Moment.

Es entstand eine lange Pause, in der Ron seine Gedanken

150

zu ordnen versuchte. Zachary stand auf und ging auf eine Wand zu, die mit Zeugnissen,

Mitgliedsurkunden der Rotarier, Fotos vom Golfcourt und zahlreichen Schnappschüssen der Familie übersät war. Die lächelnde Gattin Doreen. Der zehnjährige Josh im Baseballtrikot. Der siebenjährige Zeke mit einem Fisch, der fast so groß war wie er selbst. Die fünfjährige Clarissa im Fußballdress. »Nette Familie«, bemerkte Zachary, als wüsste er nicht das Geringste über sie.

»Danke«, erwiderte Ron mit aufrichtigem Strahlen.

»Reizende Kinder.«

»Mit den guten Erbanlagen der Mutter.«

»Ihre erste Frau?«, erkundigte sich Zachary beiläufig mit Unschuldsmiene.

»O ja. Wir haben uns auf dem College kennengelernt.«

Zachary wüsste das und noch vieles mehr. Er kehrte zu seinem Stuhl zurück und nahm seinen Platz wieder ein.

»Ich bin nicht ganz auf dem Laufenden«, sagte Ron unbeholfen, »was verdient man denn in dem Job aktuell?«

»Einhundertzehn«, erklärte Zachary, ein Lächeln unterdrückend. Er kam schneller voran als erhofft.

Ron schnitt eine Grimasse, als könnte er sich einen solch drastischen Einkommenssprung nicht recht vorstellen. Doch sein Hirn raste. Was für schwindelerregende Aussichten. »Sie suchen also Kandidaten für den Supreme Court«, sagte er schließlich wie betäubt.

»Nicht für alle Ämter. Wir haben ein paar gute Richter dort, die wir unterstützen werden, sollten Gegenkandidaten antreten. Aber McCarthy muss gehen. Sie ist eine Feministin. Sie geht mit Straftätern viel zu milde um. Wir müssen sie loswerden. Hoffentlich mit Ihrer Hilfe.«

»Und wenn ich ablehne?«

»Dann nehmen wir den Nächsten, der auf unserer Liste steht. Sie sind die Nummer eins.«

Ron schüttelte verwirrt den Kopf. »Ich weiß nicht recht«, sagte er. »Es würde mir schwerfallen, die Kanzlei zu verlassen.«

Aber zumindest dachte er darüber nach. Der Köder war aus-

151

geworfen, und der Fisch beäugte ihn. Zachary nickte zufrieden. Alles stand zum Besten. Die Kanzlei bestand aus einem Haufen müder Bürohengste, deren täglich Brot Trunkenheit am Steuer und Blechschäden waren, Fälle, die es nie bis vor den Richter schafften. Lappalien. Vierzehn Jahre lang hatte Fisk nichts anderes gemacht.

Sie gingen in eine Patisserie und bestellten Eisbecher. »Was ist eine Blitzkampagne?«, wollte Fisk wissen. Sie waren allein im Cafe.

»Im Prinzip ein Hinterhalt«, erläuterte Zachary, bei seinem Lieblingsthema auftauend. »Im Augenblick hat Richterin McCarthy keine Ahnung, dass sie einen Gegenkandidaten hat. Sie glaubt und hofft, dass niemand sie herausfordern wird, und sie ist zuversichtlich. Sie hat sechstausend Mäuse auf ihrem Wahlkampfkonto und wird keinen Cent mehr auftreiben, wenn sie nicht muss. Angenommen, Sie entscheiden sich für die Kandidatur. Die Anmeldefrist läuft in vier Monaten ab, und wir werden Ihre Kandidatur erst im letzten Moment bekannt geben. An die Arbeit machen wir uns aber sofort. Wir stellen Ihr Team zusammen. Wir sorgen dafür, dass das Geld auf der Bank ist. Wir lassen Vorgartenschilder drucken, Autoaufkleber, Broschüren, Direktmailings. Wir drehen Ihre Wahlwerbespots, engagieren Berater, Demoskopisten und so weiter. Nach der Bekanntgabe überfluten wir den Bezirk mit Direktmailings. In der ersten Welle kommen die netten Themen - Sie, Ihre Familie, Ihre Kirche, die Rotarier, die Pfadfinder. In der zweiten Welle gehen wir die richterlichen Entscheidungen von McCarthy an - hart, aber ehrlich. Und Sie betreiben Wahlkampf wie ein Wahnsinniger. Jeden Tag zehn Reden, überall im ganzen Bezirk. Wir fliegen Sie im Privatjet von einem Termin zum nächsten. Die Richterin wird gar nicht wissen, an welchem Ende sie anfangen soll. Sie wird völlig überrollt sein. Am dreißigsten Juni werden Sie berichten können, dass Sie eine Million Dollar auf Ihrem Wahlkampfkonto haben. McCarthy hat bis dahin noch keine

zehntausend. Die Prozessanwälte werden versuchen, ein wenig Geld für sie zusammenzukratzen, aber das wird kaum mehr sein als ein Tropfen auf dem heißen Stein. Nach Labor Day schlagen wir dann mit den Fernsehspots, zu. Sie sei zu milde mit Verbrechern. Mit Schwulen. Mit Waffen. Sie sei gegen die Todesstrafe. Das wird ihr den Rest geben.«

Die Eisbecher kamen, und sie fingen an zu essen. »Was wird das alles kosten?«, fragte Fisk.

»Drei Millionen Dollar.«

»Drei Millionen! Für ein Amt am Supreme Court?«

»Ja. Wenn Sie gewinnen wollen.«

»Und Sie können wirklich so viel Geld auftreiben?«

»*Judicial Vision* hat bereits verbindliche Zusagen. Und wir bekommen mehr, wenn wir mehr brauchen.«

Fisk nahm einen Bissen Eis in den Mund und fragte sich zum ersten Mal, was diese Organisation dazu trieb, ein Vermögen auszugeben, nur um eine Richterin aus dem Amt zu jagen, die kaum Einfluss auf die aktuellen gesellschaftlichen Reizthemen hatte. Die Gerichte von Mississippi hatten selten mit Fällen zu tun, in denen es um Abtreibung, Schwülen-rechte, Waffen oder Immigration ging. Mit der Todesstrafe hatten sie ständig zu tun, und bislang hatte noch niemand von ihnen erwartet, sie abzuschaffen. Die gewichtigeren Fälle wurden immer am Federal Court verhandelt.

Möglicherweise spielten die gesellschaftlichen Themen wirklich eine Rolle, aber hier war noch irgendetwas anderes im Gange. »Es geht um Haftung, nicht wahr?«, mutmaßte Fisk.

»Es ist ein ganzes Paket, Ron, mit mehreren Elementen. Aber, in der Tat, die Begrenzung von Haftungsansprüchen ist ein vorrangiges Ziel für uns und die uns angeschlossenen Gruppen. Wir müssen für dieses Rennen ein Pferd finden, auf das wir setzen können. Wir hoffen, dass Sie das sind - wenn nicht, gehen wir zum nächsten Kollegen. Und wenn wir unseren Mann gefunden haben, erwarten wir überzeugendes Engagement für eine Reform des Schadenersatzrechts. Die Prozessanwälte müssen gestoppt werden.«

Doreen setzte an diesem Abend spät noch einen koffeinfreien Kaffee auf. Die Kinder schliefen schon, die Eltern nicht. Vermutlich würden sie auch noch eine ganze Weile wach sein. Ron hatte seine Frau vom Büro aus angerufen, nachdem sich Mr Zachary verabschiedet hatte. Seitdem hatten sie an nichts anderes mehr gedacht als an den Supreme Court.

Erster Punkt: Sie hatten drei Schulkinder. Der Supreme Court war in Jackson, eine Stunde entfernt, und die Familie würde von Brookhaven nicht wegziehen. Ron meinte, dass er höchstens zweimal die Woche in Jackson übernachten musste. Er konnte pendeln, die Strecke war unproblematisch. Insgeheim fand er die Vorstellung, ein paar Abende die Woche aus Brookhaven zu entkommen, gar nicht so unattraktiv. Und auch Doreen fand die Idee, das Haus gelegentlich für sich zu haben, durchaus verlockend.

Zweiter Punkt: Der Wahlkampf. Wie sollte er den Politiker geben und gleichzeitig weiterhin seiner Arbeit als Rechtsbeistand nachgehen? Seine Kanzlei würde ihn sicherlich unterstützen, aber es würde nicht einfach werden. Andererseits, kein Erfolg ohne Mühen.

Dritter Punkt: Das Geld. Wobei es da nicht viel zu überlegen gab. Der Gehaltssprung wäre deutlich. Sein Nettoeinkommen in der Kanzlei stieg jedes Jahr leicht an, wobei es keine Aussichten auf größere Prämienzahlungen gab. Die Gehälter der Richter in Mississippi erhöhten sich von Amtszeit zu Amtszeit automatisch. Außerdem bot der Staat eine bessere Renten- und Krankenversicherung.

Vierter Punkt: Seine Karriere. Nachdem er vierzehn Jahre lang dasselbe getan hatte, ohne dass ein Ende absehbar gewesen wäre, fand er die Aussicht auf einen plötzlichen Karriere-sprung geradezu umwerfend. Allein der Gedanke, aus der anonymen Masse herauszutreten, um einer von neun zu werden, war berauschend. Sich mit einem gewagten Salto vom Feld-, Wald-,

Wiesengericht direkt zum Gipfel der Justiz aufzuschwingen war so aufregend, dass er laut lachen musste. Doreen lachte nicht, aber sie war amüsiert und voll bei der Sache.

154

Fünfter Punkt: Ein möglicher Fehlschlag. Was, wenn er verlor? Erdrutschartig? Würden sie mit Hohn und Spott überhäuft werden? Das war ein niederschmetternder Gedanke, aber er klammerte sich an das, was Zachary gesagt hatte. Mit drei Millionen ist die Kampagne zu gewinnen, und wir werden das Geld haben.

Womit man bei der keineswegs unbedeutenden Frage war, wer eigentlich dieser Mr Zachary war und ob man ihm trauen konnte. Ron Fisk hatte eine Stunde lang das Internet nach *Judicial Vision* und Tony Zachary durchforstet. Alles hatte seriös ausgesehen. Er hatte einen Freund aus dem Studium angerufen, der es auf der Karriereleiter bereits bis in das Büro des Staatsanwalts in Jackson gebracht hatte. Ohne seine Motive zu offenbaren, versuchte er, ihn unauffällig nach *Judicial Vision* auszufragen. Der Freund meinte, schon davon gehört zu haben, wusste aber nichts Genaueres. Außerdem habe er gerade mit Off-Shore-Ölrechten zu tun und halte sich aus der Politik heraus.

Fisk hatte das Büro von *Judicial Vision* in Jackson angerufen und war über viele Umwege an Mr Zacharys Sekretärin weiterverbunden worden, die ihm mitgeteilt hatte, dass ihr Chef im Süden von Mississippi unterwegs sei. Nachdem sie eingehängt hatte, rief sie Zachary an, um ihm von dem Anruf zu berichten.

Die Fisks trafen sich am nächsten Tag mit Zachary zum Mittagessen im Dixie Springs Cafe, einem kleinen Restaurant an einem See, zehn Meilen südlich von Brookhaven, wo man, anders als in der Stadt, nicht damit rechnen musste, belauscht zu werden.

Diesmal trat Zachary mit einer etwas anderen Haltung auf. Heute war er der Mann, der viele Alternativen hatte. Nach dem Motto: Das ist mein Angebot - nehmen Sie es an, oder lassen Sie es bleiben, ich habe andere junge, weiße, männliche, protestantische Rechtsanwälte zur Auswahl, meine Liste ist lang. Er war freundlich und charmant, insbesondere zu

155

Doreen, deren anfängliche Skepsis sich alsbald in Wohlgefallen auflöste.

Irgendwann in dieser schlaflosen Nacht waren Mr und Mrs Fisk unabhängig voneinander zum selben Schluss gekommen. Ihr Leben in dieser kleinen Stadt würde wesentlich erfüllter und reicher sein, wenn Rechtsanwalt Fisk Richter wäre. Ihr gesellschaftliches Ansehen würde gewaltig steigen. Sie wären unantastbar, und obwohl sie beide nicht nach Macht und Prominenz strebten, war doch die Versuchung unwiderstehlich.

»Was macht Ihnen am meisten Sorge?«, fragte Zachary nach fünfzehn Minuten fruchtlosem Hin und Her.

»Nun ja, wir haben Januar«, setzte Fisk an. »Und in den kommenden elf Monaten werde ich kaum etwas anderes tun, als den Wahlkampf planen und führen. Da mache ich mir natürlich Sorgen wegen meiner Arbeit.«

»Dafür habe ich eine Lösung«, entgegnete Zachary, ohne zu zögern. Er hatte für alles eine Lösung. »*Judicial Vision* ist eine gut organisierte Gruppe. Wir haben viele Freunde und Befürworter. Wir können dafür sorgen, dass Ihre Kanzlei ein paar zusätzliche Fälle bekommt. Holzwirtschaft, Energie, Erdgas, große Mandanten mit Einfluss in diesem Teil des Staates. Ihre Kanzlei wird vielleicht noch ein oder zwei Anwälte einstellen wollen, um das Arbeitspensum zu schaffen, solange Sie mit anderen Dingen beschäftigt sind. Das dürfte die Lage entspannen. Wenn Sie sich für die Kandidatur entschließen, werden Sie keine finanziellen Einbußen haben. Ganz im Gegenteil.«

Die Fisks tauschten unwillkürlich einen Blick. Zachary strich etwas Butter auf einen Salzcracker und biss herzhaft hinein.

»Seriöse Fälle?«, fragte Doreen und wünschte im selben Moment, sie hätte nichts gesagt.

Zachary runzelte beim Kauen die Stirn. Als er wieder sprechen konnte, sagte er einigermaßen konsterniert: »Alles, was wir tun, ist seriös, Mrs Fisk. Wir sind absolut integer - unser

156

Ziel ist es schließlich, die Gerichte zu säubern. Was wir tun, wird mit Argusaugen beobachtet werden. Dieser Wahlkampf wird heiß werden und viel Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Aber wir werden nicht wanken.«

So zurechtgewiesen, hob Doreen ihr Messer und nahm sich ein Brötchen.

Zachary fuhr fort: »Niemand wird eine saubere Anwaltstätigkeit infrage stellen. Oder angemessene Honorare von Mandanten, ganz gleich in welcher Höhe.«

»Natürlich nicht«, pflichtete Fisk bei. Er dachte bereits an die leuchtenden Gesichter seiner Partner, wenn er ihnen eine Flut neuer Aufträge in Aussicht stellte.

»Ich kann mir mich in der Rolle der Politikerfrau nicht vorstellen«, wandte Doreen ein. » Wahlkampfreden halten und solche Dinge, wissen Sie. Ich habe im ganzen Leben noch keinen Gedanken an so etwas verschwendet.«

Zachary setzte sein charmantestes Schmunzeln auf und ließ ein kleines Lachen hören. »Es steht Ihnen völlig frei, wie viel oder wenig Sie tun wollen. Bei drei Kindern haben Sie vermutlich an der Familienfront genug Arbeit.«

Über Catfish mit frittierten Maisbällchen beschlossen sie, sich in ein paar Tagen wieder zu treffen, wenn Zachary das nächste Mal vor Ort war. Sie würden wieder zusammen essen und zu einer endgültigen Entscheidung kommen. Der November lag in weiter Ferne, aber es gab noch viel zu tun.

157

12

Früher hatte Sheila McCarthy sich über sich selbst amüsiert, wenn sie im ersten Licht der aufgehenden Sonne stoisch ihr morgendliches Ritual absolvierte, auf ihr Laufband stieg und losrannte, ohne dabei einen Meter vorwärtszukommen. Die Öffentlichkeit kannte sie als Frau mit finsterer Miene und einschüchternder schwarzer Robe. Was würden die Leute wohl denken, wenn sie sie so sehen könnten, in ausgeleierten Trainingssachen, mit zerzausten Haaren, verschwollenen Augen, ungeschminkt? Früher hatte sie diese Vorstellung belustigt. Aber das war lange her. Heute absolvierte sie ihr kleines Fitnessprogramm, ohne zu überlegen, wie sie dabei aussah oder was irgendjemand darüber denken mochte. Was sie viel mehr beschäftigte, waren die fünf Pfund, die sie über die Feiertage zugenommen hatte, elf insgesamt seit der Scheidung. Zuerst musste das Zunehmen gestoppt werden, ehe sie mit dem Abnehmen anfang. Mit einundfünfzig blieben die Pfunde hartnäckiger an den Hüften kleben, ließen sich nicht mehr so leicht verbrennen wie in jüngeren Jahren.

Sheila McCarthy war alles andere als eine Frühaufsteherin. Sie hasste den Morgen, hasste es, aufzustehen, ehe sie ausgeschlafen hatte, hasste die fröhlichen Stimmen im Fernsehen, den Verkehr auf dem Weg zur Arbeit. Sie frühstückte nicht, weil sie Frühstück hasste. Sie hasste

Kaffee. Insgeheim hatte sie Morgenmenschen immer verachtet, Jogger, Yogafans, Workaholics oder hyperaktive Fußballmütter. Als junge Richterin am Circuit Court von Biloxi hatte sie Sitzungen oft für

159

zehn Uhr anberaumt, also skandalös spät. Aber es war ihr Gericht gewesen, da hatte sie die Regeln aufgestellt.

Jetzt war sie eine von neun, und das Tribunal, dem sie angehörte, hielt streng an seinen althergebrachten Regeln fest. An bestimmten Tagen konnte sie gegen zwölf Uhr eintrudeln, um dann bis Mitternacht zu arbeiten, ihre bevorzugte Tageszeit, meist aber wurde von ihr erwartet, dass sie spätestens um neun Uhr da war.

Nach einer Meile fing sie an zu schwitzen. Vier undacht-zig verbrannte Kalorien. Weniger als ein Becher Minzeis mit Schokostückchen von Häagen-Dazs, für sie die größte Versuchung überhaupt. Über dem Laufband war ein Fernseher angebracht, und sie verfolgte die Lokalnachrichten mit Meldungen über die neuesten Autounfälle und Morde. Dann kam der Meteorologe wieder, zum dritten Mal in zwölf Minuten, und erzählte etwas über Schnee in den Rocky Mountains, weil es hier kein einziges Wölkchen am Himmel gab, das man hätte interpretieren können.

Zwei Meilen später und mit einhunderteinundsechzig Kalorien weniger hielt Sheila McCarthy inne, um nach einem Handtuch und der Wasserflasche zu greifen. Sie schaltete auf CNN um, um kurz zu sehen, was landesweit los war. Als sie zweihundertfünfzig Kalorien verbrannt hatte, ging sie duschen. Eine Stunde später verließ sie ihre Maisonette-Eigentumswohnung am See, stieg in ihr leuchtend rotes BMW-Sportcabrio und fuhr zur Arbeit.

Der Supreme Court von Mississippi ist in drei Bezirke unterteilt - Nord, Zentrum und Süd —, und aus jedem Bezirk werden drei Richter gewählt. Eine Amtszeit dauert acht Jahre und ist unbegrenzt wiederholbar. Richterwahlen finden in den Jahren statt, in denen keine anderen Wahlen auf bundesstaatlicher Ebene anstehen, etwa Kommunal- oder Parlamentswahlen. Wer einmal gewählt ist, hat sein Amt für eine ganze Weile sicher, in der Regel bis zum Tod oder bis zum freiwilligen Ausscheiden.

160

Die Wahlen sind unparteiisch, die Kandidaten unabhängig. Wahlkampfspenden sind per Gesetz auf fünftausend Dollar pro Privatperson und zweitausendfünfhundert Dollar pro Organisation beschränkt, dazu zählen auch politische Aktionsausschüsse und Körperschaften.

Sheila McCarthy war neun Jahre zuvor von einem freundlichen Gouverneur als Richterin eingesetzt worden, nachdem ihr Vorgänger verstorben war. Einmal war sie unangefochten wiedergewählt worden und rechnete auch diesmal mit einem leichten Sieg. Es gab nicht den leisesten Hauch eines Gerüchtes, dass irgendjemand auf ihren Posten spekulierte.

Mit ihren neun Jahren Erfahrung war sie die viertjüngste unter den Richterkollegen und galt in Mississippis Anwaltskreisen immer noch mehr oder weniger als Neuling. Ihre Stellungnahmen und Abstimmungserfolge setzten Liberale und Konservative gleichermaßen in Erstaunen. Sie war eine Gemäßigte, eine gute Vermittlerin, weder strenge Paragrafenreiterin noch Sozialingenieurin, eher eine unverbindliche Pragmatikerin, die, wie manche sagten, zuerst den bestmöglichen Ausgang eines Verfahrens festlegte und anschließend die passenden Gesetze dazu suchte. Mit ihren Eigenschaften hatte sie es am Gericht zu enormem Einfluss gebracht. Sie schaffte es, rechte Hardliner, von denen garantiert immer vier zugegen waren, und Liberale, die an manchen Tagen zu zweit und manchmal überhaupt nicht anwesend waren, zum Konsens zu bewegen. Vier rechts und zwei links, das bedeutete, dass Sheila McCarthy zwei Gesinnungsgenossen in der Mitte hatte - wobei an dieser simplen Arithmetik schon so mancher Anwalt gescheitert war, wenn er versuchte, ein bestimmtes Ergebnis vorherzusagen. Die meisten Fälle entzogen sich einer klaren Kategorisierung. Welche ist die liberale oder die konservative Position bei einer großen

Scheidungsschlacht oder bei einem Grenzstreit zwischen zwei Holzfirmen? Viele Fälle gingen neun zu null aus.

Der Supreme Court tagt im Carroll-Gartin-Gebäude in der Innenstadt von Jackson, direkt gegenüber dem Regie-

161

runingssitz des Staates Mississippi. Sheila McCarthy parkte auf ihrem reservierten Stellplatz in der Tiefgarage. Allein fuhr sie mit dem Aufzug in den dritten Stock und betrat um exakt 8.45 Uhr ihre Büroräume. Paul, ihr Assistent, ein umwerfend gut aussehender Hetero-Single von achtundzwanzig Jahren, den sie ungemein anziehend fand, trat nur Sekunden nach ihr ein.

»Guten Morgen«, sagte Paul. Er hatte lange dunkle Locken und einen kleinen Brillanten im Ohr, und er schaffte es immer, seinen Bartwuchs auf Drei-Tage-Länge zu halten. Seine Augen waren haselnussbraun. Es hätte sie nicht überrascht, ihn in einem der Modemagazine zu entdecken, die bei ihr zu Hause überall herumlagen, in einer Werbung für Armani zum Beispiel. Paul hatte mehr mit ihrem Fitnessprogramm zu tun, als ihr lieb war.

»Guten Morgen«, erwiderte sie nüchtern, als hätte sie ihn kaum wahrgenommen.

»Um neun Uhr ist die Sturdivant-Anhörung.«

»Ich weiß«, sagte sie und sah ihm nach, als er ihr Büro durchquerte. Ausgewaschene Jeans. Ein Hintern wie ein Model.

Ihr Blick klebte förmlich an ihm, während er hinausging.

An seiner Stelle kam die Sekretärin herein. Sie schloss die Tür hinter sich und zog ein Schminktäschchen heraus. Als Sheila McCarthy so weit war, wurden in aller Schnelle ein paar Ausbesserungsarbeiten erledigt. Das Haar - kurz, die Ohren halb frei lassend, zwischen sandblond und grau und inzwischen zweimal im Monat für vierhundert Dollar gefärbt - wurde in Form gewuschelt und mit Spray locker fixiert.

»Wie stehen meine Chancen bei Paul?«, fragte sie mit geschlossenen Augen.

»Bisschen jung, meinen Sie nicht?«

Die Sekretärin war älter als ihre Chefin und diente ihr schon seit neun Jahren als Stylistin. Sie machte sich ans Pudern.

»Natürlich ist er jung. Das ist es ja gerade.«

»Ich weiß nicht. Ich habe gehört, er ist schwer mit dieser Rothaarigen aus Albrittons Büro beschäftigt.«

162

Sheila hatte die Gerüchte auch gehört. Eine bildschöne neue Referendarin von der Stanfbrd University, die auf den Fluren alle Blicke auf sich zog, und Paul bekam im Allgemeinen jede, die er wollte.

»Haben Sie den Sturdivant-Schriftsatz gelesen?«, fragte sie, während sie aufstand, um sich die Robe anlegen zu lassen.

»Ja.« Die Sekretärin drapierte ihr das schwarze Gewand sorgfältig über die Schultern. Es wurde vorn mit einem Reißverschluss geschlossen, und die beiden hatten einige Mühe, bis das unförmige Kleidungsstück richtig saß.

»Und? Wer hat den Polizisten umgebracht?«, forschte Sheila und zog vorsichtig am Zipper.

»Jedenfalls nicht Sturdivant.«

»Sehe ich auch so.« Sie trat vor einen mannshohen Spiegel, und beide betrachteten mit prüfendem Blick ihr Outfit. »Sieht man, dass ich zugenommen habe?«

»Nein.« Die immer gleiche Antwort auf die immer gleiche Frage.

»Tja, habe ich aber. Deshalb mag ich diese Dinger. Die verbergen glatt zwanzig Pfund.«

»Sie mögen sie aus einem anderen Grund, meine Liebe, das wissen wir beide. Sie sind die einzige Frau da draußen inmitten von acht Kerlen, und keiner von denen ist so taff und so schlau wie Sie.«

»Und so sexy. Vergessen Sie nicht sexy.«

Die Sekretärin lachte bei der Vorstellung. »Keine Konkurrenz, meine Liebe. Die alten Böcke können doch von Sex nur noch träumen.«

Dann ging Sheila aus dem Büro und den Flur entlang, wo sie wieder mit Paul zusammentraf. Er zählte die wichtigsten Stichpunkte aus dem Fall Sturdivant auf, während sie im Aufzug in den zweiten Stock fuhren, wo sich der Gerichtssaal befand. Der eine Anwalt dürfte vermutlich so argumentieren, der andere so. Und hier ein paar Fragen, mit denen man beide aufs Glatteis führen kann.

163

Drei Straßen weiter hatte sich eine Gruppe entschlossen drein -blickender Männer und Frauen (zwei) zusammengefunden, um über Richterin McCarthys Abgang zu beraten. Sie saßen in einem fensterlosen Konferenzraum in einem der vielen unscheinbaren Bauten im Umkreis des Regierungsgebäudes, in denen ungezählte Beamte und Lobbyisten damit beschäftigt waren, den Staat Mississippi am Laufen zu halten.

Zu dem Treffen hatte Tony Zachary im Namen von *Judi-cial Vision* eingeladen. Teilnehmer waren die Leiter gleich gesinnter Gruppen mit teils schwammigen Namen, die keine offensichtlichen Rückschlüsse auf ihre wahren Absichten zuließen: *Freedom Network*, *Market Partnership*, *Commerce Council*, *Enterprise Advocacy*. Andere machten kein Hehl daraus, womit sie unzufrieden waren - mit den Gerichten, der Auswahl der Geschworenen oder dem Schadenersatzrecht: *Citizens Opposed to Lawsuit Tyranny* (COLT), *Fair Litiga-tion Association*, *Jury Watch*, *Tort Reform Committee of Mississippi*. Dazu hatten sich Lobbygruppen aus der alten Garde gesellt, Vereinigungen, die die Interessen von Banken, Versicherungen, Öl-, Pharma- und sonstigen Großkonzernen, Einzel- und Außenhandel vertraten, kurzum, die besten Aus-hängeschilder der amerikanischen Wirtschaft.

An dieser Schnittstelle zwischen Politik und Wirtschaft, wo sich Großunternehmer Gesetze nach Maß erkaufen können, ist Loyalität nur eine Frage der Zeit. Ein Freund kann schon morgen ein Feind sein. Die Personen in diesem Raum dagegen waren - zumindest soweit Tony Zachary bekannt war - absolut vertrauenswürdig.

»Meine Damen und Herren«, begann er im Aufstehen, vor sich auf dem Teller ein angebissenes Croissant, »der Zweck dieses Treffens ist es, Sie zu informieren, dass wir Sheila Mc-Carthy im November aus dem Supreme Court entfernen werden. Ihre Nachfolge wird ein junger Rechtsanwalt antreten, dem das wirtschaftliche Wachstum und die Eindämmung der ausufernden Haftungsansprüche am Herzen liegen.«

Es gab verhaltenen Applaus. Alle außer Zachary saßen und

164

lauschten gespannt. Keiner wusste genau, wer oder was hinter *Judicial Vision* steckte. Zachary mischte seit ein paar Jahren mit und genoss einen guten Ruf, aber er besaß kein privates Vermögen. Seine Gruppe hatte nicht viele Mitglieder. Und bislang hatte er keinerlei Interesse am Zivilprozessrecht der Vereinigten Staaten gezeigt. Seine neue Leidenschaft für eine Novellierung des Haftungsrechts schien aus dem Nichts zu entspringen.

Aber es bestand kein Zweifel daran, dass Zachary und *Judi-cial Vision* finanziell bestens abgesichert waren. Und das war in dem Spiel, das sie spielten, der alles entscheidende Faktor.

»Die Basisfinanzierung steht, und weitere Unterstützung ist bereits verbindlich zugesagt«, erklärte er selbstbewusst. »Natürlich brauchen wir von Ihnen noch einiges mehr. *Ju-dicial Vision* hat ein Konzept, eine Strategie für den Wahlkampf, und wird auch Regie führen.«

Wieder wurde applaudiert, diesmal stärker. Das größte Problem war immer die Koordination. Es gab so viele Gruppen, so viele Themen, so viele Egos, die unter einen Hut zu bringen waren. Das Geld aufzutreiben war einfach, von ihrer Warte aus gesehen. Die Herausforderung indes bestand darin, es klug auszugeben. Dass Zachary - einigermaßen unverschämt - die Kontrolle an sich gerissen hatte, war eine wunderbare Nachricht. Sie alle würden mit Freuden ihre Schecks

unterzeichnen und ihre Wähler an die Urnen scheuchen.

»Was ist mit dem Kandidaten?«, wollte jemand wissen.

Zachary lächelte. »Sie werden ihn lieben. Ich kann Ihnen den Namen noch nicht nennen, aber Sie werden ihn lieben. Er ist wie geschaffen für das Fernsehen.« Ron Fisk hatte noch nicht zugestimmt, doch Zachary war sich sicher, dass er es tun würde. Falls er aus irgendeinem Grund noch abspringen sollte, hatten sie weitere Namen auf ihrer Liste. Sie würden bald einen Kandidaten haben, und wenn es sie Unsummen kostete.

»Sollen wir jetzt über die Finanzen reden?«, fragte Zachary und fuhr fort, ehe irgendjemand etwas dazu sagen konnte.

165

»Wir haben eine Million Dollar verfügbar. Ich will aber mehr ausgeben als die beiden Kandidaten bei den letzten Wahlen zusammen. Das war vor zwei Jahren, und ich muss Sie gewiss nicht daran erinnern, dass Ihr Mann das Rennen damals verloren hat. Mein Mann wird dieses Rennen nicht verlieren. Und um das zu garantieren, brauche ich zwei Millionen von Ihnen und Ihren Mitgliedern.«

Drei Millionen für einen Wahlkampf wie diesen, das war ein Hammer. Bei den letzten Gouverneurswahlen - bei denen es immerhin um alle zweiundachtzig Countys ging und nicht nur um ein Drittel davon - hatte der Sieger sieben Millionen Dollar investiert und der Verlierer halb so viel. Ein Wahlkampf für Gouverneurswahlen ist immer ein größeres politisches Ereignis, wenn nicht das Ereignis schlechthin auf bundesstaatlicher Ebene, mit hoher Wahlbeteiligung und heftigen Emotionen. Ein Wahlkampf um einen Sitz im Supreme Court - wenn es überhaupt zwei konkurrierende Anwärter auf den Posten gab - lockte selten mehr als ein Drittel der registrierten Wähler an die Urnen.

»Wie wollen Sie die drei Millionen ausgeben?«, erkundigte sich jemand. Die Frage verriet, dass es kein Problem sein würde, so viel Geld zu beschaffen. Selbstverständlich hatten alle entsprechende Quellen an der Hand, große, gefüllte Taschen, in die sie greifen konnten.

»Fernsehen, Fernsehen, Fernsehen«, antwortete Zachary. Wobei das nur ein Teil der Wahrheit war. Aber er würde niemals seine Strategie offenbaren. Mr Rinehart und er beabsichtigten, viel mehr als drei Millionen aufzuwenden. Doch ein Großteil ihrer Ausgaben würde entweder in bar erfolgen oder sorgfältig verborgen jenseits der Grenzen des Staates Mississippi.

Ein Assistent erschien und teilte dicke Mappen aus. »Das haben wir in anderen Staaten geleistet«, sagte Zachary erläuternd. »Bitte, nehmen Sie das mit, und lesen Sie es in Ruhe durch.«

Es kamen Fragen zu seinem Konzept und weitere zu sei-

166

nem Kandidaten. Zachary ließ wenig verlauten, betonte aber immer wieder, wie wichtig ihre finanzielle Unterstützung sei - je früher sie erfolge, desto besser. Einen leisen Misston gab es, als der Leiter von COLT den versammelten Teilnehmern mitteilte, dass seine Gruppe ebenfalls Kandidaten angeworben und er selbst eine Strategie für McCarthys Abwahl entwickelt habe. COLT hatte achttausend Mitglieder, wobei die Zahl nicht überprüfbar war. Die meisten davon waren in der Vergangenheit einmal als Verlierer aus einem Rechtsstreit hervorgegangen. Die Organisation war glaubwürdig, verfügte aber nicht über eine Million Dollar wie *Judicial Vision*. Nach einem kurzen, doch heftigen Aufflackern von Emotionen forderte Zachary den COLT-Mann auf, die eigene Kampagne ruhig zu starten, woraufhin dieser klein beigab.

Bevor er das Treffen beendete, verpflichtete Zachary alle, Stillschweigen zu bewahren, denn das sei ein entscheidender Punkt der Strategie. »Wenn die Prozessanwälte herausfinden, dass wir ein Pferd im Rennen haben, werden sie ihre Finanzierungsmaschinerie anwerfen. Sie haben Sie schon einmal besiegt.«

Die Anspielung auf »ihre« Niederlage bei den letzten Wahlen wurde mit Verärgerung quittiert. Als hätten sie gewonnen, wenn sie Zachary gehabt hätten. Aber keiner sagte etwas dazu. Allein die Erwähnung der Prozessanwälte lenkte ihr Augenmerk auf das eigentliche Thema zurück.

Sie fieberten viel zu sehr diesem Wahlkampf entgegen, um jetzt zu streiten.

Die Gruppe schloss angeblich »über dreihundert« Opfer ein, alle mehr oder weniger stark geschädigt infolge grober Fahrlässigkeit des Krane-Chemical-Werks in Bowmore. Nur zwanzig wurden namentlich als Kläger genannt, und von diesen zwanzig hatten vielleicht zehn ernsthafte gesundheitliche Beschwerden. Ob ihre Erkrankungen tatsächlich auf das verseuchte Grundwasser zurückzuführen waren, war nicht geklärt, aber dafür blieb später noch Gelegenheit.

167

Eingereicht wurde die Klage am Federal Court in Hat-tiesburg, einen Steinwurf entfernt vom Circuit Court des Forrest County, wo Dr. Leona Rocha und ihre Geschworenen vor knapp zwei Monaten ihr Urteil gesprochen hatten. Die Rechtsanwälte Sterling Bintz aus Philadelphia und F. Clyde Hardin aus Bowmore waren persönlich erschienen, um die Klageschrift zu überbringen und den Reportern Rede und Antwort zu stehen, die auf ihre Pressemitteilung reagiert hatten. Leider waren keine Kameras da, nur ein paar Zeitungsschreiber von grünen Blättern. Aber zumindest für Hardin war das Ganze ein Abenteuer. Er war schon seit über dreißig Jahren nicht mehr in der Nähe eines Bundesgerichts gewesen.

Mr Bintz dagegen erschrak heftig über das erbärmliche Medienaufgebot, hatte er doch von fetten Schlagzeilen, ausführlichen Artikeln und Hochglanzfotos geträumt. Er hatte schon viele große Sammelklagen eingereicht und es in der Regel geschafft, sie angemessen an die Öffentlichkeit zu bringen. Was war los mit diesen Südstaatenprovinzlern?

Clyde Hardin eilte zurück nach Bowmore in sein Büro, wo er auf Miriam traf, die ihn neugierig erwartete. »Welches Programm?«, fragte sie.

»Keines.«

»Was?« Es war zweifellos der größte Tag in der Geschichte der Kanzlei Clyde Hardin & Partner, und Miriam konnte es gar nicht erwarten, alles im Fernsehen zu sehen.

»Wir haben uns entschieden, nicht mit den Reportern zu reden. Man kann denen einfach nicht trauen«, erklärte Hardin und sah auf die Uhr. Es war Viertel nach fünf, für Miriam schon längst Feierabend. »Sie müssen nicht länger bleiben«, sagte er und schälte sich aus seinem Jackett. »Ich habe hier alles unter Kontrolle.«

Enttäuscht zog sie ab, während Hardin den direkten Weg zu seiner Kanzleiflasche nahm. Der eiskalte, dickflüssige Wodka zeitigte sofort eine beruhigende Wirkung, und er ließ seinen großen Tag Revue passieren. Mit ein bisschen Glück

168

war sein Konterfei auch auf einem der Fotos in der Hatties-burger Zeitung.

Bintz hatte dreihundert Mandate. Bei fünfhundert Dollar pro Person stand ihm ein hübsches Honorar ins Haus. Bislang hatte er erst dreitausendfünfhundert Dollar bekommen, die er überwiegend zum Begleichen von Steuern verwendet hatte.

Er goss sich ein zweites Glas ein. Zum Teufel, Bintz würde ihn nicht übers Ohr hauen. Weil er ihn brauchte. Er, F. Clyde Hardin, war jetzt Prozessbevollmächtigter in einem der größten Sammelklage-Verfahren des Landes. Alle Wege führten nach Bowmore, und F. Clyde Hardin war der Mann der Stunde.

Der Kanzlei wurde mitgeteilt, dass Mr Fisk den ganzen Tag in Jackson sein werde, in persönlichen Angelegenheiten, was so viel hieß wie: bitte keine weiteren Fragen. Als Partner hatte er die Freiheit, zu kommen und zu gehen, wann er wollte, wobei Fisk so diszipliniert und gut organisiert war, dass ihn im Allgemeinen jeder im Büro binnen fünf Minuten auftreiben konnte.

Am frühen Morgen verabschiedete er sich auf der Eingangstreppe von Doreen. Sie hätte ihn theoretisch begleiten können, aber mit ihrem Job und den drei Kindern wäre das praktisch kaum zu bewerkstelligen gewesen, schon gar nicht so kurzfristig. Fisk verließ das Haus ohne Frühstück, obwohl er nicht in Eile war. Tony Zachary hatte ihm gesagt, dass sie im Flugzeug etwas zu essen bekämen, dafür ließ er nur allzu gern seine Haferflocken ausfallen.

Der Flugplatz von Brookhaven war zu klein für Jets, und Fisk war gern bereit, zum Flughafen von Jackson zu kommen. Er hatte noch nie einen Privatjet aus der Nähe gesehen und auch nie daran gedacht, wie es wäre, selbst einmal mit einem zu fliegen. Tony Zachary erwartete ihn am Terminal für die Allgemeine Luftfahrt mit einem beherzten Händedruck und einem energischen »Guten Morgen, Euer Ehren«. Sie gingen zielstrebig über das Rollfeld, vorbei an ein paar alten Tur-bo-Props und Pistons, kleineren, einfacheren Flugzeugen, und steuerten auf einen prachtvollen Vogel zu, der dagegen schnittig und fremdartig wirkte wie ein Raumschiff. Seine Navigationsleuchten blinkten, und die schicke Passagier-

treppe war heruntergefahren, als besondere Einladung für besondere Fluggäste. Fisk folgte Zachary die Stufen hinauf, wo eine hübsche Stewardess im Minirock sie an Bord willkommen hieß, ihnen die Jacketts abnahm und ihnen zeigte, welche Sitzmöglichkeiten zur Wahl standen.

»Schon mal mit einer Gulfstream geflogen?«, fragte Zachary beim Einnehmen der Plätze. Einer der Piloten sagte kurz Hallo, während er auf den Knopf drückte, der die Passagiertreppe einfahren ließ.

»Nein«, antwortete Fisk, die Oberflächen aus poliertem Mahagoni, das weiche Leder und die Goldverzierungen bestaunend.

»Das ist eine G5, der Mercedes unter den Privatjets. Die könnte uns nonstop nach Paris bringen.«

Warum fliegen wir dann nicht nach Paris statt nach Washington?, dachte Fisk und lehnte sich in den Gang hinaus, um Länge und Breite des Flugzeugs zu ermessen. Ein rasches Durchzählen ergab Plätze für mindestens ein Dutzend verwöhnte Superreiche. »Ein Traum«, sagte er. Es hätte ihn brennend interessiert, wem dieser Flieger gehörte. Wer bezahlte den Flug? Wer steckte hinter dieser aufwendigen Einstellungsprozedur? Aber es wäre unhöflich gewesen, zu fragen. Entspann dich, genieß die Reise, den Tag und präg dir alle Details gut ein, damit du sie nachher Doreen erzählen kannst.

Die Stewardess kam zurück, erklärte die Notfallmaßnahmen und fragte dann, was die Herren zum Frühstück wünschten. Zachary bestellte Rühreier mit Speck und Bratkartoffeln. Fisk schloss sich an.

»Bad und Küche sind im hinteren Teil«, sagte Zachary, als wäre er jeden Tag mit einer G5 unterwegs. »Das Sofa lässt sich ausziehen, falls Sie ein Nickerchen machen möchten.« Der Kaffee kam, als sich die Maschine in Bewegung setzte. Die Stewardess hielt ihnen eine Auswahl von Zeitschriften entgegen. Zachary nahm eine, schlug sie auf, wartete ein paar Sekunden und fragte dann: »Sind Sie eigentlich über dieses Bowmore-Verfahren auf dem Laufenden?«

172

Fisk tat, als betrachtete er eine Zeitung, während er insgeheim die prächtige Innenausstattung des Jets mit den Augen verschlang. »Oberflächlich«, antwortete er.

»Die haben gestern Sammelklage eingereicht«, sagte Zachary verächtlich. »Eine von diesen landesweit operierenden Kanzleien aus Philadelphia. Sieht so aus, als wären jetzt die Hyänen da.« Es war seine erste Bemerkung zu diesem Thema, aber es würde nicht die letzte sein.

Die G5 hob ab. Sie gehörte wie zwei weitere Maschinen mehreren Unternehmen der Trudeau Group und war von einer unabhängigen Chartergesellschaft geleast. Es war praktisch unmöglich, den wahren Eigentümer festzustellen. Fisk sah zu, wie die Stadt Jackson unter ihm verschwand. Minuten später - sie schwebten in einundvierzigtausend Fuß Höhe - stieg ihm der intensive Duft von gebratenem Speck in die Nase.

Auf dem Dulles International Airport wurden sie in Empfang genommen und zu einer langen schwarzen Limousine geführt. Vierzig Minuten später erreichten sie die K Street im Regierungsbezirk von Washington. Zachary eröffnete Fisk auf dem Weg, dass sie um zehn Uhr ein Treffen mit einer Gruppe potenzieller Geldgeber hätten, dann ein ruhiges Mittagessen und um vierzehn Uhr ein Treffen mit einer weiteren Gruppe von Interessenvertretern. Zum Abendessen würde Ron wieder zu Hause sein. Ihm war schon fast schwindelig vor Aufregung. Die luxuriöse Anreise. Das Gefühl, bedeutend zu sein. Im sechsten Stock eines Neubaus betraten sie die ziemlich schlichte Empfangshalle der *American Family Alliance* und wandten sich an eine noch schlichtere Empfangsdame. Im Flieger hatte Zachary kurz zusammengefasst: »Die *Family Alliance* ist vielleicht die mächtigste aller konservativen christlichen Gruppen. Viele Mitglieder, viel Geld, viel Einfluss. Die Politiker in Washington lieben und hassen sie gleichermaßen. Gegründet wurde sie von Walter Utley, einem ehemaligen Kongressmitglied, der die Nase voll hatte von all den Liberalen im Kongress.«

173

Ron hatte von Walter Utley und der *American Family Alliance* gehört.

Sie wurden zu einem großen Konferenzraum begleitet, wo sie Mr Utley persönlich erwartete, mit warmem Lächeln und Händedruck und einer Reihe von Männern, deren Namen Ron bereits aus Zacharys Briefing im Flugzeug kannte. Sie vertraten Aktionsausschüsse wie *Prayer Partnership*, *Global Light*, *Family Roundtable*, *Evangelical Initiative* und ein paar weitere. Alles

bedeutende Akteure auf der Bühne der nationalen Politik, laut Zachary.

Sie nahmen um den Tisch herum Platz und verschanzten sich hinter Notizblöcken und Informationsunterlagen, als wollten sie Fisk ins Kreuzverhör nehmen. Zachary begann mit einem Resümee über den Supreme Court von Mississippi, das überwiegend positiv ausfiel. Die meisten Richter seien gute Männer mit soliden Abstimmungsmehrheiten. Aber da sei das Problem mit Richterin Sheila McCarthy und ihrem versteckten Liberalismus. Man könne ihren Entscheidungen nicht trauen. Erstens sei sie geschieden. Und zweitens habe sie angeblich eine ziemlich lockere Moral. Zachary ließ den Satz im Raum stehen, ohne weiter ins Detail zu gehen.

Um sie herauszufordern, fuhr er fort, brauchten sie diesen Mann hier, Ron Fisk. Er könne ihr Paroli bieten. Zachary stellte in kurzen Zügen die Vita seines Kandidaten vor, wobei er nicht einen einzigen Punkt erwähnte, den die Anwesenden nicht schon längst kannten. Dann gab er an Ron ab, der sich räusperte und sich für die Einladung bedankte. Er begann, von seinem Leben zu erzählen, seiner Ausbildung, seiner Kindheit, seinen Eltern, seiner Frau und seinen Kindern. Er sei gläubiger Christ, Diakon in der St. Luke's Baptist Church und Lehrer in der Sonntagsschule. Außerdem sei er Rotarier, Jäger und Mitglied bei *Ducks Unlimited* sowie Trainer in der Baseball-Little-League. Er präsentierte seinen Lebenslauf so detailliert wie möglich und zuckte dann die Schultern, als wollte er sagen: Mehr habe ich nicht zu bieten.

174

Er hatte mit seiner Frau zusammen für die Entscheidung gebetet. Sie hatten sogar ihren Pastor aufgesucht, um mit ihm zu beten, dem Himmel ein Stück näher, wie sie hofften. Sie fühlten sich gut. Sie waren bereit.

Noch waren alle freundlich und nett und hocherfreut über seine Anwesenheit. Sie befragten ihn über seinen Back-ground - gab es irgendetwas in seiner Vergangenheit, das ihm nachhängen konnte? Eine Affäre, Trunkenheit am Steuer, ein dummer Studentenstreich an der Uni? Irgendwelche moralischen Fehlritte? Schon mal geschieden? Nein? Gut, das haben wir auch nicht erwartet. Anzeigen wegen sexueller Belästigung am Arbeitsplatz? Sonst irgendetwas in der Art? Irgendetwas im Zusammenhang mit Sex? Sex machte jeden Wahlkampf zunichte. Apropos, was war mit Schwulen? Homo-Ehe? Auf keinen Fall! Eingetragene Lebenspartnerschaft? Nein, Sir, nicht in Mississippi. Adoptionsrecht für Schwule? Nein, Sir.

Abtreibung? Dagegen. Grundsätzlich? Ja.

Todesstrafe? Ganz klar dafür.

Niemand störte der offensichtliche Widerspruch der beiden letzten Punkte.

Wie stand es mit Waffen, dem zweiten Zusatzartikel zur Verfassung der Vereinigten Staaten, dem Recht, Waffen zu tragen, und so weiter? Ron liebte seine Waffen, fand es aber befremdlich, dass sich ausgerechnet diese Leute dafür interessierten, die sich die Religion auf ihre Fahne geschrieben hatten. Doch dann traf ihn die Erkenntnis - hier ging es um Politik, um den Wahlsieg, um nichts anderes. Dass er von Kindesbeinen an gejagt hatte, fand großen Anklang, und er hielt sich so lange wie möglich bei dem Thema auf. Man muss-te glauben, er wäre eine ernste Gefahr für die Tierwelt.

Dann stellte der Leiter von *Family Roundtable* mit schriller Stimme ein paar Fragen zum Thema Trennung von Staat und Kirche, bei denen die anderen einzunicken drohten. Ron stand seinen Mann, wägte seine Antworten sorgfältig ab. Die wenigen, die noch zuhörten, wirkten zufrieden. Allmählich

175

dämmerte ihm, dass das alles nur Theater war. Die Herren hatten sich entschieden, lange bevor er heute Morgen Brook-haven verlassen hatte. Was hier passierte, war eine reine Pro-forma-Angelegenheit. Er war ihr Mann. Davon brauchte er sie an dieser Stelle nicht mehr zu überzeugen.

Die nächsten Fragen befassten sich mit dem Recht auf freie Meinungsäußerung, insbesondere auf religiösem Gebiet. »Sollte der Richter einer Kleinstadt in seinem Gerichtssaal die Zehn

Gebote aufhängen dürfen?« Fisk spürte, dass dieser Punkt für seine Zuhörer offenbar von zentraler Bedeutung war. Im ersten Moment war er geneigt, offen und ehrlich zu antworten und Nein zu sagen. Der U. S. Supreme Court hatte entschieden, dass es eine Verletzung der Trennung von Kirche und Staat bedeute, und Ron war zufällig derselben Meinung. Da er aber die Versammlung nicht gegen sich aufbringen wollte, erwiderte er: »Eines meiner großen Vorbilder war ein Richter vom Circuit Court in Brookhaven.« Er wand sich etwas. »Ein großer Mann. Er hatte die Zehn Gebote dreißig Jahre lang an der Wand hängen, und ich habe ihn immer bewundert.«

Eine clevere Nichtantwort, die als das anerkannt wurde, was sie war. Mr Fisk hatte damit ein gewisses Maß an rhetorischem Geschick gezeigt, das ihm in der Hitze des Gefechts im Wahlkampf von Nutzen sein würde. Es gab keine Nachfragen, keine Einwände. Schließlich waren sie alle gestählte Politprofis und wussten gute Worthülsen zu schätzen.

Nach einer Stunde sah Walter Utley auf die Uhr und verkündete, dass er seinem Zeitplan etwas hinterherhinke. Seine Agenda enthalte noch weitere wichtige Termine. Er schloss das kurze Treffen mit der Erklärung, dass er von Ron Fisk sehr beeindruckt sei. Der *Family Roundtable* werde ihn nicht nur gern unterstützen, man werde auch sofort durchstarten, in den Süden runterfahren und auf Stimmenfang gehen. Um den Tisch herum gab es allgemeines Kopfnicken, und Tony Zachary wirkte stolz wie ein frischgebackener Vater.

176

»Unsere Pläne fürs Mittagessen haben sich geändert«, sagte Zachary, als sie wieder in der Limousine saßen. »Senator Rudd möchte Sie kennenlernen.«

»Senator Rudd?«, fragte Ron ungläubig.

»Genau«, bestätigte Zachary feierlich.

Myers Rudd hatte die zweite Hälfte seiner siebten Amtszeit im US-Senat hinter sich (insgesamt neununddreißig Jahre). Mindestens vierzig Prozent der Menschen hassten ihn, mindestens sechzig Prozent liebten ihn. Wer auf seiner Seite stand, konnte auf seine Hilfe zählen, alle anderen brachten sich besser in Sicherheit. Er war eine politische Legende in Mississippi, ein Strippenzieher, der in jedem Lokalwahlkampf mitmischte, der König, der die Kandidaten auswählte, der Assassine, der jedem Gegenkandidaten den Garaus machte, die Bank, die jede Kampagne finanzieren und Unsummen von Geld kanalisieren konnte, der weise Alte, der seine Jünger anleitete, und der Schläger, der jeden Widersacher brutal außer Gefecht setzte.

»Senator Rudd interessiert sich für die Sache?«, erkundigte sich Ron betont beiläufig.

Zachary warf ihm einen misstrauischen Blick zu. War der wirklich so naiv? »Natürlich. Senator Rudd steht den Leuten, die Sie gerade kennengelernt haben, sehr nahe. Seine Abstimmungserfolge korrespondieren perfekt mit ihren Zielvorgaben. Nicht fünfundneunzigprozentig, nein, perfekt. Er ist einer von dreien im Senat. Die anderen zwei sind Anfänger.«

Was wird Doreen zu alledem sagen?, dachte Ron. Mittagessen mit Senator Rudd in Washington! Irgendwo in der Nähe des Kapitols bog die Limousine in eine Einbahnstraße ein. »Lassen Sie uns hier raus«, sagte Zachary, und sie waren schneller weg, als der Fahrer aussteigen konnte. Sie steuerten auf eine schmale Tür neben einem alten Hotel namens Mercury zu. Ein betagter Portier in einer grünen Uniform runzelte die Stirn, als sie auf ihn zugen. »Zu Senator Rudd«, sagte Zachary ohne weitere Förmlichkeiten, und das Runzeln glättete sich etwas. Drinnen wurden sie durch einen

177

leeren, düsteren Speisesaal, dann durch einen Gang geführt. »Das sind die Privaträume des Senators«, erklärte Zachary leise. Ron Fisk war schwer beeindruckt. Die abgetretenen Teppiche und die abblättrnde Farbe an den Wänden entgingen ihm nicht, doch das alte Gebäude strahlte Eleganz und vergangene Pracht aus. Es hatte Geschichte. Was war in diesen Wänden alles ausgehandelt worden?

Am Ende des Ganges betraten sie ein kleines Esszimmer, in dem unübersehbar die Staatsmacht am Werke war. Senator Rudd saß an dem kleinen Tisch, ein Mobiltelefon am Ohr. Ron war ihm noch nie persönlich begegnet, dennoch kam er ihm vertraut vor. Dunkler Anzug, rote Krawatte, dichtes, glänzendes graues Haar, das mit beachtlichen Mengen Haarspray an die linke Kopfseite geklebt war. Ein großes, rundes Gesicht, das von Jahr zu Jahr feister zu werden schien. Nicht weniger als vier Paladine schwärmten um ihn herum wie Bienen, alle mit dringenden Telefonaten zugange, vermutlich miteinander.

Regierung bei der Arbeit. Zachary und Fisk sahen sich das Spektakel an und warteten schweigend.

Plötzlich ließ der Senator sein Telefon zuschnappen, woraufhin auch die vier anderen Gespräche schlagartig beendet wurden. »Alle raus«, brummte der hohe Herr, und die Lakaien schwirrten augenblicklich davon. »Zachary!«, sagte er und stand hinter seinem Tisch auf. »Wie geht's?« Ron wurde vorgestellt, dann folgten ein paar Minuten höfliches Ge-plauder. Rudd schien in Brookhaven alles und jeden zu kennen, eine Tante lebe dort, und er freue sich sehr, diesen Mr Fisk kennenzulernen, von dem er schon so viel gehört habe. Zu einem bestimmten, vorher abgesprochenen Zeitpunkt verkündete Zachary: »Ich bin in einer Stunde zurück«, und verschwand. An seiner Stelle kam ein Kellner im Smoking.

»Setzen Sie sich«, ordnete Rudd an. »Das Essen hier ist nicht berühmt, aber man ist unter sich. Ich esse hier fünfmal die Woche.« Der Kellner ignorierte die Bemerkung und reichte ihnen die Speisekarten.

178

»Es ist sehr schön«, sagte Ron und ließ seinen Blick über die Wände voller Bücher gleiten, die offensichtlich seit einhundert Jahren weder gelesen noch abgestaubt worden waren. Sie aßen in einer Bibliothek. Kein Wunder, dass man hier unter sich war. Sie bestellten Suppe und gegrillten Schwertfisch. Der Kellner schloss im Hinausgehen die Tür.

»Ich habe um eins wieder einen Termin«, sagte Rudd. »Kommen wir also gleich zur Sache.« Er schüttete Zucker in seinen Eistee und rührte ihn mit dem Suppenlöffel um.

»Gern.«

»Sie können diesen Wahlkampf gewinnen, und Gott weiß, dass wir Sie brauchen.«

Königliche Worte, die Ron Fisk Stunden später mehr als einmal vor Doreen wiederholen würde. Ein Versprechen aus dem Munde eines Mannes, der selbst nie eine Niederlage erlitten hatte. Von diesem unumwundenen Auftakt an war Ron Fisk »Der Kandidat«.

»Wie Sie wissen«, fuhr Rudd fort - das Zuhören war nicht seine Sache, schon gar nicht bei politischen Grünschnäbeln aus der Provinz - »habe ich mit Lokalwahlkämpfen nichts zu tun.« Ron wollte laut auflachen, merkte jedoch rechtzeitig, dass der Senator keineswegs scherzte.

»Dieser Wahlkampf aber ist viel zu wichtig. Ich werde tun, was in meiner Macht steht, und das ist nicht eben wenig, wissen Sie.«

»Selbstverständlich.«

»Ich habe ein paar mächtige Freunde in dem Geschäft, und sie werden mit Freuden Ihre Kampagne unterstützen. Kostet mich nur ein paar Telefonanrufe.«

Ron Fisk nickte höflich. Zwei Monate zuvor hatte *Newsweek* eine Titelgeschichte gebracht, in der es um die Berge von Lobbygeld ging, die in Washington im Umlauf waren, und um die Politiker, in deren Taschen es wanderte. Rudd stand ganz oben auf der Liste. Er hatte über elf Millionen in seiner Wahlkampfkasse, wobei kein ernst zu nehmender Wahlkampf abzusehen war. Schon allein die Vorstellung, dass sich jemand

179

Chancen gegen ihn ausrechnen könnte, war ganz und gar lächerlich. Er gehörte den großen Konzernen. Banken, Versicherungen, Öl, Kohle, Medien, Verteidigung, Pharma - Amerikas gesamtes Big Business hatte sich in den Greifarmen seiner Spendenmaschinerie verfangen.

»Danke«, erwiderte Ron pflichtschuldig.

»Meine Leute können eine Menge Geld zusammenbekommen. Außerdem kenne ich die Frontsoldaten. Den Gouverneur, die Abgeordneten, die Bürgermeister. Schon mal von Willie Täte Ferris gehört?«

»Nein, Sir.«

»Hohes Tier im vierten Bezirk, Adams County, bei Ihnen im Süden. Ich habe seinen Bruder zweimal vor dem Knast bewahrt. Willie Täte würde sich für mich prostituieren. Und er ist einer der mächtigsten Politiker dort unten. Ein Anruf von mir, und Sie haben Adams County in der Tasche.« Er schnippte mit den Fingern. So einfach war das mit den Wählerstimmen. »Schon mal von Link Kyzer gehört? Sheriff im Wayne County.«

»Möglicherweise.«

»Link ist ein alter Kumpel von mir. Vor zwei Jahren brauchte er mal wieder Streifenwagen, Funkgeräte, schusssichere Westen, Waffen und so weiter und so fort. Weil er vom County keinen müden Cent bekam, rief er mich an. Ich ging zum Heimatschutz, redete mit ein paar Freunden, ließ meine Überredungskünste wirken, und schon hatte Wayne County sechs Millionen Dollar für den Antiterrorkampf. Jetzt haben sie mehr Streifenwagen als Polizisten. Ihr Funk ist moderner als der von der Marine. Und siehe da, schon lassen sich keine Terroristen mehr in Wayne County blicken.« Er lachte schallend über seine eigene Pointe, und Ron muss-te wohl oder übel mit einstimmen. Sechs Millionen Steuergelder verschwendet, was für ein Witz.

»Sie brauchen Link, und Sie bekommen Link samt Wayne County«, versprach Rudd und nahm ein paar Schlucke von seinem Eistee.

180

Das waren jetzt zwei Countys, überlegte Ron. Im südlichen Bezirk gab es weitere fünfundzwanzig. Hoffentlich musste er sich jetzt nicht eine Stunde lang langatmige Heldengeschichten anhören. Die Suppe kam.

»Diese McCarthy«, sagte Rudd schlürfend. »Die hat nie dazugehört.« Was Ron dahingehend interpretierte, dass sie nie eine Anhängerin von Senator Rudd war. »Sie ist zu liberal, und unter uns Männern, sie ist nicht für die Robe geschaffen. Klar, was ich meine?«

Ron Fisk nickte leicht, während er auf seinen Suppenteller blickte. Kein Wunder, dass der Senator lieber allein aß, dachte er. Er wusste nicht einmal ihren Vornamen. Er wusste überhaupt wenig über sie, außer dass sie a) weiblich und b) fehlbesetzt war.

Um das Gespräch in politisch weniger inkorrekte Bahnen zu lenken, beschloss Ron, eine mittelmäßig kluge Zwischenfrage einzuwerfen. »Was ist mit der Golfküste? Ich habe da unten kaum Kontakte.«

Erwartungsgemäß quittierte Rudd die Frage mit einem Ausdruck von überlegenem Spott. Kein Problem. »Meine Frau stammt aus Pass Christian«, ließ er wissen, als würde dieser Umstand dafür sorgen, dass sein Auserwählter einen Erdrutschsieg davontrug. »Rüstungsbetriebe, Großwerften, die NASA - die stehen alle hinter Ihnen. Die gehören mir alle.«

Und du wahrscheinlich ihnen, dachte Ron. Auch eine Art von Gemeineigentum.

Neben dem Eistee des Senators begann ein Mobiltelefon zu summen. Er blickte darauf, legte die Stirn in Falten und sagte: »Muss ich annehmen. Das Weiße Haus.« Er erweckte den Eindruck, als wäre er darüber einigermaßen verärgert.

»Soll ich draußen warten?«, erbot sich Ron, maßlos beeindruckt, aber ebenso besorgt, dass er vielleicht irgendein staatstragendes Gespräch belauschen könnte.

»Nein, nein.« Rudd winkte ab. Ron versuchte, sich auf seine Vorspeise zu konzentrieren, Suppe, Brötchen, Eistee. Obwohl dies ein Mittagessen war, das er mit Sicherheit sein Le-

181

ben lang nicht vergessen würde, wünschte er sich doch, es wäre bald zu Ende. Das Telefonat zog sich ebenfalls hin. Rudd brummte und murmelte in den Apparat, lieferte aber nicht den geringsten Hinweis darauf, welche Krise er gerade abwendete. Der Kellner kam mit dem Schwertfisch, der anfangs noch heiß brutzelte, dann aber sehr bald kalt war. Das Rübens Gemüse schwamm in einer

großen Pfütze Butter.

Als die Welt gerettet war, hängte Rudd ein und stach seine Gabel mitten in den Fisch. »Tut mir leid, die Unterbrechung«, sagte er. »Diese verdammten Russen. Aber lassen wir das. Ron, ich möchte, dass Sie antreten. Das ist wichtig für den Staat Mississippi. Wir müssen unseren Supreme Court auf Kurs bringen.«

»Ja, Sir, aber ...«

»Und Sie haben meine uneingeschränkte Unterstützung. Nicht nach außen hin natürlich. Aber ich werde mir im Hintergrund für Sie den Allerwertesten aufreißen. Ich werde große Mengen Kohle für Sie zusammenkratzen. Ich werde ein bisschen die Peitsche schwingen, meine Überredungskünste aufbieten, das Übliche. Das ist mein täglich Brot. Vertrauen Sie mir, mein Sohn.«

»Was ist, wenn ...«

»Mich schlägt in Mississippi niemand. Fragen Sie den Gouverneur. Er war zwei Monate vor der Wahl noch zwanzig Punkte im Rückstand und wollte es allein durchziehen. Meinte, er brauchte meine Hilfe nicht. Ich flog runter, nahm ihn ins Gebet, er sah es ein und gewann schließlich haushoch. Ich bin nicht scharf drauf, mich da unten einzumischen, aber ich tu's. Und dieser Wahlkampf ist besonders wichtig. Schaffen Sie das?«

»Ich denke schon.«

»Seien Sie nicht dumm. Das ist die einmalige Chance, etwas Großartiges zu tun. Denken Sie daran, Sie wären im Alter von ... äh ...«

»Neununddreißig.«

»Neununddreißig, verdammt jung, da wären Sie schon

182

beim Supreme Court von Mississippi. Und wenn Sie den Posten mal innehaben, behalten Sie den auch. Denken Sie darüber nach.«

»Das tue ich. Sehr intensiv.«

»Gut.«

Das Mobiltelefon klingelte erneut. Wahrscheinlich der Präsident. »Entschuldigung«, sagte Rudd, während er es ans Ohr legte und sich ein großes Stück Fisch in den Mund schob.

Dritter und letzter Halt der Rundfahrt war die Geschäftsstelle des *Tort Reform Network* - des Netzwerks Schadenersatzrechtsreform - in der Connecticut Avenue. Zusammen mit Zachary, der das Heft wieder in die Hand genommen hatte, absolvierte Ron diesen Termin in Rekordzeit: Vorstellung, Vortrag, fertig. Er beantwortete ein paar wohlwollende Fragen, die kein Vergleich waren zu denen, die ihm die gottes-fürchtigen Rechten heute Vormittag vorgesetzt hatten. Abermals konnte sich Ron des Eindrucks nicht erwehren, dass hier alles nur Theater war. Es war diesen Leuten zwar wichtig, ihren Kandidaten persönlich kennenzulernen, aber niemand schien daran interessiert, ihn selbst auf Herz und Nieren zu prüfen. Sie verließen sich voll und ganz auf Zachary. Wenn er seinen Mann gefunden hatte, waren sie auch zufrieden.

Was Ron nicht wusste, war, dass das gesamte vierzig Minuten dauernde Treffen von einer versteckten Kamera aufgezeichnet wurde. Die Bilder wurden direkt in einen kleinen Überwachungsraum übertragen, in dem Barry Rinehart saß und gespannt zusah. Er hatte eine dicke Akte über Ron Fisk, aber er war neugierig auf seine Stimme, auf seine Augen und Hände, auf seine Antworten. War er ausreichend fotogen, telegen, gut angezogen, attraktiv? Klang er klug oder einfältig? Machte es ihn nervös, vor einer solchen Gruppe zu stehen, oder eher ruhig und zuversichtlich? Würde er sich gut vermarkten lassen?

Nach fünfzehn Minuten war Rinehart überzeugt. Einziger Minuspunkt an Ron Fisks Präsentation war ein leichter An-

183

flug von Nervosität - aber das war nichts Ungewöhnliches. Wenn man einen Mann aus einem

Kaff wie Brookhaven holte, um ihn in einer fremden Großstadt vor eine Versammlung fremder Menschen zu stellen, dann musste man damit rechnen, dass er sich gelegentlich verhaspelte. Nette Stimme, nettes Gesicht, hübscher Anzug. Rinehart hatte schon mit schlechterem Material gearbeitet.

Dabei würde er Ron Fisk niemals persönlich begegnen. In keiner von Barry Rineharts Kampagnen hatte der Kandidat jemals die leiseste Ahnung gehabt, wer im Hintergrund die Fäden zog.

Auf dem Heimflug bestellte Zachary einen Whiskey Sour und versuchte vergeblich, auch Ron einen Cocktail aufzuschwatzen. Es sei doch der perfekte Rahmen für einen Drink - ein Luxusjet, eine bildschöne junge Dame als Barkeeper, das Ende eines langen, anstrengenden Tages. Niemand sehe etwas oder werde je davon erfahren.

»Danke, nur Kaffee«, beharrte Ron. Perfekter Rahmen hin oder her, er wusste genau, dass er immer noch unter Beobachtung stand. Außerdem war er ohnehin Abstinenzler.

Nicht dass Zachary ein notorischer Trinker gewesen wäre. Er nahm ein paar Schlucke, lockerte die Krawatte und ließ sich in seinem Sitz nach unten rutschen. »Es gibt Gerüchte«, sagte er schließlich, »dass diese McCarthy ganz gern zu tief ins Glas schaut.«

Ron zuckte nur die Schultern. Das Gerücht war nicht bis Brookhaven vorgedrungen. Er nahm an, dass ohnehin mindestens fünfzig Prozent der Leute dort nicht einen der drei Richter aus ihrem Bezirk mit Namen kannten, geschweige denn deren Laster oder Tugenden.

Nach einem weiteren Schluck fuhr Zachary fort. »Ihre beiden Eltern waren Alkoholiker. Aber sie stammten von der Küste, da ist das ja nichts Ungewöhnliches. Ihre Lieblingskneipe ist ein Klub namens Tuesday nicht weit vom See. Schon mal davon gehört?«

184

»Nein.«

»Eine Art Tauschbörse für Swinger mittleren Alters, habe ich mir sagen lassen. Bin selber nie da gewesen.«

Ron biss nicht an, im Gegenteil. Er machte den Eindruck, als langweilte ihn Klatsch dieser Art. Aber das beunruhigte Zachary nicht. Es kam ihm sogar durchaus gelegen. Der Kandidat sollte ruhig in höheren Sphären weilen. Mit Dreck konnten andere werfen.

»Wie lange kennen Sie Senator Rudd schon?«, wollte Ron wissen, um das Thema zu wechseln.

»Schon sehr lange.« Den Rest des kurzen Fluges verbrachten sie damit, sich über den großen Senator und dessen schillernde Karriere zu unterhalten.

Ron raste regelrecht nach Hause, immer noch ganz benommen von der berausenden Nähe zur Macht, die er an diesem Tag gespürt hatte. Doreen wartete gespannt auf die Einzelheiten. Sie aßen aufgewärmte Spaghetti, während die Kinder ihre Hausaufgaben erledigten und sich fürs Bett fertig machten.

Sie hatte viele Fragen, und Ron fielen manche Antworten nicht leicht. Wie kam es, dass so viele verschiedene Gruppen bereit waren, in einen unbekannten und vollkommen unerfahrenen Mann so viel Geld zu investieren? Weil sie eine Mission hätten, hielt er dagegen. Weil sie kluge, untadelige junge Männer ohne die Altlasten früherer Entscheidungen bevorzugten. Wenn er Nein sagte, würden sie eben einen anderen nehmen. Sie seien fest entschlossen zu gewinnen, um am Gericht aufzuräumen. Es sei eine nationale Bewegung, und zwar eine kritische.

Dass ihr Mann allein mit Senator Myers Rudd gegessen hatte, ließ die letzte Skepsis schwinden. Sie würden einen folgenreichen Sprung in das kalte Wasser der Politik wagen, und sie würden gewinnen.

Barry Rinehart nahm den Shuttlebus zum LaGuardia Airport und von dort einen Privatwagen zum Mercer-Hotel in SoHo. Er checkte ein, duschte und zog einen Wollanzug an, weil Schnee vorausgesagt war. Dann holte er an der Rezeption ein Fax ab und ging acht Häuserblocks bis zu einem kleinen vietnamesischen Restaurant unweit vom Village, das noch in keinem Reiseführer aufgeführt war. Mr. Trudeau schätzte es für diskrete Treffen. Es war leer, er war zu früh, und so setzte er sich an die Bar und bestellte sich einen Drink.

In Mississippi hatte F. Clyde Hardins billige Sammelklage für kaum eine Meldung gesorgt, in New York dagegen sehr wohl. Die Wirtschaftspresse war täglich voll davon, und die angeschlagene Krane-Aktie fiel weiter in den Keller.

Mr. Trudeau hatte den ganzen Tag entweder telefoniert oder Bobby Ratzlaff angebrüllt. Die Krane-Aktien waren zwischen 18 und 20 Dollar gehandelt worden, aber die Sammelklage hatte sie weiter sinken lassen. Sie schloss bei 14,50 Dollar, einem neuen Tiefststand, und Trudeau tat, als wäre er völlig niedergeschmettert. Ratzlaff, der eine Million aus seinem Pensionsfonds investiert hatte, wirkte noch viel deprimierter.

In Wahrheit wollte Trudeau den Kurs so weit wie möglich fallen sehen. Je tiefer, desto besser. Er hatte auf dem Papier schon eine Milliarde verloren und konnte getrost noch mehr verlieren, denn eines Tages würde mit Pauken und Trompe-

187

ten alles zu ihm zurückkommen. Insgeheim nämlich - nur zwei Banker in Zürich wussten davon - kaufte er bereits Krane-Aktien über eine wunderbar nebulöse Firma in Panama. Sorgfältig sammelte er kleine Pakete, damit seine Käufe den Abwärtstrend nicht erschütterten. Fünftausend Anteile an ruhigen Tagen, zwanzigtausend an turbulenten, aber nie so viele, dass es Aufmerksamkeit erregte. Die Quartalszahlen waren bald fällig, und er frisierte schon seit Weihnachten die Bücher. Die Aktien würden weiter fallen. Und Trudeau würde weiter kaufen.

Am Spätnachmittag schickte er Ratzlaff weg und beantwortete ein paar Anrufe. Um sieben schlüpfte er in den Fond seines Bentley, und Toliver fuhr ihn zu dem vietnamesischen Restaurant.

Trudeau hatte Rinehart seit ihrem ersten Treffen in Boca Raton im November drei Tage nach dem Urteil nicht mehr gesehen. Sie benutzten keine regulären Kommunikationsmittel wie E-Mail, Fax, Post, Fest- oder Mobilfunknetze. Jeder von ihnen hatte ein sicheres Smartphone, das nur mit dem jeweils anderen verbunden war. Einmal die Woche - vorausgesetzt, er hatte Zeit - rief Trudeau an, um sich auf den neuesten Stand bringen zu lassen.

Sie wurden durch einen Bambusvorhang in einen schummrig beleuchteten Raum mit einem einzigen Tisch geführt. Ein Kellner brachte Drinks. Der Form halber regte sich Trudeau über Sammelklagen und die Anwälte auf, die sie führten. »Jetzt sind wir schon bei Nasenbluten und Hautausschlägen«, schimpfte er. »Jeder Hinterwäldler, der jemals an dem Werk vorbeigefahren ist, tritt plötzlich als Kläger auf. Niemand erinnert sich mehr an die guten alten Zeiten, als wir die höchsten Löhne im ganzen Süden von Mississippi bezahlten. Die Anwälte haben einen Sturm auf die Gerichte ausgelöst.«

»Es könnte noch schlimmer kommen«, sagte Rinehart. »Wir wissen von einer anderen Gruppe Anwälte, die ebenfalls Mandanten sammelt. Wenn die klagen, wird ihre Klage an

188

die erste angehängt. Ich würde mich aber nicht darüber aufregen.«

»Sie würden sich nicht aufregen? Sie verschleudern ja auch nicht Unsummen für Anwaltshonorare.«

»Sie bekommen alles zurück, Carl. Entspannen Sie sich.« Inzwischen hatte sich eine gewisse Vertrautheit eingestellt, und sie redeten sich mit Vornamen an.

»Entspannen? Krane hat heute bei 14,50 Dollar geschlossen. Wenn Sie fünfundzwanzig

Millionen in Aktien hätten, könnten Sie sich auch nicht recht entspannen.«

»Ich wäre entspannt, und ich würde kaufen.«

Trudeau leerte seinen Scotch. »Meinen Sie nicht, dass Sie jetzt übertreiben?«

»Ich habe heute unseren Mann gesehen. Er war zum Antrittsbesuch in Washington. Gut aussehender Kerl, die Weste so rein, dass es schon fast erschreckend ist. Kluges Köpfchen, guter Redner, präsentiert sich ordentlich. Alle waren beeindruckt.«

»Hat er unterschrieben?«

»Morgen. Er hat mit Senator Rudd gegessen, und der alte Knabe versteht zu überzeugen.«

»Myers Rudd«, sagte Trudeau und schüttelte den Kopf. »Der alte Idiot.«

»Stimmt, aber gegen Bezahlung ist er für alles zu haben.«

»Das gehört in Washington ja schon zum guten Ton. Ich habe letztes Jahr vier Millionen dagelassen. Nach dem Gießkannenprinzip verteilt.«

»Und sicherlich hat Rudd auch etwas abbekommen. Wir beide wissen, dass er ein Schwachkopfst, aber in Mississippi weiß das keiner. Dort ist er der König, die Leute beten ihn an. Wenn er will, dass unser Mann antritt, ist der Wahlkampf schon eröffnet.«

In der Abgeschiedenheit des Hinterzimmers schlüpfte Carl Trudeau aus dem Jackett und warf es über einen Stuhl. Er nahm die Manschettenknöpfe ab, rollte die Ärmel hoch, lockerte die Krawatte und lümmelte sich in seinen Stuhl. Dann

189

nahm er einen Schluck von seinem Scotch. »Kennen Sie die Geschichte von Senator Rudd und der Umweltschutzbehörde?«, fragte er, wohl wissend, dass keine fünf Personen darüber Bescheid wussten.

»Nein«, erwiderte Rinehart, an seiner Krawatte ziehend.

»Vor sieben, acht Jahren, noch vor Beginn des Gerichtsverfahrens, tauchte plötzlich die Umweltschutzbehörde in Bowmore auf. Die Einheimischen hatten schon jahrelang Beschwerden eingereicht, aber beim Umweltschutz mahlen die Behördenmühlen bekanntlich besonders langsam. Sie stocherten überall herum, machten ein paar Tests, wurden neugierig und dann richtig sauer. Wir konnten das alles aus nächster Nähe beobachten, weil wir Leute in der Behörde sitzen haben. Vielleicht sind wir mit unserem Müll ein wenig schlampig umgegangen, ich habe keine Ahnung, auf jeden Fall reagierten die Bürokraten gereizt. Drohten mit polizeilichen Ermittlungen, Anrufung der Bundesstaatsanwaltschaft, Maßnahmen der übelsten Sorte. Sie waren drauf und dran, mit allen möglichen Forderungen an die Öffentlichkeit zu gehen -eine Entsorgungsaktion für mehrere Millionen Dollar, dazu horrendes Geldstrafen, vielleicht sogar die Schließung des Werks. Ein Mann namens Gabbard war damals CEO bei Krane; er ist nicht mehr dabei, aber er war einer von den guten Leuten, einer mit viel Überzeugungskraft. Ich schickte also Gabbard mit einem Blankoscheck, besser gesagt, mit mehreren Blankoschecks, nach Washington. Er traf sich mit unseren Lobbyisten und gründete ein neues Aktionskomitee, das wie viele andere vordergründig dazu bestimmt war, die Interessen der Chemie- und Kunststoff Industrie zu vertreten. Sie arbeiteten einen Plan zur Schadensbegrenzung aus, in dem Senator Rudd die zentrale Rolle spielte. Wir wussten, für ihn würde es ein Kinderspiel sein, die Umweltschutzbehörde in die Wüste zu schicken - so wie man ihn im Süden unten fürchtet. Außerdem sitzt er seit einhundert Jahren im Haushaltsausschuss. Wenn die vom Umweltschutz drohten, ihm an den Karren zu fahren, würde Rudd einfach drohen,

190

ihnen die Mittel zu kappen. Es war einerseits kompliziert, andererseits sehr einfach. Hinzu kam, dass Rudd in Mississippi mehr Kontakte und Einfluss hat als irgendjemand sonst, schließlich ist es schon immer sein Revier gewesen. Unser frisch gegründetes Aktionskomitee lud Rudd also fürstlich zum Essen ein, und er wusste sofort, was die Stunde geschlagen hat. Er ist ein Einfaltspinsel, aber er spielt das Spiel schon so lange mit, dass er fast alle Regeln selbst aufgestellt hat.«

Teller voller Nudeln und Shrimps kamen, die aber unbeachtet blieben. Man bestellte noch eine Runde Scotch.

»Rudd beschloss, dass er eine Million Dollar für sein Wahlkampfkonto brauchte, und wir schleusten das Geld durch sämtliche Scheinunternehmen und Briefkastenfirmen, die ihr Jungs gern zur Verschleierung benutzt. Zum Glück hat der Kongress Wahlkampfspenden erlaubt, sonst hätte man es glatt Bestechung nennen müssen. Damit war Rudd aber noch nicht zufrieden. Er hat wohl einen etwas zurückgebliebenen Enkel, der einen krankhaften Elefantentick hat. Das Kind ist ganz verrückt auf Elefanten. Hat alle Wände voll mit Bildern. Schaut sich Dokus an, et cetera, et cetera. Und so wollte der Senator gern auf Safari gehen, auf eine Erste-Klasse-Vier-Sterne-Afrikasafari, versteht sich, damit er seinem Enkel die Elefanten mal in echt zeigen kann. Alles kein Problem. Dann beschloss er, dass die ganze Familie mitfahren wollte, und unsere Lobbyisten organisierten auch das. Am Ende waren es achtundzwanzig Personen, zwei Privatjets, zwei Wochen afrikanischer Busch mit Dom Perignon, Hummer und Steaks und natürlich jeder Menge Elefanten. Die Rechnung belief sich auf knapp dreihundert Riesen, und er hat nie erfahren, dass ich alles bezahlt habe.«

»Ein Schnäppchen.«

»Absolut. Er zeigte der Umweltschutzbehörde kurz, wer der Herr im Haus ist, und schon ward sie in Bowmore nie wieder gesehen. Angenehmer Nebeneffekt: Senator Rudd ist jetzt Experte für Afrika. Aids, Völkermord, Hungersnöte,

191

Menschenrechtsverletzungen - was immer Sie wollen, er kennt sich aus, weil er mal zwei Wochen in Kenia im Busch mit dem Landrover unterwegs war, um Elefanten zu beobachten.«

Sie lachten und wandten sich erstmals ihren Nudeln zu. »Hatten Sie seit Beginn des Verfahrens schon einmal Kontakt zu ihm?«, erkundigte sich Rinehart.

»Nein. Die Anwälte haben damals alles an sich gerissen. Ich erinnere mich, dass ich mit Gabbard darüber sprach, ob wir Rudd wieder einschalten sollen. Aber wir waren uns damals beide sicher, dass sich die Politik aus dem Verfahren heraushalten sollte. Wir waren ziemlich zuversichtlich. Was für ein folgenschwerer Irrtum.«

Ein paar Minuten aßen sie schweigend, beide offenbar wenig angetan von dem Gericht auf ihrem Teller.

»Unser Mann heißt Ron Fisk«, verriet Rinehart und hielt Trudeau einen großen braunen Umschlag entgegen. »Hier das Wichtigste in Kürze. Ein paar Fotos, ein Lebenslauf, auf acht Seiten zusammengefasst, ganz wie gewünscht.«

»Fisk?«

»Richtig.«

Briannas Mutter war zu Besuch. Sie kam in der Regel zweimal im Jahr, und Trudeau bestand dann immer darauf, dass die beiden in der Villa in den Hamptons wohnten, damit er in der Stadt seine Ruhe hatte. Seine Schwiegermutter war nur zwei Jahre jünger als er und fand, dass sie selbst durchaus noch attraktiv genug für ihn war. Er verbrachte pro Jahr weniger als eine halbe Stunde in ihrer Gegenwart, doch jedes Mal betete er im Stillen, dass Brianna nicht nach ihr kommen möge. Er hasste diese Frau. Mütter von Vorzeigefrauen waren nicht unbedingt auch Vorzeigefrauen, und meistens waren sie noch zwanghafter auf das Thema Geld fixiert als ihre Töchter. Trudeau hatte alle seine Schwiegermütter gehasst. Er fand schon die Vorstellung hassenswert, überhaupt eine Schwiegermutter zu haben.

192

Die Frauen waren also weg, das Penthouse in der Fifth Avenue gehörte ihm allein. Brianna hatte Sadler MacGregor, das russische Kindermädchen, ihre Assistentin, ihre Ernährungsberaterin und ein oder zwei Dienstmädchen mitgenommen und war mit der kleinen Karawane unterwegs nach Long Island, wo sie in ihr stattliches Zweitdomizil einfallen und das Personal schikanieren

würde.

Trudeau trat aus seinem Privataufzug, fluchte beim Anblick der *Missbrauchten Imelda*, ignorierte seinen Kammerdiener und schickte das übrige Personal nach Hause. Als er endlich in der wohligen Intimität seines Schlafzimmers allein war, zog er einen Pyjama an, darüber einen Bademantel und dicke Wollsocken. Er kramte eine Zigarre heraus, goss sich einen Single Malt Whiskey ein und trat auf die kleine Terrasse hinaus, die über die Fifth Avenue und den Central Park blickte. Draußen war es rau und windig, das perfekte Wetter zur Stimmungslage.

Rinehart hatte gesagt, er brauche sich über die Einzelheiten der Kampagne nicht den Kopf zu zerbrechen. »Sie wollen nicht alles wissen«, hatte er mehr als einmal wiederholt. »Vertrauen Sie mir. Das ist mein Beruf, ich bin sehr gut in dem, was ich tue.«

Aber Rinehart hatte noch nie eine Milliarde Dollar verloren. In einem Artikel über Trudeau hieß es, nur sechs andere Männer hätten jemals eine Milliarde an einem Tag verloren. Barry Rinehart würde nie erleben, wie demütigend es war, in dieser Stadt so schnell so tief zu fallen. Freunde zu finden wurde noch schwieriger. Die Witze, die man machte, waren nicht mehr lustig. Gewisse Zirkel der Gesellschaft schienen geschlossen (wobei er wusste, dass das immer nur vorübergehend war). Selbst seine Frau wirkte kühler und weniger liebedienerisch. Ganz abgesehen davon, dass auch die ihm die kalte Schulter zeigten, auf die es wirklich ankam - Banker, Fondsmanager, Investmentgurus, die Elite der Wall Street.

Während der kalte Wind allmählich seine Wangen rötete, betrachtete er die Fassaden der Fifth Avenue. Milliardäre al-

193

lenthalben. Hatte irgendeiner von denen Mitleid mit ihm, oder weideten sie sich alle an seinem Absturz? Er kannte die Antwort, hatte er doch selbst immer ein sadistisches Vergnügen dabei empfunden, andere fallen zu sehen.

Lacht nur, dachte er und nahm einen großen Schluck Whiskey. Bepisst euch vor Lachen. Denn ich, Carl Trudeau, habe jetzt eine Geheimwaffe. Sie heißt Ron Fisk, ein netter, gutgläubiger junger Mann, den ich in der Provinz für einen Spottpreis erstanden habe.

Drei Häuserblocks weiter nördlich, auf einem Gebäude, das Trudeau kaum noch erkennen konnte, erstreckte sich das Penthouse von Pete Flint, einem seiner zahlreichen Feinde. Zwei Wochen zuvor hatte Flint in einem schlecht sitzenden Designeranzug auf der Titelseite des *Hedge Fund Report* geprangt. Es war nicht zu übersehen, dass er an Gewicht zugelegt hatte. Der Artikel schwärmte von Flint und seinem Fonds und insbesondere von einem sensationellen Quartalsabschluss zum Ende des letzten Jahres, den er fast ausschließlich dem rechtzeitigen Abstoßen seiner Krane-Chemical-An-teile zu verdanken hatte. Pete Flint rühmte sich, an Krane eine halbe Milliarde verdient zu haben, nur dank seiner hellsichtigen Vorhersage, dass der Prozess böse ausgehen werde. Carl Trudeau wurde nicht erwähnt. Das war auch nicht nötig. Jeder wusste, dass er eine Milliarde verloren hatte. Und jetzt verbreitete Flint, er habe sich die Hälfte davon unter den Nagel gerissen. Die Demütigung war mehr als unerträglich.

Aber Mr Flint wusste nichts von Mr Fisk. Und wenn er zum ersten Mal von ihm hörte, würde es längst zu spät sein, und Carl Trudeau hätte sein Geld zurück. Und dazu noch eine Menge mehr.

194

15

Der Verband der Prozessanwälte von Mississippi, der *Mississippi Trial Advocates*, traf sich einmal jährlich im Februar in Jackson zur Wintertagung. Von einem Wahlkampf für die

Richterwahlen im November war bislang nichts zu spüren. Normalerweise nahm die Tagung ein Wochenende in Anspruch, mit Vorträgen, Seminaren, politischen Lageberichten und Ähnlichem. Da die Paytons zurzeit den heißesten Fall im Staate hatten, wollten die Kollegen sie natürlich unbedingt hören. Mary Grace hatte gleich abgewinkt. Sie war zwar aktives Mitglied des MTA, aber das war nicht ihr Terrain. Die Versammlungen waren meist verbunden mit stundenlangen Plauderrunden, wo man, Cocktails schlürfend, alte und neue Heldengeschichten aus dem Gerichtssaal austauschte. Frauen waren nicht explizit ausgeschlossen, aber sie passten einfach nicht in das Szenario. Und irgendjemand musste auch bei Mack und Liza bleiben.

Wes hatte sich schließlich bereit erklärt zu fahren, wenn auch widerstrebend. Er war ebenfalls aktives Verbandsmitglied, fand aber die Wintertagungen in der Regel langweilig. Die Sommerveranstaltungen, die am Strand stattfanden, waren netter und familienorientierter. Schon zweimal hatten die Paytons mit Kind und Kegel daran teilgenommen.

Am Samstagmorgen fuhr Wes nach Jackson zum Veranstaltungsort, einem Hotel in der Innenstadt. Er parkte ein paar Straßen weiter, damit die Kollegen nicht sahen, mit welcher Art fahrbarem Untersatz er neuerdings unterwegs war. Markenzeichen seiner Zunft waren chromblitzende Boliden und

195

ähnliches Technikspielzeug, und Wes schämte sich für den klapprigen Ford Taurus, der die Fahrt von Hattiesburg hierher nur knapp überlebt hatte. Er würde nicht über Nacht bleiben, weil er sich die einhundert Dollar für das Zimmer nicht leisten konnte. Man hätte annehmen können, er wäre Millionär. Doch auch drei Monate nach der Urteilsverkündung musste er jeden Cent dreimal umdrehen. Das Geld aus dem Bowmore-Prozess war nach wie vor nicht mehr als ein ferner Traum. Und trotz des Urteils zweifelte er heute noch an seinem Verstand, dass er sich damals auf das Mandat eingelassen hatte.

Das Mittagessen fand im großen Ballsaal des Hotels statt. Gedeckt war für zweihundert Gäste, eine eindrucksvolle Menge. Während man plaudernd auf den offiziellen Beginn der Veranstaltung wartete, beobachtete Wes von seinem Platz auf dem Podium aus die Teilnehmer.

Prozessanwälte unter sich, das war immer eine bunte, äußerst heterogene Mischung. Da gab es Cowboys, Ganoven, Radikale, Langhaarige, Anzugträger, schillernde Individualisten, Biker, Diakone, waschechte Südstaatler, Überlebenskünstler, Vertretertypen und Gesichter, die jedermann von Werbetafeln, aus den Gelben Seiten und dem Morgenfernsehen kannte. Sie waren alles andere als langweilig. Wie eine temperamentvolle Großfamilie konnten sie sich streiten bis aufs Blut, aber sobald es gegen einen gemeinsamen Feind ging, waren sie ein Herz und eine Seele. Sie kamen teils aus größeren Städten, wo sie um Fälle und Mandanten kämpfen mussten, teils aus Kleinstädten, wo ihr beruflicher Alltag viel mit einfachen Geschworenen zu tun hatte, die schon aus Prinzip dagegen waren, irgendjemandem überhaupt Geld abzunehmen. Manche besaßen Privatjets, mit denen sie von Küste zu Küste rauschten, um immer wieder neue Sammelklagen für neue Modellprozesse zu konstruieren. Wieder andere fanden diese Praktiken abstoßend und versuchten, nach alter Väter Sitte sauber einen Fall nach dem anderen abzuarbeiten. Manche jungen Kollegen waren Unternehmer, die

196

am Fließband Klagen einreichen und Vergleiche schließen, ohne jemals eine Geschworenenbank zu Gesicht zu bekommen. Andere brauchten den Nervenkitzel vor Gericht. Einige wenige waren in Kanzleien tätig, in denen finanzielles und berufliches Vermögen eine fruchtbare Allianz bildeten - das allerdings blieben Ausnahmeerscheinungen, denn Prozessanwälte waren in der Regel viel zu exzentrisch, um Hand in Hand zu arbeiten. Die meisten waren einsame Revolverhelden, mit denen es niemand lange aushielt. Manche machten Millionen im Jahr, andere krebsten herum, die meisten erwirtschafteten um die zweihundertfünfzigtausend Dollar jährlich. Ein paar standen kurz vor dem Bankrott. Bei manchen ging es wie in der Achterbahn in einem Jahr bergauf, im nächsten bergab, aber sie rappelten sich immer wieder auf.

Wenn Prozessanwälte überhaupt etwas gemein hatten, dann war das ihr leidenschaftliches Streben nach Unabhängigkeit und die glühende Überzeugung, als David Goliath die Stirn bieten zu können.

Im politischen Spektrum der Vereinigten Staaten stehen rechts die wirtschaftliche und politische Elite, Kapital und Großunternehmertum und die unzähligen Lobbygruppen, die sich davon finanzieren lassen. Links sammeln sich die Minderheiten, Gewerkschaften, Lehrer und Prozessanwälte. Davon sind die Prozessanwälte die Einzigen, die finanziell überhaupt mitreden können. Aber was sie besitzen, ist nichts im Vergleich zu den Mitteln der großen Wirtschaftsunternehmen.

Auch wenn Wes sie manchmal allesamt auf den Mond schießen wollte, fühlte er sich doch in ihrer Mitte zu Hause. Es waren seine Kollegen, seine Mitstreiter, und er bewunderte sie. Sie konnten arrogant sein, sturköpfig und dogmatisch, und oft waren sie sich selbst die erbittertsten Feinde. Aber niemand kämpfte so wie sie für die kleinen Leute.

Während sie kaltes Huhn und noch kälteren Brokkoli aßen, gab der Vorsitzende des Ausschusses für Kongressangelegenheiten einen eher trüben Lagebericht über diverse Gesetzesentwürfe, die auf dem Capitol Hill debattiert wur-

197

den. Die Reformer des Schadenersatzrechts hätten sich zurückgemeldet und engagierten sich vehement für eine Beschneidung von Haftungsansprüchen und eine Entlastung der Gerichte. Ihm folgte der Vorsitzende des Ausschusses für politische Angelegenheiten, der etwas optimistischer auftrat. Im November würden die Richterwahlen anstehen, und obwohl es noch zu früh sei, um eine definitive Aussage zu treffen, sehe alles danach aus, als würden die »guten« Richter, sowohl auf erstinstanzlicher als auch auf Berufungsebene, nicht auf ernst zu nehmenden Widerstand stoßen.

Nach Kaffee und gefrorenem Kuchen wurde Wes Payton vorgestellt und erhielt stürmischen Begrüßungsapplaus. Er entschuldigte sich zunächst für die Abwesenheit seiner Partnerin, die der eigentliche Kopf im Bowmore-Verfahren sei. Es tue ihr sehr leid, übermittelte Wes, nicht dabei sein zu können, aber sie glaube, dass sie zu Hause bei den Kindern mehr gebraucht werde. Dann begann er, vom Baker-Prozess zu erzählen, vom Urteil und der neuen Sammelklage, die gegen Krane Chemical eingereicht worden war. In dieser Zuhörerrunde war ein Einundvierzig-Millionen-Dollar-Verdict eine viel bewunderte Trophäe, und alle hingen dem Mann, der sie erjagt hatte, förmlich an den Lippen. Ein paar wenige kannten aus erster Hand den Adrenalinschub, den ein solcher Sieg auslöste, und alle hatten schon einmal erlebt, wie bitter die Pille einer Niederlage schmeckte.

Als er geendet hatte, brandete erneut frenetischer Applaus auf, gefolgt von einer spontanen Fragestunde. Welche Sachverständigen hatten am meisten gebracht? Wie hoch waren die Prozesskosten? (Diese Frage wies Wes höflich zurück. Selbst hier, wo man große Zahlen gewohnt war, hätte diese Summe wie eine Bombe eingeschlagen.) Wie war der Stand der Vergleichsverhandlungen, falls es welche gab? Welche Konsequenzen hatte der Modellprozess für die beklagte Partei? Was war mit der Berufung? Wes hätte sein Publikum zweifellos stundenlang in Bann schlagen können.

Später am Nachmittag, bei einer frühen Cocktailpause,

198

wurde er erneut mit Fragen und allerlei Klatschgeschichten überhäuft. Eine Gruppe von Anwälten, die irgendwo im Norden des Staates Giftmüll gefunden hatte, fiel regelrecht über ihn her. Ob er wohl einen Blick auf ihren Schriftsatz werfen, Sachverständige empfehlen, das Gelände in Augenschein nehmen könne? Er entkam ihnen schließlich, indem er sich an die Bar empfahl, wo er Barbara Mellinger traf, die mit allen Wassern gewaschene, aber kampfes müde Geschäftsführerin und Cheflobbyistin des Verbands.

»Haben Sie eine Minute Zeit?«, fragte sie, und sie zogen sich in einen Winkel zurück, in dem

sie niemand belauschen konnte.

»Ich habe ein beunruhigendes Gerücht aufgeschnappt«, sagte sie und ließ, an ihrem Ginnippend, ihre Augen über die Menge wandern. Barbara Mellinger war zwanzig Jahre auf den Fluren des Regierungsgebäudes zu Hause gewesen und kannte das Terrain besser als jeder andere. Und sie hatte ein gutes Gespür für den Wahrheitsgehalt von Tratschgeschichten. Sie bekam mehr mit als jeder andere. Doch wenn sie ein Gerücht weitergab, dann war es meist keines.

»Man hat es auf McCarthy abgesehen«, sagte sie.

»Man?« Wes, der neben ihr stand, beobachtete ebenfalls die versammelte Menge.

»Die üblichen Verdächtigen - der *Commerce Council* und diese Bande von Verbrechern.«

»Die können McCarthy nie und nimmer schlagen.«

»Aber sie können es zumindest versuchen.«

»Weiß sie schon davon?« Wes hatte das Interesse an seiner Cola light verloren.

»Ich glaube nicht. Niemand weiß davon.«

»Haben sie denn einen Kandidaten?«

»Wenn ja, weiß ich nicht, wer es ist. Aber die haben eine gute Nase für die geeigneten Leute.«

Was sollte er darauf sagen oder tun? Die einzige Antwort wäre ein dickes Wahlkampfkonto, und dazu konnte er nicht einen einzigen Cent beitragen.

199

»Wissen die Kollegen davon?«, fragte er und nickte in Richtung der Tagungsteilnehmer, die, in Gespräche vertieft, grüppchenweise zusammenstanden.

»Noch nicht. Wir sollten die Sache erst einmal für uns behalten. McCarthy hat wie immer kein Geld auf der Bank. Die Damen und Herren Robenträger meinen immer, sie wären unbesiegbar, stünden über allem, politisch und so, und wenn dann doch ein Herausforderer auftaucht, fallen sie aus allen Wolken.«

»Haben Sie einen Plan?«

»Nein. Abwarten, was passiert. Und beten, dass es nur ein Gerücht ist. Vor zwei Jahren im McElwayne-Wahlkampf haben sie bis zur letzten Minute gewartet, bis sie die Kandidatur verkündeten, und da hatten sie schon über eine Million auf dem Konto.«

»Aber wir haben die Wahl gewonnen.«

»Das stimmt. Aber erzählen Sie mir nicht, dass Sie nicht die nackte Panik ergriffen hat.«

»Kann man so sagen.«

Ein Althippie mit Pferdeschwanz kam auf ihn zugeschlingert. »Denen da unten«, dröhnte er, »habt ihr ganz schön in den Hintern getreten.« Die Einleitung deutete daraufhin, dass er mit Sicherheit die nächste halbe Stunde von Wes' Zeit in Anspruch zu nehmen gedachte. Barbara Mellinger trat unauffällig den Rückzug an. »Fortsetzung folgt«, flüsterte sie.

Auf dem Heimweg ließ Wes noch ein paar Meilen lang genüsslich den Tag Revue passieren, bis ihn düstere Gedanken über das Gerücht ereilten. Er besprach mit Mary Grace stets alles, und so verließen sie nach dem Essen die Wohnung, um einen ausführlichen Abendspaziergang zu machen. Ramona und die Kinder sahen sich unterdessen einen alten Film an.

Wie alle guten Anwälte hatten sie den Supreme Court stets aufmerksam beobachtet. Sie hatten jede Stellungnahme der obersten Richter gelesen und diskutiert - von Beginn ihrer Partnerschaft an bis heute, aus tiefster Überzeugung. Früher

200

hatte sich die Besetzung des Tribunals selten geändert. Freie Posten entstanden nur durch Todesfälle, und die Übergangskandidaten blieben meist dauerhaft. Über viele Jahre hatten die Gouverneure stets geeignete Nachfolger ausgewählt, und das Gericht hatte hohes Ansehen genossen. Lärmende Kampagnen gab es nicht. Das Gericht war stolz darauf, in seinem Tagesgeschäft und seiner Entscheidungslinie von der Politik unabhängig zu sein. Aber diese seligen Zeiten waren vorbei.

»Wir haben sie mit McElwayne doch auch geschlagen«, insistierte Mary Grace zum wiederholten Mal.

»Mit einer Mehrheit von dreitausend Stimmen.«

»Gewonnen ist gewonnen.«

Zwei Jahre zuvor, als Richter Jimmy McElwayne sich aus dem Nichts heraus heftigem Gegenwind ausgesetzt sah, hatten sich die Paytons schon so für das Bowmore-Verfahren verausgabt, dass sie finanziell nichts zum Wahlkampf beitragen konnten. Dafür hatten sie die wenige Freizeit, die ihnen geblieben war, in ein lokales Wahlkampfkomitee investiert. Am Tag des Urnengangs hatten sie sich sogar als Wahlhelfer einteilen lassen.

»Wir haben den Prozess gewonnen, Wes, und wir werden auch die Berufung nicht verlieren«, sagte sie.

»Wenn du meinst.«

»Ist wahrscheinlich nur ein Gerücht.«

Am folgenden Montag stahlen sich Ron und Doreen Fisk gegen Abend aus Brookhaven weg nach Jackson, um sich mit Tony Zachary zu treffen. Es war vereinbart worden, dass er als offizieller Leiter der Kampagne fungieren würde. Und es gab da noch ein paar Leute, die er ihnen vorstellen wollte.

Der Erste, den Zachary in den Konferenzraum holte, war der designierte Budgetleiter des Wahlkampfteams, ein elegant gekleideter junger Mann, der in mindestens einem Dutzend Bundesstaaten erfolgreiche Kampagnen nachweisen konnte. Sein Name war Vancona. Selbstbewusst legte er kurz

201

und knapp die Grundzüge seines Finanzplans vor. Er benutzte einen Laptop und einen Beamer, der alles in bunten Farben auf eine weiße Leinwand warf. Von den Anhängern waren Spenden in Höhe von 2,5 Millionen Dollar zu erwarten, die auf der Einnahmenseite zu verzeichnen wären. Unter den Spendern fand Ron einige der Leute wieder, die er in Washington kennengelernt hatte, außerdem legte Vancona eine lange Liste mit Namen von weiteren Lobbygruppen vor. Die Namen waren Schall und Rauch, aber die Länge der Liste war beeindruckend. Darüber hinaus sei mit zusätzlichen 500000 Dollar von Individualspendern aus dem Bezirk zu rechnen, erklärte Vancona. Dieses Geld würde fließen, sobald Ron sich in der Öffentlichkeit präsentierte, Eindruck machte und Freunde fand.

»Ich bekomme das Geld zusammen«, versprach Vancona mehrmals, sich dabei bescheiden und überzeugt gebend. Die magische Grenze liege bei drei Millionen. Diese Zahl garantiere praktisch schon den Sieg. Ron und Doreen waren überwältigt.

Tony Zachary beobachtete sie aufmerksam. Sie waren nicht dumm. Sie ließen sich nur genauso täuschen wie wahrscheinlich jeder andere unter diesen Umständen. Sie stellten ein paar Fragen, aber nur weil sie glaubten, das gehöre sich so.

Auf der Ausgabenseite hatte Vancona alle Zahlen im Detail. TV-, Radio- und Printwerbung, Direktmailings, Reisen, Gehälter (er zum Beispiel würde 90 000 Dollar für seine Mitarbeit bekommen), Raummieten bis hin zu Autoaufklebern, Vorgartenschildern und Plakatwänden sowie Mietwagen. Er kam auf eine Summe von 2,8 Millionen, die nach oben noch etwas Spielraum ließ.

Tony Zachary schob zwei dicke Ordner über den Tisch, auf denen in Großbuchstaben stand: SUPREME COURT, SÜDLICHER BEZIRK, RON FISK GEGEN SHEILA MCCARTHY. VERTRAULICH.

»Da steht alles drin«, sagte er.

202

Ron blätterte ein paar Seiten um und stellte ein paar harmlose Fragen.

Zachary nickte bedächtig, als wollte er sagen, ja, der Mann hat begriffen, worum es hier geht.

Der nächste Vortragende - Vancona blieb gleich im Raum, als neues Teammitglied - war eine schwungvolle Sechzigjährige aus Washington, deren Fachgebiet die Wahlwerbung war. Sie stellte sich als Kat Soundso vor. Ron musste in seinen Notizen nachsehen. Kat Broussard stand da. Und dahinter der Titel: Werbeleiterin.

Wo hatte Zachary all diese Leute aufgetrieben?

Kat Broussard strahlte großstädtische Hyperaktivität aus. Ihre Firma hatte sich auf Wahlkämpfe in den Bundesstaaten spezialisiert und bereits über hundert betreut.

Mit welcher Erfolgsbilanz?, wollte Ron einwerfen, doch Kat Broussard ließ wenig Raum für Fragen. Sie lobte sein Gesicht und seine Stimme und gab sich zuversichtlich, dass man eine »Bildersprache« finden werde, die seine geistige Tiefe und seinen aufrichtigen Charakter aussagekräftig vermittele. Taktisch klug, sah sie beim Reden fast immer Doreen an, deren Wellenlänge sie sofort fand. Dann nahm Kat Broussard Platz.

Die Öffentlichkeitsarbeit würde eine Firma aus Jackson übernehmen. Deren Chef war eine ebenfalls schnell redende Dame namens Candace Grume, die, wenig überraschend, große Erfahrung in dem Bereich vorweisen konnte. Sie erklärte, dass ein Wahlkampf nur dann erfolgreich sei, wenn die PR stimme. »Reden ist Silber, Schweigen ist Gold?«, flötete sie. »Für Gewinner gilt genau das Gegenteil.« Der aktuelle Gouverneur sei ein Kunde von ihr, außerdem - das Beste zum Schluss - habe ihre Firma über zehn Jahre lang für Senator Rudd gearbeitet. Damit war alles gesagt.

Mrs Grume räumte das Feld für den Demoskop, einen Statistiker und Schlaupkopfnamens Tedford, der sich gleich in den ersten fünf Minuten brüstete, praktisch jedes Wahlergebnis der jüngeren Geschichte der Vereinigten Staaten richtig vorhergesagt zu haben. Er stammte aus Atlanta. Und wenn

203

man aus der Großstadt in die Pampa kommt, muss man unbedingt ständig alle daran erinnern, dass man ja aus der Großstadt kommt. Nach zwanzig Minuten hatten alle genug von Tedford.

Der Wahlkampfkoordinator kam nicht aus Atlanta, sondern aus Jackson. Sein Name war Hobbs, und Hobbs kam zumindest Ron irgendwie bekannt vor. Er prahlte damit, dass er seit fünfzehn Jahren erfolgreich Wahlkämpfe in den Bundesstaaten führe - mal aus dem Hintergrund, mal an vorderster Front. Er warf mit den Namen seiner Sieger um sich, ließ aber die Verlierer beiläufig unter den Tisch fallen. Er führte aus, wie wichtig es sei, als Wahlkampfkomitee vor Ort präsent zu sein. Basisdemokratie, das heiße von Tür zu Tür zu gehen und Wähler zu mobilisieren und so weiter. Seine Stimme klang schmierig, und manchmal glühten seine Augen fanatisch wie die eines Straßenpredigers. Ron war er zutiefst unsympathisch. Doreen würde später zugeben, dass sie ihn charmant gefunden hatte.

Nach zwei Stunden Präsentation war Doreen in Lethargie verfallen und Rons Block voll mit allerlei Gekritzel - das Mitschreiben hatte ihm geholfen, bei der Sache zu bleiben.

Das Wahlkampfteam war jetzt vollständig. Fünf hoch dotierte Profis. Sechs, wenn man Zachary mitrechnete, aber dessen Gehalt würde von *Judicial Vision* bezahlt. Unter Hobbs' rednerischen Ergüssen blätterte Ron sein Skript durch und fand eine Spalte, in der für »Expertengehälter« zweihunderttausend Dollar und für »Berater« einhundertfünf-undsiebzigtausend Dollar vorgesehen waren. Er machte einen Vermerk, dass er Zachary später darauf ansprechen wollte. Die Zahlen erschienen ihm allzu hoch gegriffen, aber was wusste er schon über die Budgets für hochkarätige Wahlkampagnen?

Sie unterbrachen für eine Kaffeepause, und Zachary entließ das frisch gegründete Team. Man verabschiedete sich mit warmen Worten, in Vorfreude auf die Kampagne, und mit dem Versprechen, sich so bald wie möglich wieder zu treffen.

204

Als Zachary mit seinen Kunden wieder allein war, wirkte er plötzlich müde. »Ich weiß, es ist viel. Verzeihen Sie mir, aber alle haben viel zu tun, und Zeit ist Geld. Ich dachte, ein großes

Meeting mit allen wäre klüger als viele kleine.«

»Kein Problem«, gelang es Ron zu sagen. Der Kaffee zeigte bereits Wirkung.

»Nicht vergessen, es ist Ihr Wahlkampf«, fuhr Zachary mit unbewegter Miene fort.

»Sind Sie da sicher?«, ließ sich Doreen vernehmen. »Es fühlt sich nicht so an.«

»Doch, doch, Doreen. Ich habe die besten Leute ins Boot geholt, aber Sie haben natürlich das letzte Wort. Wenn Ihnen einer nicht recht ist, müssen Sie es nur sagen - ich bin sofort am Telefon, um einen Ersatz zu suchen. War jemand dabei, den Sie nicht mochten?«

»Nein, es ist nur ...«

»Es ist erdrückend«, gab Ron zu. »Das ist alles.«

»Natürlich. Es ist eine bedeutende Kampagne.«

»Bedeutende Kampagnen müssen nicht unbedingt erdrückend sein. Mir ist klar, dass ich auf diesem Gebiet ein Neuling bin, aber naiv bin ich nicht. Als es vor zwei Jahren gegen McElwayne ging, hat der Herausforderer mit einem Budget von zwei Millionen Dollar ein respektables Ergebnis erzielt. Wir jonglieren hier mit Summen, die weit darüber hinausgehen. Woher kommt das ganze Geld?«

Zachary setzte seine Lesebrille auf und griff nach einem Ordner. »Ich dachte, wir hätten das schon geklärt«, sagte er. »Vancona hat die Zahlen doch vorgetragen.«

»Lesen kann ich selber, Tony«, blaffte Ron über den Tisch. »Ich sehe die Namen und die Zahlen. Darum geht es aber nicht. Ich möchte wissen, warum diese Leute bereit sind, drei Millionen auf den Tisch zu legen, für einen Mann, von dem sie noch nie im Leben etwas gehört haben.«

Zachary zog langsam, mit einem Ausdruck entnervter Missbilligung, die Brille wieder ab. »Ron, haben wir darüber nicht schon hundertmal gesprochen? Letztes Jahr hat *Judi-*

205

dal Vision fast vier Millionen für einen Kandidaten in Illinois ausgegeben. Fast sechs Millionen waren es in Texas. Das sind gigantische Summen, aber Siegen ist eben teuer geworden. Wer die Schecks ausstellt? Die Leute, die Sie in Washington getroffen haben. Unternehmer, denen die wirtschaftliche Entwicklung unseres Landes am Herzen liegt. Konservative Christen. Ärzte, die sich vom System betrogen fühlen. Es sind Menschen, die den Wandel fordern und bereit sind, dafür etwas zu investieren.«

Ron trank Kaffee und warf Doreen einen Blick zu. Eine Zeit lang herrschte Schweigen.

Dann verlagerte Zachary seine Sitzposition, räusperte sich und sagte leise: »Gut, wenn Sie aussteigen wollen, sagen Sie es nur. Noch ist es nicht zu spät.«

»Ich will nicht aussteigen«, widersprach Ron. »Aber das war zu viel an einem Tag. Ein Beraterprofi nach dem anderen und ...«

»Ich bin zuständig für diese Leute. Das ist mein Job. Ihr Job ist es, hinauszugehen und die Wähler von sich zu überzeugen. Die Wähler, Ron, Doreen, werden diese Leute nie zu Gesicht bekommen. Ebenso wenig wie mich, Gott sei Dank. *Sie sind* der Kandidat, Ron. Ihr Gesicht, Ihre Ideen, Ihre Jugend, Ihr Enthusiasmus werden die Menschen dort draußen überzeugen. Nicht ich oder irgendwelche Stabsmitglieder.«

Allmählich wurde trotz des Kaffees die Müdigkeit übermächtig, und die Unterhaltung erstarb. Ron und Doreen sammelten ihre dicken Notizen ein und verabschiedeten sich. Die Heimfahrt verlief schweigend, was aber mehr mit Schlafbedürfnis als mit Unbehagen zu tun hatte. Als sie die menschenleere Innenstadt von Bowmore durchführen, waren sie schon wieder ganz aufgeregt angesichts der vielversprechenden Zukunft, die auf sie beide, auf Ron wartete.

Ron, den ehrenwerten Ronald M. Fisk, Richter am Supreme Court des Bundesstaates Mississippi.

Als Richterin McCarthy am späten Samstagvormittag in ihr Büro kam, fand sie es verwaist vor. Während der Computer hochfuhr, ging sie ihre Post durch. Online checkte sie ihre offizielle Mailbox, die nur die übliche gerichtsinterne Korrespondenz enthielt. Unter ihrer privaten E-Mail-Adresse fand sie eine Nachricht ihrer Tochter, die ihr bestätigte, dass die Einladung zum Essen heute Abend bei ihr zu Hause in Biloxi stand. Außerdem Mails von zwei männlichen Absendern, einem ehemaligen Liebhaber und einem, der es vielleicht noch werden würde.

Sie trug Jeans, Sneakers und einen braunen Tweedblazer, den sie vor vielen Jahren von ihrem Mann bekommen hatte. Am Wochenende war auch am Supreme Court legere Kleidung erlaubt, da ohnehin höchstens Referendare und Assistenten da waren.

Wie aus dem Nichts tauchte plötzlich Paul auf. »Guten Morgen«, begrüßte er sie.

»Was machen Sie denn hier?«, fragte sie.

»Das Übliche. Schriftsätze lesen.«

»Irgendwas Interessantes dabei?«

»Nein.« Er ließ eine Zeitschrift auf ihren Schreibtisch segeln. »Aber das hier wird auf uns zukommen. Könnte spannend werden.«

»Was ist das?«

»Das große Urteil aus dem Krebs-County. Bowmore. Ein-undvierzig Millionen Dollar.«

»Ach ja«, sagte sie und nahm die Zeitschrift. Jeder Anwalt

und jeder Richter im Staat behauptete von sich, jemanden zu kennen, der etwas über das Baker-Urteil wusste. Die Berichterstattung war ausführlich gewesen, schon während des Prozesses, vor allem aber danach. Paul und die anderen Mitarbeiter im Büro diskutierten häufig darüber. Sie verfolgten alle Berichte und freuten sich schon auf den Berufungsschriftsatz, der in ein paar Monaten eintreffen würde.

Der Artikel beleuchtete den Giftmüllskandal und das anschließende Verfahren von allen Seiten und war reich bebildert. Fotos zeigten Bowmore als trostloses Kaff; Mary Grace Payton, wie sie durch einen Stacheldrahtzaun auf die Chemiefabrik blickte, wie sie mit Jeannette Baker unter einem Baum im Schatten saß, beide mit Wasserflaschen in der Hand; zwanzig mutmaßliche Opfer - Schwarze, Weiße, Kinder, Alte. Mary Grace war die zentrale Figur des Artikels, und ihre Bedeutung stieg von Absatz zu Absatz. Bowmore war ihr Fall, ihre Sache. Es war ihre Stadt, und es waren ihre Freunde, die starben.

Sheila las den Artikel zu Ende und hatte plötzlich die Nase voll vom Büro. Die Fahrt nach Biloxi würde drei Stunden dauern. Sie verließ das Gericht, ohne dass ihr noch irgendeine-mand über den Weg lief, und fuhr in aller Ruhe los Richtung Süden. In Hattiesburg hielt sie, um zu tanken, und wandte sich dann einer Laune folgend nach Osten, Richtung Krebs-County, das plötzlich ihre Neugier geweckt hatte.

Wenn sie ein Verfahren leitete, besuchte Richterin McCarthy häufig den Ort des Geschehens, um sich einen persönlichen Eindruck zu verschaffen. Die dubiosen Umstände einer Tankerkollision auf einer viel befahrenen Brücke waren ihr wesentlich klarer, nachdem sie eine Stunde auf dieser Brücke verbracht hatte, allein, am späten Abend, genau zum Zeitpunkt des Unfalls. In einem Mordfall wies sie die Berufung des Angeklagten auf Notwehr zurück, nachdem sie den Fundort der Leiche, eine schmale, finstere Gasse gesehen hatte. Aus dem Fenster eines Lagerhauses war Licht genau auf die

Stelle gefallen. Während des Prozesses um eine widerrechtliche Tötung an einem Eisenbahnübergang war sie Tag und Nacht die Straße abgefahren und hatte zweimal wegen eines Zuges halten müssen. Am Ende war sie zu dem Schluss gekommen, dass der Fahrer die Schuld

trug. Ihre Erkenntnisse behielt sie natürlich für sich. Die Geschworenen waren die Tatrichter, nicht sie. Nichtsdestotrotz wurde sie oft von einer eigentümlichen Neugierde an den Tatort gelockt. Sie wollte die Wahrheit selbst herausfinden.

Bowmore war genauso öde wie in der Zeitschrift beschrieben. Sie parkte zwei Straßen entfernt von der Main Street hinter einer Kirche und ging zu Fuß los. Es war ziemlich unwahrscheinlich, dass es in dieser Stadt ein zweites rotes BMW-Cabrio gab, und sie wollte auf keinen Fall Aufmerksamkeit auf sich lenken.

Selbst für einen Samstag war wenig los. Die Hälfte der Läden war mit Brettern vernagelt, und von denen, die noch betrieben wurden, war auch nur ein Teil geöffnet. Eine Apotheke, ein Supermarkt, ein paar Einzelhändler. Vor der Kanzlei F. Clyde Hardin & Partner blieb sie stehen. Der Name war auch in dem Artikel erwähnt worden.

Ebenso wie Babe's Coffeeshop, wo Sheila sich am Tresen niederließ und gespannt daraufwartete, etwas über den Fall zu erfahren. Sie sollte nicht enttäuscht werden.

Es war kurz vor zwei, und außer ihr saß niemand an der Bar. Zwei Mechaniker aus der örtlichen Chevrolet-Werkstatt hockten bei einem späten Mittagessen in einer der vorderen Nischen. Das Lokal war ruhig, angestaubt, die Wände vertrugen einen neuen Anstrich, der Boden gehörte geschliffen. Es sah aus, als hätte sich seit Jahrzehnten hier nichts verändert. Die Wände waren übersät mit Fußballtabellen bis zurück ins Jahr 1961, Klassenfotos, alten Zeitungsausschnitten - wer auch immer etwas zeigen wollte, durfte das hier tun. Ein großes Schild verkündete: »Wir benutzen nur abgefülltes Wasser aus Flaschen.«

Bäbe stand am anderen Ende des Tresens und grüßte mit

209

einem freundlichen »Was darf's denn sein, die Dame?«. Sie trug einen gestärkten weißen Kittel und eine makellose burgunderrote Schürze, auf der in rosa Buchstaben »Bäbe« prangte, dazu weiße Hosen und weiße Schuhe. Sie hätte einem Fünfziger-Jahre-Film entspringen können. Wahrscheinlich stammte sie tatsächlich aus dieser Zeit; dafür war ihr hochtoupirtes Haar allerdings ziemlich auffallend gefärbt. Es traf fast den Farbton der Schürze. Sie hatte die faltigen Augen einer Raucherin, wobei die tiefen Furchen der dicken Schicht Make-up nicht gewachsen waren, mit denen sie sie allmorgendlich kalfaterte.

»Nur ein Schluck Wasser«, sagte Sheila. Das Wasser interessierte sie besonders.

Beim Herumhantieren blickte Bäbe fast die ganze Zeit traurig durch die großen Fenster auf die Straße hinaus. Sie nahm eine Tasse und konstatierte: »Sie sind nicht von hier.«

»Auf der Durchreise«, erklärte Sheila. »Ich habe Verwandtschaft drüben in Jones County.« Und das stimmte sogar. Eine entfernte Tante, die möglicherweise sogar noch lebte.

Bäbe stellte ein 0,2-Liter-Fläschchen mit der Aufschrift »Abgefüllt für Bowmore« vor sie und erzählte, dass sie auch Verwandte in Jones County habe. Ehe sie tiefer in die Ahnenforschung einsteigen konnte, wechselte Sheila hastig das Thema. In Mississippi war irgendwie jeder mit jedem verwandt.

»Was ist das denn?«, fragte sie und hielt die Flasche hoch.

»Wasser«, antwortete Bäbe mit einem Ausdruck des Erstaunens.

Sheila musterte die Flasche ausgiebig, damit Bäbe Gelegenheit hatte, sie aufzuklären. »Unser ganzes Wasser hier in Bowmore kommt aus Flaschen«, fuhr Bäbe denn auch fort. »Wird von Hattiesburg hergefahren. Das Zeug, das hier aus der Erde gepumpt wird, kann man nicht trinken. Woher kommen Sie denn?«

»Von der Küste.«

»Noch nie vom Bowmore-Wasser gehört?«

210

»Tut mir leid.« Sheila schraubte den Deckel ab und nahm einen Schluck. »Schmeckt wie Wasser.«

»Sie sollten mal das andere Zeug probieren.«

»Was stimmt denn damit nicht?«

»Ach, du lieber Himmel«, sagte Bäbe und sah sich prüfend um, ob irgendjemand diese schockierende Frage mitbekommen habe. Da war sonst niemand, und so öffnete sich Bäbe eine Flasche Cola light und schlurfte näher heran. »Schon mal vom Krebs-County gehört?«

»Nein.«

Wieder ein ungläubiger Blick. »Das sind wir. Dieses Coun-ty hat die höchste Krebsrate des ganzen Landes, weil hier das Trinkwasser verseucht ist. Es gab hier mal eine Chemiefabrik, Krane Chemical, ein Haufen Schlauberger aus New York. Viele Jahre lang - zwanzig, dreißig, vierzig, je nachdem, wem man glaubt - haben sie allen möglichen giftigen Scheiß - verzeihen Sie meine Ausdrucksweise - in Gräben hinter dem Werk gekippt. Fass um Fass, Tonne um Tonne von dem Zeug wanderte in diese Gruben, und am Ende sickerte es in die Grundwasserschicht durch - aus der wir unser Trinkwasser beziehen, seit die Hohlköpfe von der Stadt in den Achtzigern eine Pumpe hingestellt haben. Das ursprünglich klare Wasser wurde erst hellgrau und dann hellgelb. Inzwischen ist es braun. Erst roch es komisch, dann fing es an zu stinken. Wir haben jahrelang mit der Stadt gekämpft, dass sie es reinigen soll, aber sie haben gemauert. O Mann, haben die gemauert. Jedenfalls hat das Wasser einen Mordswirbel ausgelöst. Aber dann fing das Desaster erst richtig an. Der Krebs kam über die Gegend wie eine biblische Plage. Überall starben die Leute. Und sie sterben immer noch. Im Januar ist Inez Per-due verschieden. Ich glaube, sie war Nummer fünfmdsech-zig. So etwas in der Art. Das kam alles im Prozess raus.« Sie unterbrach sich, um zwei Passanten zu beäugen, die draußen vorbeigingen.

Sheila nippte vorsichtig an dem Wasser. »Es gab einen Prozess?«, fragte sie.

211

»Sie haben von dem Prozess auch noch nichts gehört?«

Sheila zuckte die Schultern und sagte entschuldigend: »Ich bin von der Küste.«

»O Mann.« Bäbe entlastete ihren linken Ellbogen und stützte sich auf den rechten. »Jahrelang haben sie hier übers Prozessieren geredet. Unsere Rechtsanwälte aus der Stadt kommen immer zu mir zum Kaffeetrinken, und anscheinend hat den Jungs nie jemand beigebracht, wie man leise redet. Ich habe alles gehört. Ich höre immer noch alles. Was haben sie damals herumgeprahlt! Sie würden Krane Chemical wegen diesem und jenem verklagen. Aber nichts passierte. Ich denke, das war einfach eine Nummer zu groß. Wer legt sich schon mit einer mächtigen Chemiefirma an, die jede Menge Geld und clevere Anwälte hat? Das Gerede hörte irgendwann auf, aber der Krebs nicht. Kinder starben an Leukämie. Die Leute hatten Tumore in Nieren, Leber, Blase, Magen, es war einfach schrecklich. Krane ist mit einem Pestizid reichgeworden, Pillamar 5, das vor zwanzig Jahren verboten wurde. Jedenfalls hierzulande, aber nicht unten in Guatemala und so. Sie produzierten Pillamar 5 weiterhin hier, verschifften es in die Bananenrepubliken, wo sie ihr Obst und Gemüse damit spritzten, um es anschließend hier wieder an uns zu verkaufen. Das kam auch im Prozess heraus. Da müssen die Geschworenen richtig ausgerastet sein, hat man mir erzählt. Bei irgendwas müssen die richtig ausgerastet sein.«

»Wo hat denn der Prozess stattgefunden?«

»Sicher, dass Sie nicht doch Verwandte hier haben?«

»Ganz sicher.«

»Oder Freunde in Bowmore?«

»Nein.«

»Und Sie sind auch keine Reporterin?«

»Nein. Ich bin nur auf der Durchreise.«

Zufriedengestellt atmete Bäbe einmal tief durch und nahm ihren Erzählfaden wieder auf. »Der Prozess wurde aus Bowmore wegverlegt, und das war eine weise Entscheidung. Jeder Geschworene von hier hätte sofort die Todesstrafe für

212

Krane und die gesamte kriminelle Führungsriege gefordert. Stattgefunden hat das Ganze dann in

Hattiesburg. Unter der Leitung von Richter Harrison, einem meiner Lieblingsrichter. Cary County ist sein Bezirk, und er kam jahrelang zum Essen zu mir. Er steht auf Frauen, aber das finde ich in Ordnung. Ich stehe ja auch auf Männer. Jedenfalls, eine ganze Zeit lang redeten die Anwälte immer nur, aber keiner nahm es mit Krane auf. Dann kam eine junge Frau, eine von hier, eine von uns, sagte sich, was zum Teufel soll's, und reichte Klage ein. Mary Grace Payton ist eine Meile vor der Stadt aufgewachsen. Hat die Bowmore High School besucht. Ich kann mich noch erinnern, wie sie ein Kind war. Ihr Vater, Mr Truman Shelby, kommt ab und zu noch rein. Ich mag dieses Mädchen von Herzen gern. Ihr Mann ist auch Anwalt, sie haben drüben in Hattiesburg eine Kanzlei. Geklagt haben sie im Namen von Jeannette Baker. Die Süße ... ihr Mann und ihr kleiner Sohn sind vor acht Monaten an Krebs gestorben. Krane hat alles versucht; es heißt, die haben einhundert Anwälte aufgeboden. Der Prozess dauerte Monate und hätte die Paytons fast ruiniert, nach allem, was man so hört. Aber sie haben gewonnen. Einundvierzig Millionen Dollar haben die Geschworenen der Firma aufgebrummt! Ich kann nicht glauben, dass Sie das verpasst haben. Wie kann man denn so was verpassen? Bowmore war plötzlich in aller Munde ... Möchten Sie eigentlich was essen?«

»Wie war's mit einem Grillsandwich?«

»Schon erledigt.« Ohne eine Sekunde zu überlegen, warf Bäbe zwei Weißbrotscheiben auf die Grillplatte. »Jetzt sind sie in Berufung gegangen, und ich bete jeden Abend, dass die Paytons gewinnen. Die Anwälte sind auch schon wieder da, schnüffeln hier herum und suchen nach noch mehr Opfern. Schon mal von Clyde Hardin gehört?«

»Bin ihm nie begegnet.«

»Er hat sieben Häuser weiter seine Kanzlei, schon seit Urzeiten. Ist ein Mitglied von meinem Frühstücksklub. Jeden Morgen um halb neun sind sie alle da, die Angeber. Er ist okay,

213

aber seine Frau ist eine echte Schreckschraube. Mr Hardin hat Angst vor dem Gerichtssaal, deshalb hat er sich an ein paar Winkeladvokaten aus Philadelphia drangehängt. Die haben eine Sammelklage eingereicht, im Namen von ein paar Hungerleidern, die wahrscheinlich immer dort sind, wo was umsonst verteilt wird. Es gibt Gerüchte, dass einige von ihren sogenannten Opfern gar nicht hier leben. Denen geht's nur ums Geld.« Sie pellte zwei Scheiben Cheddarschmelzkäse aus der Folie und legte sie auf das heiße Brot. »Mayonnaise?«

»Nein, danke.«

»Wie war's mit ein paar Pommes?«

»Nein.«

»Jedenfalls ist jetzt die Stadt zerstrittener denn je. Die wirklich Kranken sind sauer auf diejenigen, die nur so tun als ob. Schon komisch, was Geld aus manchen Menschen macht. Halten die Hand auf, wo es nur geht. Manche von den Anwälten meinen, Krane wird irgendwann aufgeben, sich vergleichen und satte Entschädigungen zahlen. Dann wären die Kläger reich und die Anwälte noch reicher. Andere dagegen sind überzeugt, dass Krane niemals irgendeine Schuld zugeben wird. Haben sie bis jetzt auch nicht getan. Vor sechs Jahren, als hier alle Welt davon sprach, Krane zu verklagen, haben sie einfach eines Samstags ihre Sachen gepackt und sind nach Mexiko abgehauen. Da dürfen sie bestimmt ungehindert die Gegend verseuchen und Giftmüll abladen, so viel sie wollen. Wahrscheinlich sterben die Mexikaner gerade wie die Fliegen. Was diese Firma getan hat, ist kriminell. Die haben diese Stadt auf dem Gewissen.«

Als das Brot fast schwarz war, klappte sie es zu einem Sandwich zusammen, schnitt es in der Mitte durch und servierte es, dekoriert mit einer halbierten Dillgurke.

»Was wurde aus den Mitarbeitern?«

»Die waren natürlich die Dummen. Viele von ihnen muss-ten wegziehen und anderswo neue Arbeit suchen. Hier gibt's nicht viele Jobs. Manche waren nett, manche wussten über alles Bescheid, hielten aber den Mund. Wenn sie geredet hät-

214

ten, wären sie ihre Stelle schon viel früher los gewesen. Ein paar davon hat Mary Grace aufgestöbert und in den Zeugenstand geholt. Manche haben die Wahrheit gesagt. Andere haben gelogen, und die hat Mary Grace in der Luft zerrissen, nach allem, was ich gehört habe. Ich war selbst nie dabei im Gerichtssaal, aber ich habe fast jeden Tag gehört, was dort los war. Die ganze Stadt war in Aufruhr. Da gab es einen Typ, der hieß Earl Crouch, der hat das Werk viele Jahre geleitet. Hat immer schwarze Zahlen geschrieben, und angeblich hat die Firma ihm eine satte Abfindung gezahlt, ehe sie sich aus dem Staub gemacht hat. Crouch wusste alles über den Giftmüll, aber bei der eidlichen Vernehmung hat er alles abgestritten. Hat gelogen, dass sich die Balken bogen. Das war vor zwei Jahren. Anschließend ist er angeblich unter mysteriösen Umständen verschwunden. Mary Grace wollte, dass er vor Gericht als Zeuge aussagt, aber sie hat ihn nicht gefunden. Er ist weg. Wie vom Erdboden verschluckt. Nicht mal Krane hat ihn aufgestöbert.«

Sie ließ dieses Informationsbonbon einen Augenblick im Raum schweben, um bei den beiden Chevrolet-Mechanikern vorbeizuschauen. Sheila biss in ihr Sandwich und heuchelte mildes Desinteresse an der ganzen Geschichte.

»Wie ist das Sandwich?«, erkundigte sich Bäbe, als sie zurück war.

»Wunderbar.« Sheila nahm einen Schluck Wasser und wartete auf die Fortsetzung der Geschichte. Bäbe beugte sich näher zu ihr und senkte ihre Stimme.

»In Pine Grove drüben wohnt eine Familie, die Stones. Eine ganz schön krasse Bande. Ständig hinter Gittern wegen Autodiebstahl und solchen Sachen. Nicht die Sorte Leute, mit denen man Streit sucht. Vor vier, fünf Jahren bekam einer der Jungs Krebs und starb bald darauf. Sie heuerten die Paytons an, und ihre Klage ist immer noch anhängig. Nach dem, was ich gehört habe, sollen die Stones diesen Mr Crouch irgendwo in Texas aufgestöbert und kurzen Prozess mit ihm gemacht haben. Ist nur ein Gerücht, und die Leute hier reden

215

nicht darüber. Es würde mich aber nicht wundern. Mit dem Stone-Clan ist nicht zu spaßen. Die Nerven liegen hier blank, wissen Sie. Man braucht nur den Namen Krane zu erwähnen, schon platzt den Leuten der Kragen.«

Sheila hatte nicht vor, den Namen zu erwähnen. Sie würde auch nicht weiter bohren. Die Mechaniker standen auf, streckten sich, nahmen sich jeder einen Zahnstocher und strebten auf die Kasse zu. Bäbe ging ihnen entgegen und herrschte sie an, während sie das Geld annahm, von jedem rund vier Dollar. Warum sie an einem Samstag arbeiteten? Was sich ihr Boss da eigentlich erlaube? Sheila schaffte es unterdessen, das Sandwich zur Hälfte hinunterzuwürgen.

»Möchten Sie noch eins?«, fragte Bäbe auf dem Rückweg zu ihr an die Theke.

»Nein, danke. Ich muss jetzt sowieso los.« Zwei Teenager schlenderten herein und ließen sich an einem Tisch nieder.

Sheila bezahlte ihre Rechnung, dankte Bäbe für die Unterhaltung und versprach, wieder vorbeizukommen. Sie ging zu ihrem Auto und kreuzte dann eine Stunde lang aufs Geratewohl durch die Stadt. Der Zeitschriftenartikel hatte Pine Grove und Pastor Denny Ott erwähnt. Langsam fuhr sie die Gegend um die Kirche herum ab. Ein deprimierender Anblick. Da war der Artikel noch milde gewesen. Sie fand das verlassene Industriegebiet, dann das Krane-Werk, das sich düster drohend hinter dem schützenden Stacheldraht erhob.

Nach zwei Stunden verließ Sheila Bowmore in der Hoffnung, nie zurückkehren zu müssen. Sie verstand die Wut, die zu dem Urteil geführt hatte, doch bei Gericht mussten Emotionen ausgeblendet werden. Es bestand wenig Zweifel daran, dass Krane Chemical verabscheuungswürdig gehandelt hatte. Die Frage war nur, ob ihre Abfallprodukte tatsächlich die Ursache für den Krebs waren. Die Geschworenen dachten das gewiss.

Bald würde es die Aufgabe von Richterin McCarthy und ihren acht Kollegen sein, diese Frage zu klären.

Ihre Fahrt an die Küste wurde genauestens protokolliert. Sie hielt sich fünfundsechzig Minuten in ihrem Haus drei Straßen von der Bay of Biloxi entfernt auf und fuhr dann eine Meile weit in die Howard Street zu ihrer Tochter. Nach einem ausgiebigen Abendessen mit Tochter, Schwiegersohn und zwei kleinen Enkeln kehrte sie in ihr Haus zurück und verbrachte die Nacht dort, offensichtlich allein. Um zehn Uhr am Sonntagmorgen traf sie sich mit einer weiblichen Person zum Brunch im Grand Casino. Eine rasche Überprüfung des Autokennzeichens ergab, dass es sich bei der Person um eine bekannte Scheidungsanwältin aus der Gegend handelte, vermutlich eine alte Freundin. Nach dem Brunch fuhr McCarthy zu ihrem Haus zurück, zog ein Paar Jeans an und brach mit einer Reisetasche wieder auf. Nonstop fuhr sie bis zu ihrer Wohnung im Norden von Jackson, wo sie um 16.10 Uhr eintraf. Drei Stunden später erschien ein Mann (Name: Keith Christian, weiß, vierundvierzig Jahre alt, geschieden, Professor für Geschichte), der offenbar bei einem chinesischen Imbiss großzügig für das Abendessen vorgesorgt hatte. Er verließ die McCarthy-Wohnung erst am nächsten Morgen um 7 Uhr.

Tony Zachary hackte diese Berichte höchstpersönlich in seinen Laptop, der ihm nach wie vor verhasst war. Er war schon vor den Zeiten des Internets nicht gut im Maschineschreiben gewesen, und das hatte sich nur unwesentlich gebessert. Aber diese Informationen durfte man niemandem anvertrauen - keiner Assistentin, keiner Sekretärin. Die Angelegenheit erforderte höchste Geheimhaltung. Die Berichte durften auch weder gefaxt noch gemailt werden. Mr Rinehart bestand darauf, dass sie ausschließlich per Kurier geschickt wurden.

TEIL II

DER WAHLKAMPF

17

In Natchez gibt es ein Stück Land, das unterhalb eines Steilhangs liegt und unter dem Namen Under-the-Hill bekannt ist. Es hat eine lange, bewegte Geschichte hinter sich, die mit dem Aufkommen der Dampfschiffahrt auf dem Mississippi beginnt. Die Stadt zog alle an, die nach New Orleans unterwegs waren - Kaufleute, Händler, Schiffskapitäne, Spekulanten und Spieler. Da eine Menge Geld den Besitzer wechselte, blieben dort auch Raufbolde, Vagabunden, Schwindler, Schwarzbrenner, Waffenschmuggler, Nuten und alle möglichen zwielichten Gestalten aus der Unterwelt hängen. Natchez war durch Baumwolle reich geworden, die zum größten Teil über den Hafen der Stadt in Under-the-Hill verschifft und gehandelt wurde. Das schnelle Geld ließ die Nachfrage nach Bars, Spielsalons, Bordellen und billigen Absteigen entstehen. Der junge Mark Twain war in seinen Tagen als Lotse auf dem Mississippi regelmäßig Gast in der Stadt gewesen. Dann brachte der Bürgerkrieg die Schifffahrt auf dem Fluss zum Erliegen, was zur Folge hatte, dass viele Bewohner von Natchez ihr Vermögen verloren und das Nachtleben fast völlig zum Erliegen kam. Für Under-the-Hill begann eine lange Zeit des Verfalls.

1990 billigte der Staat Mississippi ein Gesetz, das Glücksspiel auf Flussschiffen erlaubte. Die Idee dahinter war, eine Handvoll nachgemachter Schaufelraddampfer auf dem Fluss hin- und herfahren zu lassen, während die Rentner an Bord Bingo und Blackjack spielten. Geschäftsleute am Mississippi beeilten sich, diese schwimmenden Kasinos zu Wasser zu las-

sen. Nachdem man das Gesetz etwas genauer gelesen und analysiert hatte, stellte sich allerdings heraus, dass es nicht notwendig war, die Schiffe ablegen zu lassen. Und es war auch nicht notwendig, sie mit einem Antriebssystem irgendeiner Art zu versehen. Solange sie den Fluss oder damit zusammenhängende Stromschnellen, Sümpfe, Altwasser, künstliche Kanäle oder Stauwasser berührten, galten die Konstruktionen nach dem Gesetz als Flussschiffe. Under-the-Hill erlebte ein kurzes Comeback.

Bedauerlicherweise ergab eine noch gründlichere Analyse, dass das Gesetz unbeabsichtigt auch alle Arten von Glücksspiel an Land erlaubte, sodass Kasinos wie in Las Vegas legal waren. Dies führte dazu, dass sich innerhalb weniger Jahre eine gigantische Glücksspielindustrie entlang der Golfküste und in Tunica County in der Nähe von Memphis etablierte. Nat-chez und die anderen Städte am Mississippi verpassten den Boom, doch es gelang ihnen, einige der antriebslosen, fest verankerten Kasinoschiffe zu retten.

Eines dieser Schiffe war die Lucky Jack. Dort, an seinem Lieblingstisch für Blackjack mit seinem Lieblingsgeber, saß Clete Coley, vor sich einen Stapel mit Fünfundzwanzig-Dollar-Jetons, und kippte einen Rum Highball hinunter. Nachdem er eintausendachthundert Dollar gewonnen hatte, wurde es langsam Zeit zum Aufhören. Er behielt die Tür im Auge, weil er auf jemanden wartete.

Coley war ordentliches Mitglied der Anwaltskammer. Er hatte einen Abschluss in Jura, eine Zulassung als Anwalt, einen Eintrag in den Gelben Seiten, ein Büro mit dem Wort »Rechtsanwalt« an der Tür, eine Sekretärin, die sich mit einem gelangweilten »Kanzlei Coley« meldete, wenn das Telefon klingelte - was es allerdings nur selten tat -, und Visitenkarten, auf denen alle notwendigen Angaben standen. Aber Clete Coley war kein richtiger Anwalt. Dazu hatte er zu wenig Mandanten. Selbst wenn ihm jemand eine Waffe unter die Nase gehalten hätte, wäre er nicht bereit gewesen, ein Testa-

222

ment, eine Urkunde oder einen Vertrag aufzusetzen. Er drückte sich nicht in der Nähe des Gerichtsgebäudes herum, und die meisten anderen Anwälte in Natchez konnte er nicht ausstehen. Clete war ein übergewichtiger, ungehobelter, trinkfester Einzelgänger, der in den Kasinos mehr Geld verdiente als mit seiner Kanzlei. Früher hatte er es mit Politik versucht, was ihm um ein Haar eine Anklage eingebracht hatte. Danach hatte er sich auf Regierungsaufträge verlegt, sich aber so dilettantisch dabei angestellt, dass er beinahe wieder vor Gericht gelandet wäre. In jungen Jahren, kurz nach dem College, hatte er Marihuana geschmuggelt, diese Art der Beschäftigung jedoch sofort aufgegeben, nachdem man einen seiner Partner tot aufgefunden hatte. Seine Wandlung vom Saulus zum Paulus war so vollständig gewesen, dass er danach als verdeckter Ermittler für die Drogenfahndung gearbeitet hatte. Das Jurastudium hatte er abends absolviert, die Anwaltsprüfung nach dem vierten Anlauf bestanden.

Coley verdoppelte seinen Einsatz, als er eine Acht und eine Drei auf der Hand hatte, zog einen Buben und gewann noch einmal zweihundert Dollar. Seine Lieblingskellnerin brachte ihm einen weiteren Drink. Niemand verbrachte so viel Zeit auf der Lucky Jack wie Mr Coley. Mr Coley bekam alles, was er wollte. Er sah zur Tür, warf einen Blick auf seine Uhr und spielte weiter.

»Erwarten Sie jemanden?«, fragte Ivan, der Geber.

»Würde ich Ihnen das sagen?«

»Vermutlich nicht.«

Der Mann, auf den er wartete, war ebenfalls schon ein paarmal einer Anklage entkommen. Sie kannten sich seit fast zwanzig Jahren, obwohl sie alles andere als Freunde waren. Es war ihr zweites Treffen. Das erste war hinreichend gut verlaufen, um sich erneut hier zu verabreden.

Ivan hatte vierzehn, als er eine Königin zog und sich überkaufte. Wieder einhundert Dollar für Clete. Er hatte seine Regeln. Wenn er zweitausend Dollar gewonnen hatte, hörte er auf. Wenn er fünfhundert Dollar verloren hatte, hörte er

auch auf. Lag er zwischen diesen beiden Grenzwerten, spielte und trank er die ganze Nacht. Das Finanzamt würde nie erfahren, dass er dieses Jahr schon achtzigtausend Dollar beim Spielen gewonnen hatte. Außerdem bekam er den Rum umsonst.

Er warf zwei Jetons in Ivans Richtung und machte sich an den umständlichen Prozess, seinen schweren Körper vom Barhocker zu wuchten.

»Danke, Mr Coley«, sagte Ivan.

»Ist mir wie immer ein Vergnügen.« Clete stopfte sich den Rest der Jetons in die Taschen seines hellbraunen Anzugs. Er trug stets Braun, stets einen Anzug und stets auf Hochglanz polierte Cowboystiefel von Lucchese. Bei einer Größe von einem Meter fünfundneunzig wog er mindestens hundert-dreißig Kilo, obwohl das niemand so ganz genau wusste. Allerdings war er eher dick als fett. Schwerfällig ging er zur Bar, wo sein Gesprächspartner auf ihn wartete. Mariin setzte sich an einen Ecktisch mit Blick auf den Spielsaal. Keine Begrüßung, kein Augenkontakt. Clete ließ sich auf einen Stuhl fallen und zog eine Packung Zigaretten heraus. Eine Kellnerin brachte ihnen etwas zu trinken.

»Ich habe das Geld«, sagte Mariin schließlich.

»Wie viel?«

»Die Bedingungen sind gleich geblieben, Clete. Es hat sich nichts geändert. Wir warten nur noch auf ein Ja oder Nein von Ihnen.«

»Und ich frage Sie noch mal: Wer ist >wir<?«

»Ich gehöre jedenfalls nicht dazu. Ich bin nur ein unabhängiger Subunternehmer, der ein Honorar bekommt, wenn er seine Sache gut gemacht hat. Ich stehe auf keiner Gehaltsliste. Man hat mich beauftragt, Sie als Kandidaten anzuwerben, und wenn Sie jetzt Nein sagen, bekomme ich unter Umständen den Auftrag, jemand anders dafür zu suchen.«

»Wer bezahlt Sie?«

»Das ist vertraulich, Clete. Aber das habe ich Ihnen letzte Woche schon ein Dutzend Mal erklärt.«

224

»Stimmt. Vielleicht bin ich ja nur ein bisschen schwer von Begriff. Oder nervös. Vielleicht will ich ja eine Antwort auf meine Frage. Jedenfalls mache ich nicht mit, wenn ich die nicht kriege.«

Nach dem, was er bei ihrem erstem Treffen gehört hatte, bezweifelte Mariin, dass Clete Coley zu einhunderttausend Dollar in bar und in unmarkierten Scheinen Nein sagen würde. Mariin hatte das Geld praktisch auf den Tisch gelegt. Einhundert Riesen, wenn er sich als Kandidaten aufstellen ließ und für Unruhe sorgte. Coley würde einen großartigen Kandidaten abgeben - laut, aufdringlich, schrill und imstande, alles zu sagen, ohne sich Gedanken über die Folgen machen zu müssen. Ein Antipolitiker, dem die Journalisten aus der Hand fressen würden.

»Ich kann Ihnen nur so viel sagen«, meinte Mariin schließlich, während er Blickkontakt mit Clete herstellte, was bei ihm ausgesprochen selten vorkam. »Vor fünfzehn Jahren kam in einem sehr weit von hier entfernten County eines Abends ein junger Mann mit seiner jungen Familie vom Kirchbesuch nach Hause. Sie wussten es nicht, aber im Haus - einem sehr hübschen Haus übrigens - waren zwei schwarze Halbstarke, die dort eingebrochen hatten. Die beiden waren mit Crack vollgepumpt und hatten in jeder Tasche eine Pistole, so richtig fiese Kerle. Als die junge Familie nach Hause kam und die Einbrecher überraschte, geriet die Situation außer Kontrolle. Die Mädchen wurden vergewaltigt. Jeder bekam eine Kugel in den Kopf, dann zündeten die Halbstarke das Haus an. Sie wurden am nächsten Tag von der Polizei festgenommen. Volles Geständnis, DNA, alles, was dazugehört. Seitdem sitzen die beiden im Todestrakt von Parchman. Die Familie des jungen Mannes ist sehr, sehr reich. Sein Vater hatte einen Nervenzusammenbruch, der arme Kerl ist völlig ausgeflippt. Aber jetzt ist er wieder gesund. Und stinksauer. Er ist erbost darüber, dass die beiden Halbstarke noch leben. Er ist außer sich vor Wut, weil sein von ihm über alles geliebter Staat nie jemanden hinrichtet. Er hasst das Justizsystem, und ganz

besonders hasst er die neun ehrenwerten Mitglieder des Supreme Court. Das Geld kommt von ihm.«

Alles gelogen, aber das gehörte schließlich dazu.

»Die Geschichte gefällt mir.« Clete nickte.

»Die einhunderttausend sind für ihn nur Peanuts. Sie gehören Ihnen, wenn Sie sich aufstellen lassen und über nichts anderes als die Todesstrafe reden. Da kann gar nichts schiefgehen. Die Leute hier lieben die Todesstrafe. Wir haben Umfragen, nach denen fast siebzig Prozent daran glauben, und ein noch größerer Prozentsatz der Bevölkerung regt sich fürchterlich darüber auf, dass in Mississippi nicht genügend Hinrichtungen stattfinden. Die Schuld daran können Sie dem Supreme Court geben. Das Thema ist einfach perfekt.«

Clete nickte immer noch. Seit einer Woche hatte er kaum an etwas anderes gedacht. Es war tatsächlich das perfekte Thema, und das Gericht war das perfekte Ziel. Sich als Kandidaten zur Wahl zu stellen würde eine Menge Spaß machen.

»Sie haben da ein paar Gruppen erwähnt«, sagte er, während er seinen doppelten Rum hinunterkippte.

»Es gibt einige, aber zwei sind besonders wichtig. Die eine nennt sich *Victims Watching*, ein zäher Haufen, dessen Mitglieder alle einen Angehörigen durch ein Verbrechen verloren und die Gerichte gründlich satt haben. Es sind nicht viele, aber sie sind sehr engagiert. Mr X finanziert heimlich auch diese Gruppe, aber das muss unter uns bleiben. Die andere ist die *Law Enforcement Coalition*, eine durch und durch seriöse Organisation, die sich für Recht und Ordnung einsetzt und erheblichen Einfluss hat. Beide Gruppen werden Sie unterstützen.«

Clete nickte, grinste und beobachtete eine Kellnerin, die mit einem schwer beladenen Tablett voller Cocktails an ihnen vorbeiging. »Wie macht sie das bloß?«, fragte er gerade so laut, dass man es hören konnte.

»Mehr kann ich Ihnen nicht sagen«, fuhr Mariin fort, ohne ihn zu drängen.

»Wo ist das Geld?«

226

Mariin holte tief Luft und konnte sich ein Lächeln nicht verkneifen. »Im Kofferraum meines Wagens. Die Hälfte davon, fünfzig Riesen. Nehmen Sie es mit, und an dem Tag, an dem Sie Ihre Kandidatur offiziell bekannt geben, bekommen Sie die anderen fünfzig.«

»In Ordnung.«

Nachdem sie sich die Hand gegeben hatten, griffen beide nach ihren Gläsern. Mariin zog einen Schlüsselbund aus der Tasche. »Ein grüner Mustang mit schwarzem Dach, wenn Sie rausgehen, links. Nehmen Sie die Schlüssel, nehmen Sie das Auto, nehmen Sie das Geld. Ich will es gar nicht sehen. Ich werde hier sitzen bleiben und Blackjack spielen, bis Sie wiederkommen.«

Clete schnappte sich die Schlüssel, wuchtete sich vom Stuhl und ging quer durch den Spielsaal nach draußen.

Mariin wartete fünfzehn Minuten und rief dann Tony Zach-ary unter dessen Handynummer an. »Es sieht ganz danach aus, als hätte unser Mann angebissen«, sagte er.

»Er hat das Geld genommen?«, fragte Tony.

»Die Sache läuft, und ja, das Geld sehen Sie nie wieder. Ich nehme an, dass die Lucky Jack einen schönen Batzen davon bekommen wird, aber er ist dabei.«

»Ausgezeichnet.«

»Der Kerl wird ein Brüller. Die Kameras werden ihn lieben.«

»Hoffen wir, dass Sie recht haben. Wir sehen uns morgen.«

Mariin fand einen Platz an einem Fünf-Dollar-Tisch und brachte es fertig, innerhalb einer halben Stunde einhundert Dollar zu verlieren.

Clete kam zurück. Er grinste über das ganze Gesicht, als wäre er der glücklichste Mann in

Natchez. Mariin war sicher, dass der Kofferraum seines Wagens jetzt leer war.
Sie gingen wieder an die Bar und tranken bis Mitternacht.

Zwei Wochen später hatte sich Ron Fisk nach dem Baseballtraining gerade ins Auto gesetzt, als sein Mobiltelefon klin-

227

gelte. Er war Cheftrainer der Raiders, einer Little-League-Mannschaft, in der auch sein Sohn Josh spielte, und in zwei Wochen hatten sie ihr erstes Spiel. Josh saß mit zwei anderen Jungen aus seinem Team auf dem Rücksitz, verschwitzt, schmutzig und sehr glücklich.

Zuerst ignorierte Ron das Telefon, dann warf er einen Blick auf die Nummer im Display. Es war Tony Zachary. Sie sprachen mindestens zweimal am Tag miteinander. »Hallo, Tony«, meldete er sich.

»Haben Sie kurz Zeit?« Tony fragte das immer, als wäre er gern bereit, später noch einmal anzurufen. Inzwischen hatte Ron allerdings die Erfahrung gemacht, dass Tony nie bereit war, später noch einmal anzurufen. Jeder Anruf war dringend.

»Sicher.«

»Ich fürchte, wir haben ein kleines Problem. Offenbar wird es mehr Kandidaten geben, als wir dachten. Sind Sie noch dran?«

»Ja.«

»Ich habe gerade von einer zuverlässigen Quelle erfahren, dass ein Spinner namens Clete Coley - aus Natchez, glaube ich - morgen bekannt geben wird, dass er gegen Richterin Mc-Carthy antritt.«

Ron holte tief Luft. Dann lenkte er den Wagen auf die Straße, die an der Baseballanlage der Stadt vorbeiführte. »Sprechen Sie weiter.«

»Schon mal was von ihm gehört?«

»Nein.« Ron kannte mehrere Anwälte in Natchez, aber nicht diesen.

»Ich auch nicht. Wir führen gerade eine Hintergrundüberprüfung durch. Das, was wir bis jetzt über ihn wissen, ist nicht gerade beeindruckend. Einzelanwalt, kein sonderlich guter Ruf, zumindest nicht als Anwalt. Vor acht Jahren wurde ihm für sechs Monate die Zulassung entzogen, es hatte irgendwas mit Verletzung der Sorgfaltspflicht gegenüber Mandanten zu tun. Zweimal geschieden. Keine Insolvenzverfahren. Eine Verurteilung wegen Alkohol am Steuer, an-

228

sonsten keine Vorstrafen. Das ist alles, was wir bis jetzt wissen, aber wir graben weiter.«

»Was bedeutet das für uns?«

»Ich habe keine Ahnung. Wir müssen abwarten. Ich rufe Sie an, wenn ich mehr weiß.«

Ron setzte Joshs Freunde ab, dann fuhr er eilig nach Hause, um es Doreen zu sagen. Sie sprachen beim Abendessen darüber und blieben lange auf, um verschiedene Szenarien durchzuspielen.

Um zehn Uhr am nächsten Morgen fuhr Clete Coley zur High Street und hielt direkt vor dem Carroll-Gartin-Gebäude. Hinter ihm waren zwei gemietete Vans. Alle drei Fahrzeuge standen im Parkverbot, was kein Wunder war, schließlich suchten ihre Fahrer ja nach Ärger. Aus den Vans stieg ein halbes Dutzend freiwillige Helfer aus und schleppte große Plakate über ein paar Stufen bis auf die weitläufige Betonfläche, die das Gebäude umgab. Ein anderer Helfer wuchtete ein grob zusammengezimmeres Podium nach oben.

Als ein Polizist am Eingang das ungewöhnliche Treiben bemerkte, kam er herüber.

»Ich gebe meine Kandidatur für den Supreme Court bekannt«, erklärte Clete mit dröhnender Stimme. Er wurde von zwei muskelbepackten jungen Männern in dunklen Anzügen flankiert, der eine weiß, der andere schwarz, beide fast so groß wie Clete selbst.

»Haben Sie eine Genehmigung?«, fragte der Beamte.

»Na klar. Vom Büro des Generalstaatsanwalts.«

Der Polizist verschwand ohne große Eile. Hastig wurden die Plakate zusammengesetzt, sodass eine sechs Meter hohe und neun Meter lange Wand entstand, die nichts anderes zeigte als Gesichter. Highschool-Porträts, Schnappschüsse, Familienfotos, alle vergrößert und in Farbe. Die Gesichter der Toten.

Während die Helfer noch aufgeregt durcheinanderliefen, kamen immer mehr Reporter an. Fernsehkameras wurden auf

229

Stative gewuchtet, Mikrofone am Podium montiert. Fotografen begannen, Aufnahmen zu machen, und Clete war zufrieden. Noch mehr Helfer tauchten auf, einige mit selbst gemalten Plakaten, auf denen Sprüche standen wie: »Liberaler abwählen«, »Unterstützt die Todesstrafe« und »Opfer haben auch eine Stimme«.

Der Polizist war wieder da. »Ich kann niemanden finden, der etwas von Ihrer Genehmigung weiß«, sagte er zu Clete.

»Sie haben mich gefunden, und ich sage Ihnen, dass ich eine Genehmigung habe.«

»Von wem?«

»Von einem der stellvertretenden Generalstaatsanwälte da drin.«

»Wissen Sie, wie er heißt?«

»Oswalt.«

Der Polizist ging, um Mr. Oswalt zu suchen.

Die Aktivitäten erregten die Aufmerksamkeit der Menschen im Innern des Gebäudes, und die Arbeit kam völlig zum Erliegen. Blitzschnell machten Gerüchte die Runde, und als sich bis in den dritten Stock herumgesprochen hatte, dass da unten jemand seine Kandidatur für den Supreme Court bekannt geben wollte, ließen drei der Richter alles liegen und stehen und beeilten sich, an ein Fenster zu kommen. Die anderen sechs, deren Amtszeit erst in einigen Jahren zu Ende ging, schlossen sich ihnen aus Neugier an.

Sheila McCarthys Büro ging auf die High Street hinaus, und bald schon drängten sich dort ihre Mitarbeiter, die mit einem Mal sehr beunruhigt wirkten. »Warum gehen Sie nicht runter und sehen nach, was da los ist?«, flüsterte sie Paul zu.

Auch andere Angestellte des Gerichts und aus dem Büro des Generalstaatsanwalts begaben sich nach unten, und Clete war ganz begeistert von der Menschenmenge, die sich vor dem Podium versammelte. Der Polizist kam mit ein paar Kollegen wieder, und in dem Moment, in dem Clete seine Rede beginnen wollte, wurde er von einem der Beamten angesprochen. »Sir, wir müssen Sie bitten zu gehen.«

230

»Einen Moment, Jungs. In zehn Minuten bin ich durch.«

»Nein, Sir. Dies ist eine unerlaubte Versammlung. Sie werden sie sofort auflösen, andernfalls müssen wir zu anderen Mitteln greifen.«

Clete trat einen Schritt vor und sah auf den erheblich kleineren Polizeibeamten hinunter. »Spielen Sie sich hier bloß nicht so auf, ja? Sie werden gerade von vier Fernsehkameras gefilmt. Bleiben Sie ganz ruhig, dann bin ich in null Komma nichts wieder weg.«

»Tut mir leid, Sir.«

Clete ging wieder zum Podium, während sich hinter ihm eine Mauer aus Helfern bildete. Er lächelte in die Kameras und sagte: »Guten Morgen und vielen Dank, dass Sie gekommen sind. Mein Name ist Clete Coley. Ich bin Anwalt aus Natchez und gebe hiermit meine Kandidatur für den Supreme Court bekannt. Meine Gegnerin ist Richterin Sheila McCarthy, zweifellos das liberalste Mitglied dieser Ansammlung von untätigen Rechtsverdrehern, die sich Supreme Court schimpft und Kriminelle verhätschelt.« Die Helfer brüllten vor Begeisterung. Die Reporter lächelten angesichts von so viel Glück. Um ein Haar hätten einige gelacht.

Paul musste schlucken, weil er eine solche Chuzpe einfach nicht fassen konnte. Der Mann vor

ihm war laut, aufdringlich und schillernd. Er genoss die Aufmerksamkeit, die man ihm schenkte.

Und er redete sich gerade erst warm. »Hinter mir sehen Sie die Gesichter von dreiundachtzig Menschen. Schwarze, Weiße, Großmütter, Babys, Gebildete, Analphabeten, aus allen Teilen des Staates und allen sozialen Schichten. Alle unschuldig, alle tot, alle ermordet. Jetzt, in diesem Moment, warten ihre Mörder im Todestrakt von Parchman gerade auf ihr Mittagessen. Sie sind alle rechtmäßig von Geschworenen aus diesem Staat verurteilt worden, sie sind alle in den Todestrakt geschickt worden, um hingerichtet zu werden.« Er machte eine Pause und deutete mit großer Geste auf die Gesichter der Unschuldigen.

231

»In Mississippi sitzen achtundsechzig Männer und zwei Frauen im Todestrakt. Sie sind dort sicher, denn der Staat weigert sich, sie hinzurichten. Andere Bundesstaaten weigern sich nicht. Andere Bundesstaaten nehmen ihre Gesetze ernst: Seit 1978 hat Texas dreihundertvierunddreißig Mörder hingerichtet. In Virginia waren es einundachtzig, in Oklahoma sechsundsiebzig, in Florida fünfundfünfzig, in North Carolina einundvierzig, in Georgia siebenunddreißig, in Alabama zweiunddreißig und in Arkansas vierundzwanzig. Selbst Bundesstaaten im Norden wie Missouri, Ohio und Indiana sind nicht so zimperlich wie wir. Delaware hat vierzehn Mörder hingerichtet. Und wo steht Mississippi? Zurzeit auf Platz neun. Wir haben nur vierzehn Mörder hingerichtet, und deswegen, meine Freunde, kandidiere ich für den Supreme Court.«

Inzwischen waren etwa ein Dutzend Polizisten anwesend, doch sie gaben sich damit zufrieden, Clete zu beobachten und ihm zuzuhören. Die Verhinderung von Straßenkämpfen gehörte nicht zu ihren Lieblingsaufgaben, außerdem klang der Mann da ganz vernünftig.

»Warum führen wir keine Hinrichtungen durch?«, schrie Clete in die Menge. »Ich werde Ihnen sagen, warum. Weil unser Supreme Court diese Verbrecher verhätschelt und zulässt, dass sich ihre Berufungen endlos hinziehen. Bobby Ray Root hat bei einem Raubüberfall auf einen Schnapsladen kaltblütig zwei Menschen getötet. Das war vor siebenundzwanzig Jahren. Er sitzt immer noch im Todestrakt, bekommt drei Mahlzeiten am Tag, kann seine Mutter einmal im Monat sehen, und ein Datum für seine Hinrichtung steht immer noch nicht fest. Willis Briley hat seine vierjährige Stieftochter ermordet.« Er hielt inne und zeigte auf das Foto eines kleinen schwarzen Mädchens am oberen Ende der Plakatwand. »Das ist sie, das niedliche kleine Mädchen in dem rosa Kleid da. Heute wäre sie dreißig Jahre alt. Ihr Mörder, ein Mann, dem sie vertraut hat, sitzt seit vierundzwanzig Jahren im Todestrakt. Ich könnte endlos so weitermachen, aber ich glaube, Sie wissen, was ich meine. Es ist Zeit,

232

dieses Gericht aufzurütteln und allen, die einen Mord begangen haben oder dies in Zukunft tun werden, zu zeigen, dass wir es in diesem Staat ernst damit meinen, unsere Gesetze durchzusetzen.

«

Er machte eine Pause, in der er wieder tosenden Beifall von der Menge bekam, was ihn offenbar inspirierte.

»Richterin Sheila McCarthy hat öfter als alle anderen Mitglieder des Gerichts dafür gestimmt, Verurteilungen wegen Mordes aufzuheben. In ihren Stellungnahmen wimmelt es nur so von juristischen Spitzfindigkeiten, bei denen es jedem Strafverteidiger in diesem Staat warm ums Herz wird. Die *American Civil Liberties Union* liebt sie heiß und innig. Ihre Stellungnahmen triefen nur so vor Sympathie für diese Mörder. Sie geben den Verbrechern im Todestrakt neue Hoffnung. Meine Damen und Herren, es wird Zeit, dass man ihr Robe und Stimmrecht wegnimmt, damit sie nicht länger auf den Rechten der Opfer herumtrampeln kann.«

Paul überlegte, ob er sich ein paar Sätze notieren sollte, doch er war wie versteinert und konnte sich keinen Zentimeter mehr bewegen. Er war sich zwar nicht sicher, ob seine Chefin tatsächlich so oft dafür stimmte, ein Todesurteil aufzuheben, aber er wusste, dass so gut wie alle Todesurteile bestätigt wurden. Trotz schlampiger Polizeiarbeit, Rassismus, boshaften Staatsanwälten, gezielt ausgesuchten Geschworenen und unsinnigen Entscheidungen Vorsitzender Richter und unabhängig davon, wie fehlerhaft die Verhandlung gewesen war, hob der Supreme Court nur sehr

selten ein Todesurteil auf. Paul fand das furchtbar. In der Regel gingen solche Abstimmungen sechs zu drei aus, und Richterin McCarthy war dabei die lautstarke Anführerin einer Minderheit, die überstimmt wurde. Zwei der Richter hatten noch nie dafür gestimmt, ein Todesurteil aufzuheben. Und einer hatte noch nie dafür gestimmt, eine Verurteilung in einem Strafrechtsprozess aufzuheben.

Paul wusste, dass seine Chefin privat gegen die Todesstrafe war, aber alles tat, um die Gesetze des Staates durchzusetzen.

233

zen. Sie verbrachte einen großen Teil ihrer Arbeitszeit mit Todesurteilen, und er hatte noch nie erlebt, dass sie ihre privaten Ansichten über die strikte Befolgung der Gesetze stellte. Wenn das Verhandlungsprotokoll in Ordnung war, zögerte sie nicht, sich der Mehrheit anzuschließen und ein Urteil zu bestätigen.

Clete widerstand der Versuchung, zu lange zu sprechen. Er hatte seinen Standpunkt deutlich gemacht. Seine Ankündigung war ein grandioser Erfolg. Er senkte die Stimme, wurde ernster und beendete seine Rede mit den Worten: »Ich rufe alle Bürger von Mississippi, denen etwas an Recht und Ordnung liegt, die willkürliche, sinnlose Verbrechen sathaben, dazu auf, mit mir zusammen dieses Gericht zu stürzen. Ich danke Ihnen.« Wieder Applaus.

Zwei der größeren Polizisten traten an das Podium heran. Die Reporter fingen an, Fragen zu stellen. »Sind Sie schon einmal Richter gewesen? Wie viel finanzielle Unterstützung haben Sie? Wer sind diese Leute da, die Ihnen helfen? Haben Sie konkrete Vorschläge, um den Berufungsprozess zu verkürzen?«

Clete wollte gerade mit seinen Antworten anfangen, als ihn einer der Polizisten am Arm packte und sagte: »Das reicht jetzt. Die Party ist vorbei.«

»Scheren Sie sich zum Teufel«, rief Clete, während er sich losriss. Der Rest der Beamten drängte sich durch die freiwilligen Helfer hindurch, von denen viele mit wüsten Beschimpfungen reagierten.

»Sie kommen jetzt mit«, sagte der Beamte.

»Verpiss dich.« Dann brüllte Clete in Richtung der Kameras: »Seht euch das an! Verbrecher fassen sie mit Samthandschuhen an, aber die Redefreiheit treten sie mit Füßen.«

»Sie sind verhaftet.«

»Ich bin verhaftet? Sie verhaften mich, weil ich eine Rede halte?« Während er das sagte, legte er langsam - und freiwillig - beide Hände auf den Rücken.

»Sir, Sie haben keine Genehmigung«, sagte einer der Poli-

234

zisten, während zwei andere Beamte Clete Handschellen anlegten.

»Seht euch diese Polizisten an. Sie sind vom dritten Stock hergeschickt worden, von den Leuten, gegen die ich antrete.«

»Kommen Sie mit.«

Während er sich vom Podium entfernte, brüllte Clete weiter: »Ich werde nicht lange im Gefängnis bleiben, und wenn ich rauskomme, werde ich überall die Wahrheit über diese liberalen Mistkerle sagen. Darauf könnt ihr euch verlassen.«

Sheila sah sich das Spektakel vom Fenster ihres Büros aus an. Ein anderer ihrer Mitarbeiter, der in der Nähe der Reporter stand, teilte ihr per Mobiltelefon mit, was los war.

Der Spinner da unten hatte sie ins Visier genommen.

Paul blieb noch so lange unten, bis die Plakatwand auseinandergenommen war und die Menge sich zerstreut hatte, dann rannte er nach oben in McCarthys Büro. Sie saß an ihrem Schreibtisch, zusammen mit einem weiteren Mitarbeiter und Richter McElwayne. Die Stimmung war gedrückt. Sie sahen Paul an, als hätte er durch Zufall ein paar gute Nachrichten für sie.

»Der Kerl ist verrückt«, sagte er. Die anderen nickten.

»Er sieht nicht so aus, als wäre er ein Strohmann der Großunternehmen«, sagte McElwayne.
 »Ich habe noch nie etwas von ihm gehört«, sagte Sheila leise. Sie schien unter Schock zu stehen. »Ich glaube, ein einfaches Jahr ist gerade sehr, sehr kompliziert geworden.«
 Die Vorstellung, einen Wahlkampf führen zu müssen, war nicht sehr ermutigend.
 »Wie viel hat Ihr Wahlkampf gekostet?«, fragte Paul. Er hatte vor zwei Jahren beim Gericht angefangen, zu einer Zeit, als Richter McElwayne gerade heftig unter Beschuss gewesen war.
 »1,4 Millionen«, erwiderte McElwayne.
 Sheila lachte. »Auf dem Konto für meinen Wahlkampf liegen gerade mal sechstausend Dollar. Und das schon seit Jahren.«

235

»Ich hatte wenigstens einen ernst zu nehmenden Gegner«, fugte McElwayne hinzu. »Aber der Kerl ist ein Spinner.« »Die Spinner werden gewählt.«

Zwanzig Minuten später verfolgte Tony Zachary in seinem Büro vier Blocks weiter hinter verschlossener Tür Cletes Show. Mariin hatte alles auf Video aufgenommen, und es machte ihm sichtlich Spaß, das Ganze noch einmal zu sehen.

»Wir haben ein Monster geschaffen«, sagte Tony lachend.

»Er ist gut.«

»Vielleicht zu gut.«

»Sollen wir noch einen Kandidaten suchen?«

»Nein, ich glaube, die Liste ist jetzt komplett. Gute Arbeit.«

Nachdem Mariin gegangen war, wählte Tony die Nummer von Ron Fisk. Der viel beschäftigte Anwalt nahm nach dem ersten Klingeln ab, was nicht weiter überraschend war. »Ich fürchte, es stimmt«, sagte Tony mit Grabesstimme. Dann erzählte er Ron von der Ankündigung und der Verhaftung.

»Der Kerl muss verrückt sein«, meinte Ron.

»Mit Sicherheit. Mein erster Eindruck ist, dass es vielleicht gar nicht mal so schlecht ist. Genau genommen könnte es uns sogar nützen. Über diesen Clown wird ausführlich in den Medien berichtet werden, und er scheint wild entschlossen, einen Krieg gegen McCarthy zu beginnen.«

»Warum habe ich dann so ein komisches Gefühl im Magen?«

»In der Politik wird mit harten Bandagen gekämpft, Ron, aber das werden Sie schon noch lernen. Ich mache mir keine Sorgen, jedenfalls jetzt noch nicht. Wir halten uns an unseren Plan. Es hat sich nichts geändert.«

»Für mich sieht es so aus, als würden mehrere Kandidaten nur der Amtsinhaberin etwas nützen«, sagte Ron.

»Nicht unbedingt. Es gibt keinen Grund zur Panik. Außerdem können wir sowieso nichts dagegen tun, dass sich noch mehr Kandidaten aufstellen lassen. Verlieren Sie jetzt nicht die Nerven. Schlafen Sie darüber. Wir telefonieren morgen wieder.«

236

18

Clete Coleys aufsehenerregende Ankündigung kam genau zum richtigen Zeitpunkt. Im ganzen Staat gab es nichts anderes mehr, über das die Leute redeten. Die Medien stürzten sich wie die Geier auf seine Kandidatur und berichteten pausenlos darüber. Aber konnte man ihnen daraus einen Vorwurf machen? Wie oft kann man seinen Zuschauern schon einen Livemitschnitt vorführen, in dem ein Anwalt in Handschellen gelegt und weggezerrt wird, während er die »liberalen Mistkerle« beschimpft? Ein Anwalt, der zudem noch laut und dick war? Die Plakatwand mit den Gesichtern der Toten war ein Knaller. Seine freiwilligen Helfer, vor allem die Verwandten der Opfer, waren nur zu gern bereit, mit den Reportern zu sprechen und ihre Geschichte zu erzählen. Und die Unverfrorenheit, seine Kandidatur direkt unter der Nase des

Supreme Court bekannt zu geben, war einfach bewundernswert.

Clete wurde in die Polizeizentrale im Stadtzentrum geschafft, wo man seine Personalien erfasste, Fingerabdrücke nahm und ihn fotografierte. Er ging völlig zu Recht davon aus, dass das Polizeifoto der Presse zugespielt werden würde, und überlegte sich daher sehr genau, was für ein Gesicht er machen sollte. Ein finsterer Blick würde den Verdacht bestätigen, dass der Kerl nicht alle Tassen im Schrank hatte. Ein albernes Grinsen könnte zu einer Diskussion darüber führen, ob er es wirklich ernst meinte - wer lächelt schon, wenn er gerade im Gefängnis gelandet ist? Er entschied sich für einen nichtssagenden Gesichtsausdruck mit einem Anflug neugier-

237

riger Verwunderung, als wollte er sagen: »Womit habe ich das verdient?«

Die Vorschriften besagten, dass jeder Häftling seine Kleidung ablegen, duschen und einen orangefarbenen Overall anziehen musste, was in der Regel vor dem Fotografieren erledigt wurde. Clete verbat sich das. Ihm wurde lediglich unerlaubtes Betreten vorgeworfen, wofür eine Geldstrafe von höchstens zweihundertfünfzig Dollar vorgesehen war. Als Kautions Summe war die doppelte Summe vorgesehen, und Clete, dessen Taschen mit Hundert-Dollar-Scheinen vollgestopft waren, ließ genügend Geld sehen, um die Obrigkeit davon zu überzeugen, dass er gerade dabei war, das Gefängnis wieder zu verlassen, und mitnichten vorhatte zu bleiben. Daher wurden die Dusche und der Overall gestrichen, und Clete wurde in seinem besten braunen Anzug, einem gestärkten weißen Hemd und einer perfekt gebundenen Seidenkrawatte mit Paisleymuster fotografiert. An seinem langen, grau werdenden Haar saß jede Strähne.

Das Ganze dauerte nicht einmal eine Stunde, und als er das Gebäude als freier Mann verließ, stellte er zu seiner großen Freude fest, dass ihm die meisten Reporter gefolgt waren. Auf dem Bürgersteig stehend, beantwortete er so lange ihre Fragen, bis sie irgendwann genug hatten.

In den Abendnachrichten war er der Aufmacher, und es wurde in aller Ausführlichkeit über die Ankündigung seiner Kandidatur berichtet. In den Spätnachrichten wurden die Beiträge wiederholt. Clete sah sich das alles auf einem Breitwandfernseher in einer Biker-Bar im Süden von Jackson an, wo er die ganze Nacht verbrachte und jedem einen ausgab, der es durch die Tür schaffte. Die Rechnung belief sich auf über tausendvierhundert Dollar. Er beglich sie vom Spesenkonto für seinen Wahlkampf.

Die Motorradfahrer waren begeistert und versprachen, ihre Leute zusammenzutrommeln und ihn zu wählen. Natürlich war kein Einziger von ihnen registrierter Wähler. Als die Bar zumachte, ließ sich Clete in dem knallroten Cadillac

238

Escalade, der für eintausend Dollar im Monat für seinen Wahlkampf geleast worden war, nach Hause fahren. Am Steuer saß einer seiner beiden Leibwächter, der Weiße, ein junger Mann, der nur geringfügig nüchterner war als sein Chef. Sie schafften es bis zu ihrem Motel, ohne dass es zu einer weiteren Verhaftung kam.

Im Büro der *Mississippi Trial Advocates* in der State Street traf sich Barbara Mellinger, Geschäftsführerin und Cheflob-byistin, mit ihrem Assistenten Skip Sanchez auf einen Kaffee. Während sie die erste Tasse in der Hand hielten, überflogen sie die Morgenzeitungen. Vor ihnen lagen vier Tageszeitungen aus dem südlichen Bezirk - Biloxi, Hattiesburg, Laurel und Natchez -, und alle vier hatten Mr Coleys Gesicht auf die Titelseite gesetzt. Auch bei der Zeitung aus Jackson war er der Aufmacher. Die *Times-Picayune* aus New Orleans wurde an der gesamten Küste gelesen und hatte auf der vierten Seite einen Beitrag der Associated Press übernommen, der ebenfalls ein Foto (mit Handschellen) enthielt.

»Vielleicht sollten wir unseren Kandidaten in Zukunft raten, sich bei der Bekanntgabe ihrer Kandidatur verhaften zu lassen«, meinte Barbara trocken und ohne jeden Anflug von Humor. Sie hatte seit vierundzwanzig Stunden nicht mehr gelächelt. Als ihre Tasse leer war, holte sie sich sofort ihren zweiten Kaffee.

»Wer zum Teufel ist Clete Coley?«, fragte Sanchez, der auf die Fotos des Mannes starrte. Jackson und Biloxi hatten das Polizeifoto abgedruckt - der Mann sah aus, als würde er erst zuschlagen und dann fragen.

»Gestern Abend habe ich Walter in Natchez angerufen«, sagte sie. »Er hat mir erzählt, dass Coley schon ein paar Jahre dort wohnt. Er scheint in dubiose Geschäfte verwickelt zu sein, ist aber klug genug, sich nicht erwischen zu lassen. Walter meint sich erinnern zu können, dass Coley früher mal mit dem Öl- und Gasgeschäft zu tun hatte. Außerdem war da was mit geplatzten Geschäftskrediten. Jetzt hält er sich für einen

239

Profispieler. In der Nähe des Gerichtsgebäudes hat ihn noch nie jemand gesehen. Er ist völlig unbekannt.«

»Jetzt nicht mehr.«

Barbara stand auf und ging langsam in ihrem Büro auf und ab. Sie schenkte sich einen weiteren Kaffee ein, dann setzte sie sich und nahm sich wieder die Zeitungen vor.

»Er hat es nicht auf eine Reform des Schadenersatzrechts abgesehen«, sagte Skip, aber seiner Stimme waren Zweifel anzuhören. »Ich glaube nicht, dass er von der Wirtschaft finanziert wird, das passt einfach nicht. Für einen ernst zu nehmenden Wahlkampf hat er zu viele Leichen im Keller. Mindestens eine Verurteilung wegen Trunkenheit am Steuer und zwei Scheidungen.«

»Ich bin derselben Meinung, aber wenn er noch nie etwas damit zu tun hatte, warum fängt er dann plötzlich an, sich lautstark wegen der Todesstrafe aufzuregen? Woher kommt so viel Engagement? Außerdem war seine Show gestern viel zu gut organisiert. Er hat Sponsoren. Wer sind sie?«

»Spielt das denn eine Rolle? Sheila McCarthy ist ihm haushoch überlegen. Wir sollten froh sein, dass er so ist, wie er ist - ein Clown, der, wie wir annehmen, nicht vom *Commerce Council* und ein paar Großunternehmen finanziert wird. Warum machen wir uns überhaupt Sorgen?«

»Weil wir Strafverteidiger sind.«

Skip starrte düster vor sich hin.

»Sollen wir eine Besprechung mit Richterin McCarthy ansetzen?«, fragte Barbara nach einer langen, bedeutungsschweren Pause.

»In ein paar Tagen. Wir sollten erst einmal warten, bis sich der Staub gelegt hat.«

Richterin McCarthy war früh auf, vermutlich, weil sie nicht mehr schlafen konnte. Um 7.30 Uhr wurde sie dabei beobachtet, wie sie ihre Wohnung verließ. Dann fuhr sie nach Bel-haven, einem älteren Stadtteil von Jackson. Sie parkte in der Einfahrt des Ehrenwerten Richters James Henry McElwayne.

240

Tony war von diesem zwanglosen Treffen nicht überrascht.

Mrs McElwayne begrüßte die Richterin herzlich und bat sie herein. Dann führte sie sie durch das Wohnzimmer und die Küche in den hinteren Teil des Hauses, wo das Arbeitszimmer ihres Mannes lag. Jimmy, wie ihn seine Freunde nannten, hatte gerade die Lektüre der Morgenzeitungen beendet.

McElwayne und McCarthy. *Big Mac* und *Little Mac*, wie sie manchmal auch genannt wurden. Sie unterhielten sich ein paar Minuten über Mr Coley und die erstaunlich ausführliche Berichterstattung in den Medien nach der Bekanntgabe seiner Kandidatur und kamen dann zur Sache.

»Gestern Abend bin ich die Akten zu meinem Wahlkampf durchgegangen«, sagte McElwayne, während er Sheila einen Ordner in die Hand drückte, der fast drei Zentimeter dick war. »Ganz vorn ist eine Liste der Spender, jeweils nach der Höhe des Betrags geordnet. Die dicken Schecks wurden alle von Prozessanwälten ausgestellt.«

Der nächste Teil enthielt eine Zusammenstellung der Ausgaben für seinen Wahlkampf, Zahlen,

die Sheila kaum glauben konnte. Danach kamen Berichte von Beratern, Anzeigenentwürfe, Umfrageergebnisse und ein Dutzend andere Dokumente, die mit dem Wahlkampf zu tun hatten.

»Das bringt keine angenehmen Erinnerungen zurück«, sagte er.

»Tut mir leid. Das wollte ich nicht, wirklich nicht.«

»Mein Beileid, Sheila. Ich weiß genau, wie Sie sich jetzt fühlen.«

»Wer steckt hinter diesem Kerl?«

»Ich habe die ganze Nacht darüber nachgedacht. Er könnte ein Lockvogel sein. Aber egal, was er ist, Sie müssen ihn ernst nehmen. Wenn er Ihr einziger Gegner bleibt, werden die Bösewichte früher oder später einen Weg zu ihm finden. Und sie werden ihr Geld mitbringen. Coley in Kombination mit einem dicken Scheckbuch könnte gefährlich werden.«

241

McElwayne war früher Senator für Mississippi gewesen und dann als Richter an einen Chancery Court gewählt worden. Er wusste, was ein politischer Krieg war. Vor zwei Jahren hatte Sheila hilflos mit ansehen müssen, wie er mit einer wüsten Kampagne gedemütigt und verunglimpft wurde. Auf dem Tiefpunkt des Wahlkampfs, als er in Fernsehspots seines Gegners (die, wie sich später herausstellte, von der *American Rifle Association* finanziert worden waren) beschuldigt wurde, für eine Reglementierung von Waffenbesitz zu sein (in Mississippi gibt es keine größere Sünde), hatte sie sich das Versprechen gegeben, sich unter keinen, aber auch wirklich gar keinen Umständen so behandeln zu lassen. Lieber wollte sie nach Biloxi zurückkehren, eine kleine Boutique eröffnen und jeden zweiten Tag ihre Enkelkinder besuchen. Die Richterstelle konnte dann gern jemand anders haben.

Jetzt war sie sich da nicht mehr so sicher. Coleys Auftritt hatte sie geärgert. Sie sah zwar noch nicht rot, aber es fehlte nicht mehr viel. Außerdem war sie mit ihren einundfünfzig zu jung, um sich zur Ruhe zu setzen, und zu alt, um von vorn anzufangen.

Sie unterhielten sich noch eine Stunde über Politik. McElwayne verlor sich in alten Geschichten über Wahlen und schrullige Politiker, und Sheila musste das Gespräch behutsam wieder auf die Schlacht lenken, die vor ihr lag. McElwaynes Kampagne war sehr erfolgreich von einem jungen Anwalt geleitet worden, der sich von einer großen Kanzlei in Jackson hatte beurlauben lassen. McElwayne versprach, ihn anzurufen und ein wenig vorzufühlen. Er versprach außerdem, die wichtigen Spender und ehemalige Mitarbeiter seiner Kampagne anzurufen. Er kannte die Chefredakteure der Zeitungen. Er wollte tun, was er konnte, damit sie Richterin blieb.

Sheila ging um 9.14 Uhr, fuhr auf direktem Weg zum Car-roll-Gartin-Gebäude und parkte ihren Wagen.

242

Coleys Ankündigung wurde in der Kanzlei Payton & Payton zwar zur Kenntnis genommen, aber kaum kommentiert. Am 18. April, dem Tag danach, passierten gleich drei wichtige Dinge, und die Kanzlei hatte kein Interesse an weiteren Neuigkeiten. Das erste Ereignis war positiv. Die beiden anderen nicht.

Die gute Nachricht war, dass ein junger Anwalt aus der kleinen Stadt Bogue Chitto vorbeischaute und mit Wes ins Geschäft kam. Dem Anwalt, der allein arbeitete und keinerlei Erfahrung mit Personenschäden hatte, war es irgendwie gelungen, die Hinterbliebenen eines Holzfällers zu vertreten, der bei einem grauenhaften Unfall auf der Interstate 55 in der Nähe der Staatsgrenze zu Louisiana ums Leben gekommen war. Der Highway-Polizei zufolge war der Unfall durch den rücksichtslosen Fahrer eines Sattelschleppers, der einer großen Firma gehörte, verursacht worden. Eine Augenzeugin hatte zu Protokoll gegeben, dass der Sattelschlepper sie überholt habe, während sie »etwa« hundertzehn Stundenkilometer gefahren sei. Der Anwalt hatte einen Vertrag, der ihm im Erfolgsfall dreißig Prozent der erstrittenen Summe garantierte. Er und Wes vereinbarten, dass jeder eine Hälfte des Honorars bekam. Der Holzfäller war sechsunddreißig Jahre alt gewesen und hatte etwa vierzigtausend Dollar im Jahr verdient. Die Rechnung war ganz

einfach. Ein Vergleich in Höhe von einer Million Dollar war durchaus realistisch. In weniger als einer Stunde setzte Wes eine Klageschrift auf, die sofort bei Gericht eingereicht werden konnte. Der Fall war vor allem deshalb so erfreulich, weil der junge Anwalt aufgrund der Berichterstattung über ihren letzten Fall zu den Paytons gekommen war. Das Urteil im Fall Baker hatte endlich für einen lohnenden Mandanten gesorgt.

Deprimierend war, dass Kranes Berufungsschriftsatz eintraf. Er umfasste einhundertzwei Seiten - doppelt so viele wie erlaubt - und machte den Eindruck, als wäre er von vorn bis hinten perfekt recherchiert und von einem ganzen Team unglaublich intelligenter Anwälte geschrieben

243

worden. Der Schriftsatz war zu lang und kam überdies zwei Monate zu spät, aber das Gericht hatte Zugeständnisse gemacht. Jared Kurtin und seine Männer hatten sehr überzeugende Argumente für mehr Zeit und mehr Seiten vorgebracht. Schließlich handelte es sich ja nicht um einen Routinefall.

Mary Grace blieben sechzig Tage, um zu antworten. Nachdem der Rest der Kanzlei den Schriftsatz eine Weile angestarrt hatte, schleppte sie ihn zu ihrem Schreibtisch, um ihn zum ersten Mal zu lesen. Krane zählte insgesamt vierund-zwanzig Verfahrensfehler auf und war der Meinung, jeder einzelne davon würde bei einer Berufung korrigiert werden. Es fing eigentlich ganz harmlos an, mit einer ausführlichen Auflistung aller Kommentare und Entscheidungen seitens Richter Harrison, die angeblich ein Beweis für dessen starke Voreingenommenheit gegenüber der Beklagten waren. Danach wurde die Auswahl der Geschworenen moniert. Der Schriftsatz kritisierte die Sachverständigen, die im Namen von Jeannette Baker vor Gericht ausgesagt hatten; die Toxikologen, die die rekordverdächtigen Werte von BCL, Carto-lyx und Aklar im Trinkwasser von Bowmore bestätigten; den Pathologen, der die hochkarzinogenen Eigenschaften dieser Chemikalien beschrieb; den Mediziner, der die ungewöhnliche Häufung von Krebserkrankungen in und um Bowmore erläuterte; den Geologen, der den Giftmüll durch das Erdreich hindurch bis in die Grundwasserschicht unter dem Brunnen der Stadt nachwies; die Bohrfirma, die die Testbohrungen durchführte; die Ärzte, die sowohl Chad als auch Pete Baker obduzierten; den Wissenschaftler mit Spezialgebiet Pestizide, der grauenhafte Dinge über Pillamar 5 zu berichten hatte; und den Sachverständigen, dessen Gutachten entscheidend gewesen war, jenen Mediziner, der BCL und Cartolox mit den Krebszellen in den Leichen in Zusammenhang brachte. Die Paytons hatten vierzehn Sachverständige aussagen lassen, und jeder Einzelne von ihnen wurde angegriffen und für unqualifiziert erklärt. Drei wurden als Schar-

244

latane bezeichnet. Richter Harrison hätte ihre Aussage nie zulassen dürfen. Ihre Gutachten, die nach langwierigen Auseinandersetzungen als Beweismittel zugelassen worden waren, wurden auseinandergenommen, mit geschliffenen Formulierungen verworfen und als »Pseudowissenschaft« abgetan. Das Urteil selbst sei entgegen der überwältigenden Beweise gefällt worden und ein eindeutiges Indiz für die unzulässigen Sympathien seitens der Geschworenen. Mit harten, aber wohlgesetzten Worten wurde der Strafschadenersatz kritisiert. Die Klägerin habe nicht beweisen können, dass Krane das Trinkwasser durch grobe Fahrlässigkeit oder Vorsatz verunreinigt habe. Der Schriftsatz endete mit dem Gesuch auf Aufhebung des Urteils und Neuverhandlung oder, besser noch, Abweisung der Klage durch den Supreme Court. »Dieses skandalöse, ungerechtfertigte Urteil sollte aufgehoben und verworfen werden« lautete der Schlusssatz. Anders ausgedrückt, es sollte im Mülleimer landen.

Der Schriftsatz war gut geschrieben, durchdacht und überzeugend, und nachdem Mary Grace zwei Stunden lang ununterbrochen gelesen hatte, beendete sie die letzte Seite mit rasenden Kopfschmerzen. Sie nahm drei Tabletten und drückte Sherman die Unterlagen in die Hand, der sie mit einem Argwohn beäugte, den er auch einer Klapperschlange gegenüber an den Tag gelegt hätte.

Das dritte Ereignis und damit die Neuigkeit, die alle am meisten beunruhigte, kam in Form eines Telefonanrufs von Pastor Denny Ott. Wes nahm den Anruf nach Einbruch der Dunkelheit entgegen, dann ging er in das Büro seiner Frau und machte die Tür hinter sich zu.

»Das war Denny«, sagte er.

Als Mary Grace das Gesicht ihres Mannes sah, war ihr erster Gedanke, dass wieder einer ihrer Mandanten gestorben war. Es hatte so viele traurige Telefonanrufe aus Bowmore gegeben, dass sie schon fest mit dem nächsten rechnete. »Was ist passiert?«

245

»Er hat mit dem Sheriff geredet. Leon Gatewood wird ver-misst.«

Obwohl die beiden keinen Funken Sympathie für den Mann hatten, war die Nachricht für sie äußerst beunruhigend. Gatewood war Wirtschaftsingenieur und hatte vier-unddreißig Jahre lang im Werk von Krane in Bowmore gearbeitet. Er war der Firma treu ergeben und in den Ruhestand gegangen, als Krane nach Mexiko geflohen war. Während des Prozesses hatte er im Kreuzverhör unter Eid zugegeben, dass die Firma ihm bei seinem Weggang einhundertneun-zigtausend Dollar gezahlt hatte, eine Summe, für die er drei Jahre hätte arbeiten müssen. Derart großzügige Abfindungen waren bei Krane alles andere als üblich. Die Paytons hatten keinen anderen Angestellten finden können, der bei seiner Entlassung eine Summe in dieser Größenordnung bekommen hatte.

Gatewood hatte sich auf einer kleinen Schaffarm im Südwesten von Cary County zur Ruhe gesetzt, so weit, wie er sich von Bowmore und dessen Wasser entfernen konnte, ohne das County zu verlassen. Während seiner drei Tage dauernden Aussage hatte er vehement bestritten, Giftmüll hinter dem Werk abgeladen zu haben. Bei der Verhandlung hatte Wes einen Stapel von Dokumenten bei sich gehabt und den Mann erbarmungslos in die Mangel genommen. Gatewood bezichtigte die anderen Angestellten von Krane der Lüge. Er weigerte sich, Unterlagen zu glauben, mit deren Hilfe nachgewiesen wurde, dass Tonnen hochgiftiger Nebenprodukte das Werk gar nicht verlassen hatten, sondern einfach verschwunden waren. Er lachte, als er die Fotos sah, die einige der sechshundert zerfallenen Fässer mit BCL zeigten, die man in einem Graben hinter dem Werk ausgebuddelt hatte. »Die haben Sie manipuliert«, schleuderte er Wes entgegen.

Seine Aussage war so offenkundig falsch, dass Richter Har-rison im Richterzimmer unverhohlen damit drohte, ihn wegen Meineids anzuklagen. Gatewood war arrogant, aggressiv und aufbrausend und brachte es fertig, dass die Geschwore-

246

nen Krane Chemical inbrünstig zu hassen begannen. Er war ein wichtiger Zeuge für die Klägerin gewesen, obwohl er erst ausgesagt hatte, als man ihn per Vorladung in den Zeugenstand gezwungen hatte. Jared Kurtin hätte ihn am liebsten erwürgt.

»Seit wann?«, fragte sie.

»Er ist vor zwei Tagen allein zum Angeln gefahren. Seine Frau wartet immer noch auf ihn.«

Vor zwei Jahren war Earl Crouch in Texas verschwunden und nicht wieder aufgetaucht. Crouch war Gatewoods Chef gewesen. Beide hatten Krane stets verteidigt und geleugnet, was schließlich offensichtlich geworden war. Beide hatten davon gesprochen, schikaniert worden zu sein und sogar Morddrohungen erhalten zu haben. Sie waren nicht die Einzigen. Viele, die im Werk gearbeitet, Pestizide hergestellt und den Giftmüll hinter das Werk gekippt hatten, waren bedroht worden. Die meisten waren aus Bowmore weggezogen, um dem Trinkwasser zu entkommen, sich eine andere Stelle zu suchen und zu vermeiden, in den drohenden Prozess hineingezogen zu werden. Mindestens vier von ihnen waren an Krebs gestorben.

Einige hatten ausgesagt und alles zugegeben. Andere, unter ihnen Crouch, Gatewood und Bück Burleson, hatten ausgesagt und gelogen. Jede Gruppe hasste die andere, und alle zusammen wurden von den Menschen gehasst, die noch in Cary County lebten.

»Schätze, die Stones haben mal wieder ganze Arbeit geleistet«, sagte Wes.

»Das weißt du doch gar nicht.«
»Das wird nie jemand wissen. Aber ich bin froh, dass sie unsere Mandanten sind.«
»Und unsere Mandanten werden langsam unruhig«, sagte sie. »Es wird Zeit für eine
Besprechung mit ihnen.«
»Es wird Zeit für das Abendessen. Wer kocht?«
»Ramona.«
»Tortillas oder Enchiladas?«

247

»Spaghetti.«
»Wir suchen uns eine Bar und genehmigen uns einen Drink. Nur du und ich. Wir müssen feiern,
Dieser Fall aus Bogue Chitto könnte uns einen schnellen Vergleich mit einer Million einbringen.«
»Darauf trinken wir.«

248

19

Nach zehn Auftritten war Coleys Tour der toten Gesichter zu Ende. In Pascagoula, der letzten der großen Städte im südlichen Bezirk, ging ihr die Luft aus. Obwohl er sich wirklich Mühe gab, gelang es Clete nicht mehr, sich verhaften zu lassen. Allerdings brachte er es fertig, bei jedem Stopp für Aufsehen zu sorgen. Die Reporter liebten ihn. Seine Bewunderer griffen sich die Broschüren und fingen an, Schecks auszustellen, allerdings nur mit kleineren Beträgen. Die ört-

liche Polizei beobachtete seine Veranstaltungen mit stummer Anerkennung.

Doch nach zehn Tagen brauchte Clete eine Pause. Er kehrte nach Natchez zurück und war bald wieder auf der Lucky Jack, um sich von Ivan Karten geben zu lassen. Er hatte keine richtige Strategie für seinen Wahlkampf und keinen Plan. In den Orten, in denen er gewesen war, hatte er außer ein wenig flüchtiger Publicity im Grunde nichts zurückgelassen. Es gab keine Organisation, die hinter ihm stand, bis auf ein paar freiwillige Helfer, die er bald schon ignorieren würde. Eigentlich hatte er weder die Zeit noch das Geld, um eine ordentliche Kampagne in Gang zu bringen. Das Geld, das Mariin ihm gegeben hatte, wollte er nicht anrühren, jedenfalls nicht für Spesen, die für den Wahlkampf anfielen. Die spärlichen Spendengelder setzte er für den Zweck ein, für den sie gedacht waren, aber er hatte nicht vor, bei seinem kleinen Abenteuer Geld zu verlieren. Allerdings machte die Aufmerksamkeit, die man ihm zuteil werden ließ, süchtig, und so hielt er immer, wenn es notwendig war, eine Rede, in der er seine

249

Gegnerin kritisierte und liberale Richter jeglicher Couleur in Grund und Boden verdamnte. Doch Trinken und Spielen hatten Vorrang. Clete wollte die Wahl gar nicht gewinnen. Er würde nicht einmal dann Ja sagen, wenn man ihm die Stelle als Richter auf einem Silbertablett präsentierte. Juristische Fachbücher waren für seinen Geschmack einfach viel zu dick.

Tony Zachary flog nach Boca Raton und wurde von einer Limousine mit Chauffeur abgeholt. Er war bereits einmal in Mr Rineharts Büro gewesen und freute sich auf seine Rückkehr. In den nächsten zwei Tagen würden sie viel Zeit miteinander verbringen.

Nach einem hervorragenden Mittagessen mit Blick auf das Meer sprachen sie über die exzentrischen Auftritte ihres Strohmanns Clete Coley und hatten viel Spaß dabei. Barry Rinehart hatte alle Presseartikel über ihn gelesen und alle Berichte in den Fernsehnachrichten gesehen. Sie waren sehr zufrieden mit ihrem Lockvogel.

Danach analysierten sie die Ergebnisse ihrer ersten großen Umfrage. Sie umfasste fünfhundert registrierte Wähler in den siebenundzwanzig Countys des südlichen Bezirks und war am Tag nach dem Ende von Coleys Tour durchgeführt worden. Es war keine Überraschung - jedenfalls nicht für Barry Rinehart -, dass Sechsendsechzig Prozent der Befragten keinen der drei Richter am Supreme Court, die aus dem südlichen Bezirk stammten, mit Namen kannten. Und neunundsechzig Prozent wussten gar nicht, dass die Mitglieder des Supreme Court gewählt wurden.

»Und das in einem Staat, in dem die Leiter der Straßenbaubehörden, die Behördenleiter, der Schatzmeister, die Leiter der Versicherungs- und der Landwirtschaftsbehörde, die Leiter der Finanzbehörden in den Countys, die Leichenbeschauer in den Countys und so ziemlich jeder andere mit Ausnahme des Hundefängers gewählt werden«, sagte Barry.

»Sie wählen jedes Jahr«, sagte Tony mit einem Blick über

250

die Gläser seiner Lesebrille. Er war mit dem Essen fertig und sah sich ein paar Grafiken an.

»Jedes verdamnte Jahr. Egal ob es um eine Kommune oder um ein Gericht geht, egal ob es auf lokaler, bundesstaatlicher oder nationaler Ebene ist, sie gehen jedes Jahr zur Urne. Was für eine Verschwendung. Kein Wunder, dass die Wahlbeteiligung so niedrig ist. Die Wähler haben die Nase voll von Politik.«

Von den vierunddreißig Prozent, die einen Richter des Supreme Court mit Namen kannten, erwähnte nur die Hälfte Sheila McCarthy. Hätte die Wahl am selben Tag stattgefunden, hätten achtzehn Prozent für sie und fünfzehn Prozent für Clete Coley gestimmt. Der Rest war entweder noch unentschieden oder wollte nicht wählen, weil er keinen der Kandidaten kannte.

Nach den ersten recht unkomplizierten Fragen wurde deutlich, um was es bei der Umfrage ging. Würden Sie für die Position eines Richters am Supreme Court einen Kandidaten wählen, der gegen die Todesstrafe ist? Dreiundsiebzig Prozent antworteten, dass sie das nicht tun würden.

Würden Sie einen Kandidaten wählen, der für die rechtskräftige Ehe von Homosexuellen ist?

Achtundachtzig Prozent sagten Nein.

Würden Sie für einen Kandidaten stimmen, der für eine stärkere Reglementierung von Waffenbesitz ist? Fünfundachtzig Prozent sagten Nein.

Besitzen Sie mindestens eine Waffe? Sechsendneunzig Prozent sagten Ja.

Die Fragen bestanden aus mehreren Teilen sowie Anschlussfragen und waren ganz offensichtlich so formuliert, dass die Wähler von einem heißen Eisen zum nächsten bugsiiert wurden. Es wurde nicht einmal im Ansatz erklärt, dass der Supreme Court kein gesetzgebendes Organ war; er hatte weder die Aufgabe noch das Recht, Gesetze zu erlassen, die sich auf diese Themenkreise bezogen. Es wurde nicht einmal versucht, neutral zu bleiben. Wie viele Umfragen ent-

251

wickelte sich auch die Rineharts ganz allmählich und sehr geschickt zu einem subtilen Angriff.

Würden Sie einen liberalen Kandidaten für den Supreme Court unterstützen? Siebzig Prozent würden das nicht tun.

Wissen Sie, dass Richterin Sheila McCarthy als das liberalste Mitglied des Supreme Court von Mississippi gilt? Vierundachtzig Prozent sagten Nein.

Wenn sie das liberalste Mitglied des Gericht ist, würden Sie sie dann wählen? Fünfundsechzig Prozent sagten Nein, aber die meisten hatten etwas an der Frage auszusetzen. Wenn? War sie nun das liberalste Mitglied oder nicht? Barry hielt die Frage jedenfalls für sinnlos.

Das Interessante war, dass nur wenige Wähler Sheila McCarthys Namen kannten, obwohl sie ihr Richteramt schon seit neun Jahren innehatte. Allerdings hatte Barry die Erfahrung gemacht, dass das nichts Ungewöhnliches war. Privat hätte er jedem gesagt, dass das ein weiterer Grund dafür sei, warum die Richter des Supreme Court nicht gewählt werden sollten. Sie sollten keine Politiker sein. Ihre Namen sollten der breiten Öffentlichkeit nicht bekannt sein.

Danach ging es bei der Umfrage nicht mehr um den Supreme Court, sondern um die einzelnen Kandidaten. Die Fragen beschäftigten sich mit Religion, dem Glauben an Gott, dem Besuch von Gottesdiensten, der finanziellen Unterstützung von Kirchengemeinden und so weiter. Außerdem gab es Fragen zu ganz bestimmten Themen - was ist Ihre Meinung zu Abtreibung, Stammzellenforschung und so weiter?

Die Umfrage endete mit grundlegenden Angaben zur Person des Wählers - Rasse, Familienstand, Anzahl der Kinder, falls vorhanden, ungefähres Einkommen und Wahlhistorie.

Die Ergebnisse bestätigten, was Barry bereits vermutet hatte. Die Wähler waren konservativ, Mittelschicht und weiß (achtundsiebzig Prozent) und konnten problemlos dazu gebracht werden, sich gegen eine liberale Richterin zu wenden. Die Kunst bestand natürlich darin, aus der vernünftigen, gemäßigten Richterin, die Sheila McCarthy nun einmal war,

252

die glühende Liberale zu machen, die sie für ihre Zwecke brauchten. Barrys Leute waren gerade dabei, jedes einzelne Wort zu analysieren, das sie jemals zu einer richterlichen Entscheidung geschrieben hatte, sowohl früher am Circuit Court als auch jetzt am Supreme Court. Ihren Worten konnte sie nicht entkommen; kein Richter konnte das. Und Barry hatte vor, sie mit ihren eigenen Worten zu hängen.

Nach dem Essen setzten sie sich an den Konferenztisch, auf dem Barry verschiedene Entwürfe für das Druckmaterial von Ron Fisks Kampagne ausgebreitet hatte. Außerdem lagen dort Hunderte neuer Fotos, die die Familie Fisk in ihrer ganzen Werbewirksamkeit zeigten - beim Gang in den Gottesdienst, auf der Veranda ihres Hauses, auf dem Baseballfeld, die Eltern zusammen, allein, Liebe und Zuneigung aus allen Poren dampfend.

Die ersten Imagespots wurden gerade geschnitten, aber Barry zeigte sie trotzdem. Sie waren von einer Crew gefilmt worden, die man von Washington aus nach Mississippi geschickt hatte. Im ersten Spot stand Fisk neben einem Bürgerkriegsdenkmal auf dem Schlachtfeld von Vicksburg und starrte vor sich hin, als würde er in der Ferne Kanonen donnern hören. Im Off war seine

warme, dunkle Stimme zu hören: »Ich bin Ron Fisk. Hier an dieser Stelle wurde im Juli 1863 mein Ururgroßvater getötet. Er war Anwalt, Richter und Mitglied der Legislative des Staates. Er hat immer davon geträumt, dem Supreme Court anzugehören. Das ist auch mein Traum. Ich bin Bürger Mississippis in der siebten Generation, und ich bitte Sie um Ihre Unterstützung.«

Tony war überrascht. »Der Bürgerkrieg?«

»Aber ja. Das zieht immer.«

»Was ist mit den Stimmen der Schwarzen?«

»Wir bekommen dreißig Prozent schwarze Stimmen, von den Kirchen. Mehr brauchen wir nicht.«

Der nächste Spot war in Rons Büro gedreht worden. Ohne Jackett, mit aufgekrepelten Hemdsärmeln, Schreibtisch dekorativ unaufgeräumt. Ron sah mit ernstem Blick in die

253

Kamera und redete über seine Liebe zu Jura, das Streben nach Wahrheit, die Forderung nach Gerechtigkeit von denen, die auf der Richterbank saßen. Es war ein ziemlich langweiliger Spot, aber Ron wirkte warmherzig und intelligent.

Insgesamt waren es sechs Spots. »Nur die Imagespots«, versicherte Barry. Einige würden den Schnitt nicht überleben, und die Chance war ziemlich groß, dass die Filmcrew ein zweites Mal nach Mississippi musste, um mehr Material zu drehen.

»Was ist mit den aggressiven Spots?«, fragte Tony.

»Die werden gerade geschrieben. Wir brauchen sie erst nach Labor Day.«

»Wie viel haben wir bis jetzt ausgegeben?«

»Eine Viertelmillion. Das ist ein Tropfen auf den heißen Stein.«

Danach verbrachten sie zwei Stunden mit einem Internetberater, dessen Firma nichts anderes tat, als Geld für politische Zwecke aufzubringen. Bis jetzt hatte er eine Datenbank mit E-Mail-Adressen zusammengetragen, die vierzigtausend Namen enthielt - Personen, von denen bekannt war, dass sie Spenden gaben, Mitglieder der Berufs- und Wirtschaftsverbände, von denen sie bereits unterstützt wurden, bekannte politische Aktivisten auf regionaler Ebene und eine geringere Anzahl von Leuten, die zwar nicht in Mississippi wohnten, der Sache aber so wohlwollend gegenüberstanden, dass sie einen Scheck ausstellen würden. Der Berater ging davon aus, dass die Liste noch um weitere zehntausend Namen wachsen würde, und projizierte eine Gesamtsumme an Spenden, die irgendwo im Bereich von einer halben Million Dollar lag. Das Wichtigste aber war, dass seine Liste fertig war. Wenn der Startschuss gegeben wurde, drückte er einfach auf eine Taste. Dann gingen die E-Mails mit den Spendenaufforderungen raus, und die Schecks kamen rein.

Der Startschuss war das wichtigste Thema bei einem langen Abendessen am gleichen Tag. Der letzte Termin für die Be-

254

kanntgabe einer Kandidatur war in einem Monat. Trotz der üblichen Gerüchte war Tony fest davon überzeugt, dass sich kein Kandidat mehr zur Wahl stellen würde. »An dem Rennen nehmen nur drei Pferde teil«, sagte er. »Und zwei davon gehören uns.«

»Was macht McCarthy?«, erkundigte sich Barry. Er bekam täglich Berichte über sie, doch bis jetzt war nichts Weltbewegendes über sie aufgedeckt worden.

»Nicht viel. Sie scheint unter Schock zu stehen. Die ganze Zeit steht sie allein zur Wahl, und dann taucht von einem Tag auf den anderen ein übergeschnappter Cowboy namens Co-ley auf und nennt sie eine Liberale, die Kriminelle verhätschelt, und die Zeitungen drucken auch noch alles, was er sagt. Ich bin sicher, dass sie ein paar gute Ratschläge von McEl-wayne bekommt, aber sie muss erst noch das Team für ihren Wahlkampf zusammenstellen.«

»Ist sie schon beim Spendensammeln?«

»Die Prozessanwälte haben letzte Woche eine ihrer Standard-E-Mails losgelassen, in der sie ihre Mitglieder ziemlich panisch um Spenden bitten. Ich habe keine Ahnung, was es gebracht hat.

«

»Sex?«

»Nur der obligatorische Freund. Sie haben den Bericht gesehen. Bis jetzt haben wir noch keinen richtigen Dreck aufwühlen können.«

Kurz nachdem sie die zweite Flasche des ausgezeichneten Pinot noir aus Oregon geöffnet hatten, beschlossen sie, Fisks Kandidatur in zwei Wochen bekannt zu geben. Der Junge war so weit und zerrte schon an der Leine. Es war alles geregelt worden. Er nahm in der Kanzlei sechs Monate Urlaub, und seine Partner waren glücklich und zufrieden. Das war auch nicht anders zu erwarten gewesen. Sie hatten gerade fünf neue Mandanten bekommen - zwei große Holzfirmen, ein Pipelinebauer aus Houston und zwei Erdgasfirmen. Die Koalition der Lobbygruppen war mit an Bord und hatte Geld und Fußsoldaten mitgebracht. McCarthy hatte Angst vor

255

ihrem eigenen Schatten und hoffte offenbar, dass Clete Co-ley sich irgendwann in Luft auflösen würde.

Barry und Tony hoben die Gläser und stießen auf den Beginn eines aufregenden Wahlkampfes an.

Die Besprechung fand wie immer im Gemeindesaal der Kirche von Pine Grove statt. Und wie immer hatten sich auch einige Menschen hereingeschlichen, die keine Mandanten waren, dafür aber mehr als erpicht darauf, das Neueste zu hören. Sie wurden von Pastor Ott hinausbegleitet, der ihnen erklärte, dass es sich um eine vertrauliche Besprechung zwischen den Anwälten und ihren Mandanten handele.

Außer dem Fall Baker hatten die Paytons dreißig andere Fälle aus Bowmore. Achtzehn davon betrafen Leute, die bereits gestorben waren. Bei den übrigen zwölf ging es um Kranke mit Krebs in verschiedenen Stadien. Vor vier Jahren hatten die Paytons die taktische Entscheidung getroffen, zuerst mit ihrem besten Fall - Jeannette Baker - vor Gericht zu gehen. Es war erheblich billiger, als alle einunddreißig Fälle gleichzeitig zu verhandeln. Jeannette war das Mitgefühl der Geschworenen sicher, da sie innerhalb von acht Monaten ihre ganze Familie verloren hatte. Im Nachhinein gesehen, war diese Entscheidung richtig gewesen.

Wes und Mary Grace verabscheuten diese Besprechungen. Ihre Mandanten waren traurige, gebrochene Menschen mit einer tragischen Geschichte. Sie hatten Kinder, Ehemänner und Ehefrauen verloren. Sie waren unheilbar krank und hatten unsägliche Schmerzen. Sie stellten Fragen, die sich nicht beantworten ließen, immer wieder, in leicht unterschiedlichen Versionen, denn jeder Fall war anders. Einige wollten aufgeben, andere wollten bis zum Schluss kämpfen. Einige wollten Geld, andere wollten nur, dass Krane zur Verantwortung gezogen wurde. Tränen gab es immer, harte Worte ebenfalls, und daher war auch Pastor Ott anwesend, der beruhigend auf die Leute wirkte.

Nach dem schon legendären Urteil im Fall Baker waren

256

die Erwartungen der Mandanten erheblich gestiegen. Sechs Monate nach dem Urteil waren sie so nervös wie noch nie. Sie riefen häufiger im Büro an. Sie schickten mehr Briefe und E-Mails.

Die gespannte Atmosphäre der Besprechung lag auch daran, dass vor drei Tagen Leon Gatewood beerdigt worden war, ein Mann, den alle gehasst hatten. Man hatte seine Leiche fünf Kilometer flussabwärts von seinem gekenterten Boot im Unterholz gefunden. Es gab keinerlei Hinweise auf ein Verbrechen, aber alle gingen davon aus, dass jemand nachgeholfen hatte. Der Sheriff hatte Ermittlungen eingeleitet.

Alle dreißig Familien hatten mindestens einen Angehörigen zu der Versammlung geschickt. Auf dem Notizblock, den Wes herumgehen ließ, standen am Ende zweiundsechzig Namen - Menschen, die er gut kannte, einschließlich Frank Stone, einem Maurer, der während der

Besprechungen meist nur wenig sagte. Falls Leon Gatewood durch die Hand eines anderen gestorben war, gingen alle davon aus, dass Frank Stone etwas darüber wusste, obwohl es keine Beweise gab.

Mary Grace begrüßte die Anwesenden. Sie dankte ihnen dafür, dass sie gekommen waren und so viel Geduld hatten. Sie sprach über die Berufung im Fall Baker, und als dramatischen Beweis dafür, dass die Kanzlei viele Stunden an der Berufung arbeitete, hielt sie den dicken Schriftsatz hoch, den Kranes Anwälte verfasst hatten. Sämtliche Schriftsätze müssten bis September eingereicht sein, dann werde der Supreme Court entscheiden, wie er mit dem Fall verfahren wolle. Das Gericht habe die Möglichkeit, ihn an ein Gericht niederer Instanz weiterzugeben, es könne ihn aber auch behalten. Doch ein Fall mit diesen Dimensionen werde letztendlich vom Supreme Court entschieden werden, und sie und Wes seien der Meinung, dass es keine niedere Instanz mehr geben werde. Dann werde das Gericht die mündliche Verhandlung für Ende des Jahres oder vielleicht auch Anfang nächsten Jahres an-

257

setzen. Mary Grace ging davon aus, dass es noch ein Jahr bis zu einer endgültigen Entscheidung dauern würde.

Wenn das Urteil vom Supreme Court bestätigt wurde, waren mehrere Szenarien möglich. Krane stand dann unter enormem Druck, einen Vergleich für die übrigen Klagen abzuschließen, was natürlich das Ergebnis war, das alle gern sehen würden. Falls Krane sich weigerte, einen Vergleich abzuschließen, glaubte Mary Grace, dass Richter Harrison die anderen Fälle zusammenlegen und sie in einem einzigen großen Prozess verhandeln würde. In diesem Fall hätte die Kanzlei die Mittel, um weiterzukämpfen. Sie vertraute ihren Mandanten an, dass sie und Wes einen Kredit von vierhunderttausend Dollar aufgenommen hatten, um den Fall Baker vor Gericht zu bringen.

Ihre Mandanten waren zwar arm, aber bei Weitem nicht so bankrott wie ihre Anwälte.

»Und wenn der Fall Baker vom Gericht abgewiesen wird?«, fragte Eileen Johnson. Nach ihrer Chemotherapie waren ihr die Haare ausgefallen, und sie wog keine fünfzig Kilo mehr. Ihr Mann hielt während der gesamten Besprechung ihre Hand.

»Theoretisch wäre das natürlich möglich«, gab Mary Grace zu. »Aber wir sind fest davon überzeugt, dass es nicht dazu kommen wird.« Sie sagte es mit einer Zuversicht, die sie im Grunde genommen gar nicht hatte. Was die Berufung anging, hatten die Paytons ein gutes Gefühl, aber jeder rational denkende Anwalt würde nervös werden. »Wenn es trotzdem so weit kommt, wird die Sache noch einmal verhandelt werden. Dann geht es entweder um alle Anklagepunkte oder nur um den Schadenersatz. Das lässt sich schwer voraussagen.«

Mary Grace wechselte das Thema, um nicht mehr darüber sprechen zu müssen, dass sie die Berufung auch verlieren könnten. Sie versicherte den Anwesenden, dass ihre Fälle immer noch die ungeteilte Aufmerksamkeit der Kanzlei bekamen. Jede Woche würden Hunderte von Dokumenten verarbeitet und abgeheftet. Die Kanzlei suche nach weiteren

258

Sachverständigen. Sie seien in der Warteschleife, arbeiteten aber nach wie vor sehr hart.

»Was halten Sie von dieser Sammelklage?«, fragte Curtis Knight, Vater eines Teenagers, der vor vier Jahren gestorben war. Die Frage schien nicht nur ihn zu interessieren. Hier schlichen sich andere, die es nicht so verdient hatten wie sie, auf ihr Terrain.

»Die könnt ihr vergessen«, antwortete Mary Grace. »Diese Kläger stehen ganz am Ende der Schlange. Sie gewinnen nur, wenn es zu einem Vergleich kommt, und bei einem Vergleich müssen zuerst eure Ansprüche erfüllt werden. Das haben wir alles unter Kontrolle. Diese Leute sind für euch keine Konkurrenz.«

Ihre Antwort schien ihnen zu genügen.

Dann ergriff Wes das Wort und sprach eine Warnung aus. Wegen des Urteils sei der Druck auf Krane Chemical so groß wie noch nie. Das Unternehmen habe vermutlich Ermittler hergeschickt,

die die Kläger beobachten und Informationen sammeln sollten, welche man zu ihrem Nachteil benutzen könnte. Passt auf, mit wem ihr redet. Traut keinem Fremden. Informiert uns, wenn etwas Ungewöhnliches passiert.

Für Menschen, die so viel durchgemacht hatten, waren das nicht gerade erfreuliche Nachrichten. Sie hatten schon genug, worüber sie sich Sorgen machen mussten.

Es dauerte noch über eine Stunde, bis alle Fragen beantwortet waren. Die Paytons bemühten sich nach Kräften, Mut zu machen, Mitgefühl und Zuversicht zu zeigen, Hoffnung zu geben. Aber noch schwieriger war es, zu verhindern, dass die Erwartungen zu hoch geschraubt wurden.

Falls sich jemand wegen der Wahl des Supreme Court Gedanken machte, wurde es nicht erwähnt.

259

20

Als Ron Fisk vortrat und auf die Kirchengemeinde starrte, die sich wie immer am Sonntagmorgen versammelt hatte, wusste er noch nicht, dass er in den nächsten sechs Monaten auf unzähligen Kanzeln stehen würde. Und ihm war auch noch nicht klar, dass die Kanzel zum Symbol seines Wahlkampfes werden würde.

Er bedankte sich bei dem Pastor für die Möglichkeit, zur Kirchengemeinde zu sprechen, dann bedankte er sich bei den Gläubigen - die wie er der St. Luke's Baptist Church angehörten - dafür, dass sie ihn anhörten. »Morgen werde ich vor dem Gerichtsgebäude des Lincoln County meine Kandidatur für den Supreme Court von Mississippi bekannt geben. Do-reen und ich haben seit Monaten mit dieser Entscheidung gerungen und im Gebet nach Führung gesucht. Wir haben uns mit Pastor Rose beraten. Wir haben mit unseren Kindern, unserer Familie und unseren Freunden gesprochen. Inzwischen sind wir jedoch mit unserer Entscheidung im Reinen und wollen sie mit euch teilen, bevor ich morgen vor die Presse gehe.«

Ron warf einen Blick auf seine Notizen. Er sah ein bisschen nervös aus, sprach dann aber weiter.

»Ich habe keinerlei Erfahrung in der Politik. Ehrlich gesagt, hatte ich nie den Mut dazu. Doreen und ich sind glücklich hier in Brookhaven, wir ziehen unsere Kinder groß, besuchen mit euch gemeinsam den Gottesdienst, engagieren uns in unserer Gemeinde. Wir sind gesegnet und danken Gott jeden Tag für seine Güte. Wir danken Gott für diese Kirche und für Freunde wie euch. Ihr seid unsere Familie.«

261

Wieder hielt er nervös inne.

»Ich stelle mich als Kandidaten für den Supreme Court zur Wahl, weil ich die Werte hochhalte, die wir miteinander teilen. Werte, die auf der Bibel und auf unserem Glauben an Gott beruhen. Die Unantastbarkeit der Familie - Mann und Frau. Die Unantastbarkeit des Lebens. Die Freiheit, das Leben genießen zu können, ohne Angst vor Verbrechen und staatlichen Eingriffen haben zu müssen. Genau wie ihr bin auch ich entsetzt über den Verfall unserer Werte. Sie werden von unserer Gesellschaft angegriffen, von unserer verkommenen Kultur und von vielen unserer Politiker. Und ja, auch von unseren Gerichten. Ich verstehe meine Kandidatur als den Kampfeines Mannes gegen liberale Richter. Mit eurer Hilfe kann ich ihn gewinnen. Vielen Dank.«

Ron hatte sich zum Glück kurz gefasst - die Predigt des Pastors stand noch bevor -, und seine Worte kamen so gut an, dass höflicher Applaus durch das Kirchenschiff hallte, als er an seinen Platz zurückkehrte und sich zu seiner Familie setzte.

Zwei Stunden später, als die weißen Kirchgänger in Brookhaven beim Mittagessen saßen und die schwarzen gerade erst in Fahrt kamen, betrat Ron über ein paar mit rotem Teppich ausgelegte Stufen das gewaltige Podest der Mount Pisgah Church of God in Christ auf der Westseite der Stadt und lieferte eine längere Version seiner Rede vom Morgen ab. (Das Wort »liberal« ließ er dieses Mal weg.) Bis vor zwei Tagen hatte er den Pastor der größten schwarzen Kirchengemeinde von Brookhaven gar nicht gekannt. Ein Freund hatte ein paar Beziehungen spielen lassen und eine Einladung zustande gebracht.

Am Abend, während des lautstarken Gottesdienstes einer Pfingstgemeinde, ergriff er das Geländer der Kanzel und wartete, bis der Lärm sich gelegt hatte. Dann nannte er seinen Namen und brachte sein Anliegen vor. Er ignorierte seine Notizen und sprach länger als geplant. Wieder waren es die Liberalen, gegen die er wettete.

262

Als er nach Hause fuhr, wurde ihm mit einem Mal bewusst, wie wenig Leute er in seiner kleinen Stadt kannte. Seine Mandanten waren keine Menschen, sondern Versicherungsunternehmen. Nur selten hatte er sich aus der Sicherheit seines Viertels, seiner Kirche, seines sozialen Umfelds herausgewagt. Und im Grunde genommen wäre es ihm lieber gewesen, wenn er dort hätte bleiben können.

Am Montagmorgen um 9.00 Uhr stand er auf der Treppe des Gerichtsgebäudes, zusammen mit Doreen und den Kindern, seinen Kollegen von der Kanzlei, vielen Freunden, einigen Angestellten und Besuchern des Gerichts und fast allen Mitgliedern der Rotarier, und teilte dem Rest des Staates mit, dass er für den Supreme Court kandidierte. Es war nicht als Medienereignis geplant, und nur wenige Reporter und Fernsteams waren gekommen.

Barry Rineharts Strategie bestand darin, erst am Wahltag zur Höchstform aufzulaufen, nicht schon bei der Bekanntgabe der Kandidatur.

Ron hielt seine sorgfältig formulierte und einstudierte Rede, was fünfzehn Minuten dauerte, in denen es eine Menge Applaus gab. Nachdem er alle Fragen der Reporter beantwortet hatte, zog er sich in einen kleinen, leeren Gerichtssaal zurück und gab dort einem Reporter, der vom Politikressort der Zeitung von Jackson kam, ein dreißigminütiges Exklusivinterview.

Dann zog Ron mit seiner Entourage drei Blocks weiter die Straße hinunter, wo er seine offizielle Wahlkampfzentrale eröffnete. Sie war in einem alten Gebäude untergebracht, das man frisch gestrichen und mit Wahlkampflogos dekoriert hatte. Bei Kaffee und Keksen unterhielt er sich mit Freunden, posierte für Fotos und ließ ein weiteres Interview über sich ergehen, dieses Mal mit einer Zeitung, von der er noch nie etwas gehört hatte. Auch Tony Zachary war da. Er beaufsichtigte die Feierlichkeiten und sah ständig auf die Uhr.

Zur gleichen Zeit wurde an jede Zeitung des Staates Mississippi und an die großen Tageszeitungen im Südosten eine

263

Pressemitteilung zu seiner Kandidatur verschickt. Sie ging auch an alle Mitglieder des Supreme Court, alle Mitglieder der Legislative, alle gewählten Amtspersonen des Staates, alle eingetragenen Lobbyisten, Tausende Angestellte von Behörden sowie alle zugelassenen Ärzte und Anwälte. Im südlichen Bezirk gab es dreihundertneunzigtausend registrierte Wähler. Rineharts Internetberater hatte für etwa ein Viertel von ihnen E-Mail-Adressen ausfindig gemacht, und diese Glücklichen erhielten die Neuigkeit online, während Ron noch vor dem Gerichtsgebäude stand und seine Rede hielt. Mit einem Tastendruck wurden insgesamt einhundertzwanzigtausend E-Mails verschickt.

Ebenfalls per E-Mail wurden zweiundvierzigtausend Spendengesuche verschickt, zusammen mit einer Mitteilung, die Ron Fisk über den grünen Klee lobte und die Geißeln der Gesellschaft aufzählte, an denen »liberale, linksgerichtete Richter, die nicht auf das Volk, sondern nur auf sich selbst hören«, die Schuld trügen.

Aus einem gemieteten Lagerhaus im Süden von Jackson, einem Gebäude, von dem Ron Fisk

nichts wusste und das er auch nie zu Gesicht bekommen würde, wurden dreihundertneunzigtausend Briefumschläge geholt und zum Hauptpostamt gefahren. Jeder der Umschläge enthielt eine Wahlkampfbroschüre mit vielen schönen Fotos, einen warmherzigen Brief von Ron persönlich, einen kleineren Umschlag, in dem man einen Scheck zurückschicken konnte, und einen kostenlosen Autoaufkleber. Die Farben waren Rot, Weiß und Blau, und es fiel sofort auf, dass die Grafik von einem Profi stammte. Das Mailing war perfekt bis ins Detail.

Um 11.00 Uhr verlagerte Tony die Show in Richtung Süden, nach McComb, der elftgrößten Stadt des Bezirks. (Brookhaven lag mit zehntausendachthundert Einwohnern an vierzehnter Stelle.) Ron Fisk saß mit Doreen zusammen auf der großzügigen Rückbank eines gerade erst geleasteten Chevrolet Suburban, am Steuer des gewaltigen Geländewagens ein freiwilliger Helfer namens Guy, auf dem Beifahrer-

264

sitz und am Telefon der neue, aber bereits unentbehrliche Assistent Monte. Mit einem zufriedenen Lächeln im Gesicht sah Ron auf die Landschaft, die am Fenster vorbeiflog. Er genoss den Augenblick. Es war sein erster Ausflug in die Politik, und das auch noch mit Stil. Die vielen Anhänger, ihre Begeisterung, die Presse und die Kamerteams, die Herausforderung, die vor ihm lag, die Verheißung des Sieges, all das in den ersten zwei Stunden seines Wahlkampfes. Sein in die Höhe geschossener Adrenalinpiegel war nur ein Vorgeschmack auf das, was vor ihm lag. Er stellte sich einen triumphalen Sieg im November vor und malte sich aus, wie er aus der banalen Anonymität einer kleinstädtischen Kanzlei in den Glanz des Supreme Court wechselte. Es war alles mit Händen greifbar.

Tony fuhr direkt hinter ihnen und erstattete Barry Rinehart per Mobiltelefon Bericht.

Vor dem Rathaus in McComb gab Ron noch einmal seine Kandidatur bekannt. Die Menge war klein, aber laut. Ein paar Freunde waren gekommen, doch bei den übrigen handelte es sich um Fremde. Nach zwei schnellen Interviews - mit Fotos - wurde Ron zum Flugplatz von McComb gefahren, wo er an Bord einer Lear 55 ging. Es war ein hübsches kleines Flugzeug, das wie eine Rakete gebaut war. Allerdings fiel Ron sofort auf, dass die Maschine erheblich kleiner war als die G5, mit der er nach Washington geflogen war. Doreen sah zum ersten Mal in ihrem Leben einen Privatjet und konnte ihre Aufregung nur mit Mühe verbergen. Tony flog mit. Guy fuhr mit dem Chevrolet vor.

Fünfzehn Minuten später landeten sie in Hattiesburg, das mit seinen achtundvierzigtausend Einwohnern die drittgrößte Stadt des Bezirks war. Um 13.00 Uhr waren Ron und Doreen Gäste bei einem Mittagessen, das von einigen fundamentalistischen Pastoren organisiert worden war und in einem alten Holiday Inn stattfand. Tony wartete in der Bar.

Bei Fried Chicken und Butterbohnen hörte Ron mehr zu, als er redete. Mehrere der Pastoren, die offenbar noch die

265

Nachwehen ihrer Sonntagspredigt spürten, fühlten sich bemüßigt, ihm ihre Ansichten zu verschiedenen Problemen und Übeln zu erläutern. Hollywood, Rapmusik, Prominentenkult, allgegenwärtige Pornografie, das Internet, Alkoholkonsum von Minderjährigen, Sex von Minderjährigen und so weiter. Ron nickte mit ernstem Gesicht und wäre am liebsten geflohen. Als er dann doch noch etwas sagen konnte, waren es genau die richtigen Worte. Er und Doreen hätten bezüglich des Wahlkampfes gebetet und gespürt, dass der Herr seine Hand im Spiel habe. Von Menschen geschaffene Gesetze sollten sich an den Gesetzen Gottes orientieren. Nur Menschen mit klaren moralischen Vorstellungen sollten über die Probleme anderer urteilen dürfen. Und so weiter. Ihm wurde auf der Stelle Unterstützung für seine Kandidatur versprochen. Von allen.

Nachdem Ron das Essen überstanden hatte, unterhielt er sich vor dem Gebäude des Circuit Court von Forrest County mit einer aus zwei Dutzend seiner Anhänger bestehenden Gruppe, was von einem Fernsehsender aus Hattiesburg gefilmt wurde. Nach einigen Fragen ging er die Main Street entlang, schüttelte jedem die Hand, der ihm über den Weg lief, verteilte seine

Hochglanzbroschüren und schaute kurz in jeder Anwaltskanzlei der Stadt vorbei, um sich vorzustellen. Um 15.30 Uhr hob die Lear 55 ab und flog an die Küste. In zweitausendfünfhundert Metern Höhe überquerte das Flugzeug die südwestliche Ecke des Krebs-County.

Als sie auf dem Regionalflughafen Gulfport-Biloxi landeten, wartete Guy schon mit dem Geländewagen auf sie. Ron verabschiedete sich mit einem Kuss von Doreen, und das Flugzeug brachte sie nach Brookhaven zurück. Im Gerichtsgebäude des Harrison County gab Ron erneut seine Kandidatur bekannt. Er beantwortete die gleichen Fragen wie immer und führte dann ein langes Interview mit dem *Sun Herald*.

Biloxi war Sheila McCarthys Heimatstadt. Sie lag direkt neben Gulfport, mit fünfundsechzigtausend Einwohnern die

266

größte Stadt im südlichen Bezirk. Biloxi und Gulfport bildeten das Zentrum der Küstenregion, die aus drei Countys am Golf bestand und sechzig Prozent der Wähler stellte. Im Osten lagen Ocean Springs, Gautier, Moss Point, Pascagoula und Mobile. Im Westen schlossen sich Pass Christian, Long Beach, Waveland, Bay St. Louis und dann New Orleans an.

Tony hatte vorgesehen, dass Ron während seines Wahlkampfs mindestens die Hälfte seiner Zeit dort verbrachte. Um 18.00 Uhr wurde der Kandidat in der Wahlkampfzentrale für die Golfküste vorgestellt, einem renovierten Fast-Food-Restaurant am Highway 90, der viel befahrenen vierspurigen Straße zum Strand. Das Viertel, in dem das Büro lag, war mit bunten Wahlkampfplakaten gepflastert, und vor dem Gebäude hatte sich eine Menschenmenge versammelt, die ihren Kandidaten kennenlernen wollte. Ron kannte niemanden von ihnen. Tony auch nicht. Genau genommen waren es Angestellte von einigen der Unternehmen, die indirekt die Kampagne finanzierten. Als Ron das Gebäude, die Dekoration und die Menschenmenge sah, staunte er über Tony Zacharys Organisationstalent. Ein Sieg war vielleicht doch einfacher, als er gedacht hatte.

Die Wirtschaft der Golfküste wurde von Kasinos getragen, daher nahm sich Ron bei seinen Kommentaren zu Recht und Moral etwas zurück und konzentrierte sich auf seinen konservativen Ansatz für das Richteramt. Er redete über sich, seine Familie, das bis jetzt unbesiegte Baseballteam seines Sohnes Josh. Und zum ersten Mal brachte er seine Besorgnis über die hohe Verbrechensrate des Staates und dessen scheinbares Desinteresse an der Hinrichtung verurteilter Mörder zum Ausdruck.

Clete Coley wäre stolz auf ihn gewesen.

Das Abendessen war eine Fundraiser-Veranstaltung im Jachtklub von Biloxi, eintausend Dollar pro Gedeck. Die Gäste waren eine Mischung aus Managern großer Unternehmen, Bankiers, Ärzten und Versicherungsanwälten. Tony zählte vierundachtzig Personen.

267

Spätabends, während Ron im Zimmer nebenan schlief, rief Tony bei Barry Rinehart an und gab ihm eine Zusammenfassung des großen Tages. Es war nicht ganz so schillernd wie Cletes dramatischer Einstieg gewesen, aber weitaus produktiver. Ihr Kandidat hatte sich gut gehalten.

Der zweite Tag begann um 7.30 Uhr mit einem Gebetsfrühstück in einem Hotel im Schatten der Kasinos. Es wurde von einer neu gegründeten Gruppe namens *Brotherhood Coalition* gesponsert. Die meisten Anwesenden waren fundamentalistische Pastoren aus einem Dutzend verschiedener christlicher Kirchen. Ron lernte schnell, sich auf sein Publikum einzustellen, und sprach selbstbewusst über seinen Glauben und wie dieser seine Entscheidungen am Supreme Court beeinflussen würde. Er hob seinen langjährigen Dienst für den Herrn als Diakon und Lehrer an der Sonntagsschule hervor, und als er von der Taufe seines Sohnes erzählte, wären ihm um ein Haar die Tränen gekommen. Wieder wurde ihm auf der Stelle Unterstützung für seine Kandidatur zugesagt.

Mindestens die Hälfte aller Bewohner des Staates Mississippi fanden in ihrer Morgenzeitung

ganzseitige Anzeigen für Ron Fisk. In der Anzeige des *Clarion-Ledgervon* Jackson stand über einem Foto, auf dem Ron unverschämte gut aussah, in dicken, fetten Lettern »Reform des Gerichtssystems«. Etwas kleiner gedruckt folgte eine kurze Biografie von Ron, bei der seine Zugehörigkeit zu einer Kirchengemeinde und die Mitgliedschaft in verschiedenen gemeinnützigen Organisationen und der *American Rifle Association* besonders hervorgehoben wurden. In noch kleinerer Schrift wurde eine beeindruckende Anzahl von Privatpersonen und Organisationen genannt, die seine Kandidatur unterstützten: Selbsthilfegruppen, konservative christliche Aktivisten, Pastoren und Verbände, die den Rest der Menschheit zu repräsentieren schienen; Ärzte, Krankenschwestern, Krankenhäuser, Zahnärzte, Pflegeheime, Apotheker, Einzelhändler, Immobilienmakler, Banken, Spar- und Darlehenskassen, Finanzierungs-

268

unternehmen, Brokerfirmen, Hypothekenbanken, Versicherungsunternehmen (Gesundheit, Leben, Kranken, Feuer, Unfall, Haftpflicht), Straßenbauunternehmen, Architekten, Energieversorger, Erdgasproduzenten und drei »Legislativ-verbundungsgruppen«, hinter denen die Hersteller so gut wie aller Produkte, die man in einem Geschäft kaufen konnte, steckten.

Anders ausgedrückt, jeder, der verklagt werden konnte und deshalb Versicherungsprämien zahlte. Die Liste stank nach Geld und verkündete, dass Ron Fisk, ein bis dato völlig unbekannter Anwalt, jetzt als ernst zu nehmender Kandidat galt.

Die Anzeigen kosteten zwölftausend Dollar im *Clarion-Ledgervon* Jackson, neuntausend Dollar im *Sun Herald* von Biloxi und fünftausend Dollar in der *Hattiesburg American*.

Nach zwei Tagen waren etwa vierhundertfünfzigtausend Dollar für Rons Kampagne ausgegeben worden, ohne Reisespesen und die Kosten für das Flugzeug und die E-Mail-Aktion. Der größte Teil des Geldes war für Direktmailings verwendet worden.

Ron verbrachte den Rest des Dienstags und den Mittwoch an der Küste, und jede einzelne Minute seines Aufenthalts war genau geplant. Wahlkampagnen starteten in der Regel mit Verspätung, aber nicht, wenn Tony die Organisation übernahm. Ron gab seine Kandidatur vor den Gerichten der Countys Jackson und Hancock bekannt, betete mit Predigern, besuchte Dutzende von Anwaltskanzleien, verteilte auf einigen belebten Straßen seine Broschüren und schüttelte Hände. Er bekam sogar Gelegenheit, sein erstes Baby zu küssen. Und alles wurde von einer Filmcrew festgehalten.

Am Donnerstag machte Ron sechs weitere Stopps im südlichen Mississippi, dann eilte er nach Brookhaven zurück, wo er sich schnell umzog. Das Spiel begann um 18.00 Uhr. Doreen war mit den Kindern schon vorausgegangen. Die Raiders wärmten sich auf, und Josh war gerade am Werfen. Das Team stand am Rand des Spielfelds und hörte einem

269

Assistenten zu, als Trainer Fisk hereinkam und die Führung übernahm.

Die Tribüne war gut gefüllt. Ron fühlte sich schon wie ein Prominenter.

Anstatt in Gesetzesbüchern zu recherchieren, verbrachten die beiden Angestellten von Richter McCarthy den Tag damit, Presseberichte über Ron Fisks Kandidatur zu sammeln. Sie schnitten die ganzseitigen Anzeigen aus den verschiedenen Zeitungen aus, suchten online nach Nachrichten und druckten die Meldungen aus. Je dicker der Stapel Papier wurde, desto schlechter wurde ihre Laune.

Sheila versuchte, ihre Arbeit zu machen, als wäre alles wie sonst. Der Himmel stürzte ein, doch sie zog es vor, das zu ignorieren. Privat - und das bedeutete in der Regel eine Besprechung mit Big Mac hinter verschlossener Tür - zeigte sie sich überfahren und schockiert. Fisk gab anscheinend Millionen Dollar für seinen Wahlkampf aus, und sie hatte so gut wie nichts vorzuweisen.

Clete Coley hatte sie davon überzeugt, dass sie keine echte Konkurrenz hatte. Fisks Kandidatur war so brillant geplant und lanciert worden, dass sie sich fühlte, als hätte sie schon verloren.

Der Vorstand der *Mississippi Trial Advocates* traf sich am späten Donnerstagnachmittag zu einer Krisensitzung. Der Präsident des Verbands war Bobby Neal, ein erfahrener Prozessanwalt mit langjähriger Mitgliedschaft im MTA. Von den zwölf Vorstandsmitgliedern waren achtzehn anwesend, so viele wie schon seit Jahren nicht mehr.

Aufgrund der Art des Verbands setzte sich der Vorstand aus nervösen und äußerst eigensinnigen Anwälten zusammen, die nach ihren eigenen Regeln arbeiteten. Nur wenige von ihnen hatten jemals einen Chef gehabt. Die meisten hatten sich mit Zähnen und Klauen aus den unteren Rängen ihres Berufsstandes nach oben gekämpft und waren inzwischen hoch

270

angesehen - zumindest glaubten sie, dass dem so war. Für sie gab es nichts Nobleres, als die Armen, die Verletzten, die Unerwünschten, die Gebeutelten zu vertreten.

Eine Vorstandssitzung war in der Regel sehr lang und sehr laut und fing so gut wie immer damit an, dass jeder der Anwesenden das Wort verlangte - bei einer normalen Sitzung. Doch dieses Mal war es eine rasch anberaumte Krisensitzung, und die Vorstandsmitglieder standen mit dem Rücken zur Wand, weil plötzlich die Gefahr bestand, einen ihrer zuverlässigsten Verbündeten im Supreme Court zu verlieren. Alle achtzehn fingen sofort an, miteinander zu streiten. Jeder hatte eine Lösung. Barbara Mellinger und Skip Sanchez saßen stumm in der Ecke. Es wurde kein Alkohol serviert. Kein Koffein. Nur Wasser.

Nach einer turbulenten halben Stunde gelang es Bobby Neal, zumindest den Anschein von Ordnung herzustellen. Er bekam die Aufmerksamkeit seiner Kollegen, als er sie informierte, am Morgen eine Stunde mit Richterin McCarthy gesprochen zu haben. »Sie ist bester Stimmung«, sagte er mit einem Lächeln. Damit war er einer der wenigen am Tisch, die an diesem Nachmittag lächeln konnten. »Sie macht ihre Arbeit und will sich eigentlich nicht ablenken lassen. Aber sie weiß auch, wie es in der Politik zugeht, und hat mehr als einmal gesagt, dass sie eine aggressive Kampagne führen wird und fest entschlossen ist zu gewinnen. Ich habe ihr unsere volle Unterstützung zugesagt.«

Nach einer kurzen Pause wurde er deutlicher. »Allerdings hat mich unsere Besprechung schon etwas beunruhigt. Clete Coley hat seine Kandidatur vor vier Wochen bekannt gegeben, aber Richterin McCarthy hat nicht einmal einen Wahlkampfleiter. Sie hat ein paar Spenden einsammeln können, aber sie will nicht sagen, wie viel es ist. Ich habe den Eindruck, dass sie sich nach der Sache mit Coley nur zurückgelehnt und sich eingeredet hat, er wäre ein Spinner, den man nicht ernst zu nehmen braucht. Sie hat gedacht, dass sie das aussitzen kann. Inzwischen denkt sie anders. Sie ist aufge-

271

wacht, und jetzt versucht sie verzweifelt, den Anschluss zu finden. Wie wir aus Erfahrung wissen, gibt es in dem Lager, von dem sie unterstützt wird, nicht viel Geld - bis auf unseres.«

»Es wird eine Million Dollar kosten, um diesen Kerl zu schlagen«, sagte jemand. Die Bemerkung ging in spöttischen Bemerkungen unter. Eine Million reiche bei Weitem nicht. Die Befürworter einer Reform des Schadenersatzrechts hätten für ihre Kampagne zwei Millionen Dollar ausgegeben und wegen dreitausend Stimmen verloren. Dieses Mal würden sie noch mehr aufbringen, weil sie besser organisiert und stocksauer seien. Außerdem sei der Kerl, der gegen McElwayne angetreten sei, ein Versager gewesen, der noch nie im Leben einen Gerichtssaal von innen gesehen und in den letzten zehn Jahren Politikwissenschaften an einem Juniorcollege unterrichtet habe. Fisk dagegen sei ein richtiger Anwalt.

Also unterhielten sie sich noch eine Weile über Fisk, was dazu ausartete, dass mindestens vier verschiedene Diskussionen gleichzeitig geführt wurden.

Bobby Neal klopfte an sein Wasserglas und versuchte, sich Gehör zu schaffen. »Der Vorstand hat zwanzig Mitglieder. Wenn jeder von uns zehntausend Dollar spendet, jetzt, sofort, kann McCarthys Kampagne zumindest organisiert werden.«

Schlagartig wurde es still. Hände griffen zu Wassergläsern. Augen zuckten nach links und rechts und suchten andere Augen, um herauszufinden, ob diese dem kühnen Vorschlag zustimmten oder nicht.

Am unteren Ende des Konferenztisches brüllte jemand: »Das ist doch lächerlich!« Die Lichter flackerten. Die Lüftung der Klimaanlage schaltete sich ab. Aller Augen lagen auf Willy Benton, einem klein gewachsenen, irischstämmigen Temperamentsbolzen aus Biloxi. Benton stand langsam auf und breitete die Arme aus. Sie kannten seine leidenschaftlichen Appelle und machten sich darauf gefasst, jetzt einen davon über sich ergehen lassen zu müssen. Geschworene fanden den Mann unwiderstehlich.

»Meine Herren, meine Dame, das ist der Anfang vom En-

272

de. Wir dürfen uns nichts vormachen. Die Mächte des Bösen, die uns aus den Gerichtssälen vertreiben und unseren Mandanten ihre Rechte rauben wollen, diese der Privatwirtschaft hörige Lobby, die langsam und systematisch durch das Land marschiert und sich einen Sitz im Supreme Court nach dem anderen kauft, dieser Haufen von Arschlöchern ist jetzt hier und hämmert an unsere Tür. Sie haben die Namen in den Anzeigen gesehen, die Fisk geschaltet hat. Es sind lauter Schwachköpfe, aber sie haben Geld. Wir haben, glaube ich, eine sichere Ein-Stimmen-Mehrheit im Supreme Court, und trotzdem sitzen wir hier, die einzige Gruppe, die gegen diese Halsabschneider angehen kann, und streiten uns darüber, wie viel wir geben sollten. Ich sage Ihnen, was wir geben sollten. Alles! Denn wenn wir das nicht tun, wird unser Berufsstand, so wie wir ihn kennen, sehr bald der Vergangenheit angehören. Wir werden keine Fälle mehr annehmen, weil wir sie nicht gewinnen können. Nach uns wird es keine Generation von Prozessanwälten mehr geben.

Ich habe Richter McElwaynes Kampagne mit einhundert-tausend Dollar unterstützt, was mir nicht leichtgefallen ist. Für Richterin McCarthy werde ich die gleiche Summe spenden. Ich habe kein Flugzeug. Ich mache keine Sammelklagen, für die ich unverschämte hohe Honorare kassieren könnte. Sie kennen mich. Ich gehöre der alten Schule an - ein Prozess nach dem anderen. Aber ich werde wieder ein Opfer bringen. Und das sollten Sie auch tun. Wir haben alle unsere Spielzeuge. Wenn Sie keine fünfzigtausend zusagen können, sollten Sie Ihren Sitz im Vorstand aufgeben und nach Hause gehen. Sie wissen, dass Sie es sich leisten können. Verkaufen Sie eine Eigentumswohnung, ein Auto, ein Boot, streichen Sie einen Urlaub oder zwei. Versetzen Sie die Diamanten Ihrer Frau. Ihren Sekretärinnen zahlen Sie fünfzigtausend im Jahr. Sheila McCarthy ist erheblich wichtiger als eine Sekretärin oder ein Partner.«

»Willy, das Limit sind fünftausend pro Person«, sagte jemand.

273

»Ach ja? Dann pass jetzt gut auf, du superkluger Scheißkerl«, schoss Benton zurück. »Ich habe eine Frau und vier Kinder. Das sind schon mal dreißigtausend. Außerdem habe ich zwei Sekretärinnen und ein paar zufriedene Mandanten. Ich werde bis Ende der Woche einhunderttausend Dollar aufbringen, und ihr könnt das auch.«

Mit hochrotem Gesicht setzte er sich wieder hin. Nach einer langen Pause sah Bobby Neal zu Barbara Mellinger hinüber und fragte: »Wie viel haben wir für Richter McElwayne gespendet?«

»1,2 Millionen, von etwa dreihundert Prozessanwälten.«

»Wie viel hat er selbst aufgebracht?«

»1,4 Millionen.«

»Wie viel würde McCarthy Ihrer Meinung nach für einen Sieg brauchen?«

Über dieses Thema hatten Barbara und Skip Sanchez drei Tage lang diskutiert. »Zwei Millionen«, sagte sie wie aus der Pistole geschossen.

Bobby Neal verzog das Gesicht und musste daran denken, wie sie vor zwei Jahren die Spenden für Jimmy McElwaynes Wahlkampf eingesammelt hatten. Es war einfacher, Zähne ohne Betäubung zu ziehen.

»Dann müssen wir zwei Millionen Dollar aufbringen«, sagte er energisch. Alle nickten und schienen mit der Summe einverstanden zu sein. Doch dann begann eine hitzige Diskussion darüber, wie viel jeder von ihnen spenden sollte. Die Anwälte, die viel verdienten, gaben auch viel aus. Jene, die wenig verdienten, hatten Angst, sich auf eine bestimmte Summe festlegen zu lassen. Einer gab zu, dass er seine letzten drei Verfahren verloren hatte und zurzeit bankrott war. Ein anderer, der sich auf Sammelklagen spezialisiert hatte und ein eigenes Flugzeug besaß, versprach eine Spende von einhundertfünfzigtausend Dollar.

Die Sitzung wurde vertagt, ohne dass sie sich auf einen festen Betrag hatten einigen können, was auch niemanden überraschte.

274

21

Die Meldefrist verstrich ohne ein weiteres Feuerwerk. Richter Calligan aus dem zentralen Bezirk von Mississippi und Richter Bateman aus dem nördlichen Bezirk gingen ohne Gegenkandidaten in die Wahl, sodass ihnen ihr Amt weitere acht Jahre sicher war. Beide waren bekannt dafür, dass sie mit Unfallopfern, Verbrauchern und Angeklagten in Strafprozessen wenig Mitleid hatten, und wurden von der Privatwirtschaft daher hoch geschätzt. Auf lokaler Ebene bekamen lediglich zwei Richter am Circuit Court Konkurrenz.

Einer der beiden war Richter Thomas Alsobrook Harrison IV. Eine Stunde bevor die Meldefrist ablief, reichte eine Immobilienanwältin aus Hattiesburg namens Joy Hoover die notwendigen Dokumente ein und ließ in einer Pressemitteilung auch gleich ein paar Spitzen los. Sie war politische Aktivistin, hoch angesehen und sehr bekannt im County. Ihr Mann war ein beliebter Kinderarzt, dessen Hobby es war, die Kinder mittelloser Mütter umsonst zu behandeln.

Hoover war von Tony Zachary und *Judicial Vision* rekrutiert worden. Sie war ein Geschenk von Barry Rinehart an Carl Trudeau, der sich während seiner Gespräche mit Rinehart mehrmals über den Richter, der im Fall Baker den Vorsitz geführt hatte, echauffiert hatte. Jetzt hatte dieser Richter plötzlich alle Hände voll zu tun und keine Zeit mehr, sich in den Wahlkampf seiner Kollegen einzumischen, wie er das sonst zu tun pflegte. Für nur einhunderttausend Dollar, die als völlig legale und ganz offizielle Wahlkampf-

275

spende an Hoover gingen, hatte Richter Harrison jetzt seine liebe Not mit einem ganz anderen und erheblich ernsteren Problem.

Rinehart schlug an mehreren Fronten zu. Für seinen nächsten Angriff suchte er sich einen schönen Tag Ende Juni aus.

Drei Monate früher waren still und leise zwei schwule Männer, Al Meyerchec und Billy Spano, nach Jackson gekommen. Sie mieteten sich eine kleine Wohnung in der Nähe des Millsaps College, ließen sich als Wähler registrieren und besorgten sich Führerscheine des Staates Mississippi. Die alten Führerscheine waren aus Illinois. Die beiden behaupteten, selbstständige Illustratoren zu sein und zu Hause zu arbeiten. Sie blieben für sich und redeten mit niemandem.

Am 24. Juni betraten sie die Geschäftsstelle des Circuit Court von Hinds County und verlangten die Formulare, mit denen eine Heiraterlaubnis angefordert wurde. Die Angestellte verweigerte dies und versuchte zu erklären, dass die Gesetze des Staates Mississippi keine gleichgeschlechtliche Ehe erlaubten. Die Diskussion wurde immer lauter, Meyerchec und Spano gaben ihrem Unmut Ausdruck, schließlich gingen sie wieder. Dann riefen sie einen Reporter des *Clarion-Led-ber* an und erzählten ihm ihre Version der Geschichte.

Am nächsten Tag suchten sie in Begleitung des Reporters und eines Fotografen erneut das Gericht auf und verlangten noch einmal die Formulare. Als man sie ihnen nicht geben wollte, fingen sie an zu brüllen und drohten mit einer Klage. Am Tag darauf schaffte es der Vorfall auf

die Titelseite der Zeitung, zusammen mit einem Foto der beiden Männer, auf dem zu sehen war, wie sie die arme Angestellte beschimpften. Sie beauftragten einen radikalen Anwalt mit ihrer Vertretung, zahlten ihm zehntausend Dollar und machten ihre Drohung wahr, vor Gericht zu ziehen. Auch die Klage schaffte es auf die Titelseite der Zeitung.

Es war schockierend. Berichte über homosexuelle Paare, die versuchten, eine rechtmäßige Ehe miteinander einzugehen,

276

waren in Staaten wie New York, Massachusetts und Kalifornien zwar an der Tagesordnung, doch in Mississippi war so etwas noch nie vorgekommen. Was war nur aus dieser Welt geworden?

In einem Artikel, der einige Tage später erschien, wurde berichtet, dass die beiden Männer gerade erst nach Jackson gezogen, in der Schwulenszene der Stadt völlig unbekannt seien und keinerlei Bindungen zu einem Unternehmen, einer Familie oder etwas anderem im Staate Mississippi hätten. Deutliche und sehr anschauliche Worte kamen von jenen, von denen so etwas erwartet wurde. Ein Senator erklärte, dass diese Dinge von den Gesetzen des Staates geregelt und besagte Gesetze nicht geändert würden, jedenfalls nicht, solange er in der Legislative etwas zu sagen habe. Meyerchec und Spano waren für einen Kommentar nicht verfügbar. Ihr Anwalt sagte, die beiden seien oft geschäftlich unterwegs. In Wirklichkeit waren sie wieder in Chicago, wo der eine als Innenarchitekt arbeitete und der andere eine Bar besaß. Sie hatten vor, ihren Wohnsitz in Mississippi zu behalten, und wollten nur zurückkehren, wenn dies aufgrund des Gerichtsverfahrens notwendig war.

Kurz darauf wurde Jackson von einem anderen brutalen Verbrechen erschüttert. Drei Bandenmitglieder, alle mit Sturmgewehren bewaffnet, verschafften sich Zugang zu einer von etwa zwanzig illegalen Einwanderern aus Mexiko gemieteten Doppelhaushälfte. Von den Mexikanern war bekannt, dass sie achtzehn Stunden am Tag arbeiteten, jeden Cent sparten und das Geld einmal im Monat nach Hause schickten. Überfälle dieser Art waren in Jackson und anderen Städten im Süden nichts Ungewöhnliches. Während die Mexikaner hektisch Bargeld unter den Bodendielen und aus Verstecken in den Wänden hervorzoogen, hysterisch auf Spanisch kreischten und von den Männern mit den Gewehren auf Englisch angebrüllt wurden, zog einer der Mexikaner eine Pistole und gab ein paar Schüsse ab, die jedoch niemanden trafen. Das Feuer wurde erwidert, und aus einem Überfall

277

wurde ein bestialisches Blutbad. Als die Schüsse aufhörten, waren vier der Mexikaner tot, drei verletzt und die Täter entkommen. Erbeutet hatten sie etwa achthundert Dollar, was die Polizei aber nie bestätigen konnte.

Barry Rinehart konnte zwar nicht behaupten, dass die Idee zu dem Überfall von ihm stammte, aber er war trotzdem hochofren, als er davon hörte.

Eine Woche später, auf einer Podiumsdiskussion, die von einer Polizeibehörde organisiert worden war, stürzte sich Clete Coley auf die Tragödie und wetterte, der liberale Supreme Court leiste dem ungehemmten Wachstum von Verbrechen Vorschub, da er Hinrichtungen in Mississippi verhindere. Er wies mit dem Finger auf Sheila McCarthy, die neben Ron Fisk auf der Bühne saß, und machte sie dafür verantwortlich, dass der Supreme Court die Hinrichtungszelle in Parchman nicht so oft benutzte, wie er das gern hätte. Die Zuschauer klatschten begeistert Beifall.

Ron Fisk ließ sich nicht die Butter vom Brot nehmen. Er prangerte Banden, Drogen und Gesetzlosigkeit an und kritisierte den Supreme Court, das allerdings in gemäßigteren Worten. Anschließend stellte er einen Fünf-Stufen-Plan vor, um den Berufungsprozess bei Todesurteilen zu rationalisieren, und während er redete, verteilten seine Mitarbeiter Broschüren, in denen sein Vorschlag erläutert wurde. Es kam gut an, und Tony, der hinter der Bühne saß, war sehr zufrieden mit Rons Auftritt.

Als Richterin McCarthy an der Reihe war, hätten die Zuschauer sie am liebsten gesteinigt. Ruhig erklärte sie den komplexen Prozess bei der Berufung gegen ein Todesurteil und sagte, dass

der Supreme Court einen großen Teil seiner Zeit für diese schwierigen Fällen aufwende. Sie betonte, wie wichtig es sei, sorgfältig und gründlich zu arbeiten und die Rechte eines Angeklagten zu schützen. Das Gesetz kenne keine schwerere Bürde, als die Rechte jener zu schützen, die die Gesellschaft hinrichten wolle. Sie erinnerte die Zuschauer daran, dass mindestens hundertzwanzig Männer und

278

Frauen in der Todeszelle gesessen hätten - unter ihnen auch zwei aus Mississippi -, deren Unschuld schließlich nachgewiesen worden sei. Einige dieser Menschen hätten fast zwanzig Jahre in dem Glauben verbracht, hingerichtet zu werden. In den neun Jahren als Richterin am Supreme Court habe sie über achtundvierzig Todesurteile entschieden. In sieben-undzwanzig dieser Fälle habe sie sich der Mehrheit angeschlossen und das Urteil bestätigt, allerdings erst nachdem sie sich vergewissert habe, dass der Prozess fair und gerecht gewesen sei. In allen anderen Fällen habe sie dafür gestimmt, das Urteil aufzuheben und die Fälle neu zu verhandeln. Sie bereue keine einzige Entscheidung. Sie betrachte sich nicht als Liberale, nicht als Konservative und nicht als Gemäßigte. Sie sei Richterin am Supreme Court und habe geschworen, ihre Fälle gerecht zu beurteilen und das Gesetz zu achten. Ja, es stimme, dass sie als Privatperson gegen die Todesstrafe sei, doch sie habe ihre persönliche Überzeugung nie über die Gesetze des Staates gestellt.

Als Sheila McCarthy zu Ende gesprochen hatte, erhielt sie spärlichen Applaus, und diesen auch nur aus Höflichkeit. Es fiel schwer, ihre Direktheit und ihren Mut nicht zu bewundern. Falls überhaupt, würde sie nur von wenigen gewählt werden, aber die Dame wusste, wovon sie redete.

Es war das erste Mal gewesen, dass alle drei Kandidaten zusammen aufgetreten waren und dass Tony sie unter Druck hatte beobachten können. »Sie ist kein Schwächling«, berichtete er an Barry Rinehart. »Sie kennt sich aus und wird ihren Prinzipien treu bleiben.«

»Ja, aber sie ist pleite«, erwiderte Barry lachend. »Das ist ein Wahlkampf, und da geht es nur ums Geld.«

McCarthy war zwar nicht pleite, doch ihre Kampagne kam einfach nicht in Gang. Sie hatte keinen Wahlkampfleiter, niemanden, der sich um die fünfzig Dinge kümmerte, die sofort erledigt werden mussten, während er gleichzeitig auch noch tausend andere Details für später organisierte. Sie hatte den

279

Job schon drei Leuten angeboten. Die ersten beiden lehnten nach einer Bedenkzeit von vierundzwanzig Stunden ab. Der Dritte sagte Ja, nur um eine Woche später wieder auszusteigen.

Eine Wahlkampagne ist ein kleines, chaotisches Unternehmen, das unter Druck gegründet und aufgebaut wird, und alle wissen, dass es nicht lange leben wird. Die in Vollzeit angestellten Mitarbeiter bekommen ein niedriges Gehalt und machen jede Menge Überstunden. Die freiwilligen Helfer sind unentbehrlich, aber nicht immer zuverlässig. Und ohne einen energischen, entscheidungsfreudigen Wahlkampfleiter geht gar nichts.

Sechs Wochen nachdem Fisk seine Kandidatur bekannt gegeben hatte, war es Richterin McCarthy gelungen, ein Wahlkampfbüro in der Nähe ihrer Wohnung in Jackson und ein zweites in Biloxi in der Nähe ihres Hauses zu eröffnen. Beide wurde von guten Freunden geleitet, freiwilligen Helfern, die alle Hände voll zu tun hatten, immer mehr Mitarbeiter einzustellen und potenzielle Geldgeber anzurufen. In den Büros lagen Stapel mit Autoaufklebern und Vorgartenschildern herum, doch bis jetzt war es der Kampagne nicht gelungen, eine gute Agentur zu finden, die sich um Anzeigen, Direktmailings und - hoffentlich - Fernsehspots kümmerte. Es gab eine rudimentäre Website, andere Internetaktivitäten waren noch nicht angelaufen. Sheila hatte dreihundertzwanzigtausend Dollar an Spendengeldern bekommen, die bis auf dreißigtausend alle von Prozessanwälten stammten. Bobby Neal und der Vorstand hatten ihr schriftlich versprochen, dass die Mitglieder des MTA sie mit mindestens einer Million Dollar

unterstützen würden, und Sheila zweifelte keine Sekunde daran, dass sie ihr Wort halten würden. Doch Versprechen zu geben war um einiges einfacher, als einen Scheck auszustellen.

Die Organisation des Wahlkampfs wurde außerdem dadurch erschwert, dass Sheilas Arbeit als Richterin sehr anspruchsvoll war, aber nicht einfach ignoriert werden konnte. Die Prozessliste des Gerichts war voll mit Fällen, deren Ent-

280

Scheidung seit Monaten anstand. Die Richter wussten, dass sie mit der Bearbeitung nie nachkommen würden. Die Berufungen hörten nie auf. Und bis zu einer Entscheidung hing das Leben vieler Menschen in der Schwebe: Männer und Frauen in der Todeszelle; Kinder, um die bei hässlichen Scheidungen gestritten wurde; schwer verletzte Arbeiter, die auf eine endgültige Entscheidung warteten, von der sie sich zumindest etwas Erleichterung erhofften. Einige ihrer Kollegen schafften es, sich emotional von den Menschen zu distanzieren, die hinter den Fällen steckten, aber Sheila hatte das nie gekonnt.

Doch jetzt war Sommer, und ihr Terminplan war nicht ganz so voll wie sonst. Sheila nahm sich die Freitage frei und verbrachte die Wochenenden meist auf der Straße, um ihren Wahlbezirk zu besuchen. Von Montag bis Donnerstag arbeitete sie als Richterin, den Rest der Woche war sie Kandidatin. Sie hatte sich vorgenommen, ihre Kampagne innerhalb eines Monats zu organisieren und zum Laufen zu bringen.

Ihr erster Gegner, Mr Coley, achtete darauf, dass er sich von Montag bis Freitag nicht zu sehr verausgabte, um noch genug Kraft für die anstrengenden Runden am Blackjack-Tisch zu haben. Da er prinzipiell nur nachts spielte, hätte er, wenn er denn gewollt hätte, genug Zeit für seinen Wahlkampf gehabt. Aber er wollte nicht. Er ließ sich auf ein paar Landwirtschaftsmessen im County sehen und hielt flammende Reden vor begeisterten Zuschauern. Wenn seine freiwilligen Helfer aus Jackson Lust hatten, fuhren sie ihm nach und bauten die Plakatwand mit den Gesichtern der Toten auf, dann brüllte Clete noch etwas lauter als sonst. In jeder Stadt gibt es ein Dutzend Vereine und Organisationen, von denen die meisten immer auf der Suche nach Rednern sind. Es sprach sich herum, dass Kandidat Coley ein Mittagessen beleben konnte, und er bekam jede Woche ein, zwei Einladungen für solche Veranstaltungen. Eine Teilnahme machte Clete davon abhängig, wie weit er fahren musste und wie sehr ihn sein Kater gerade plagte. Ende Juli waren siebenundzwanzigtausend Dollar für seine Kampagne eingegangen, was mehr als

281

genug war, um die Kosten für den geleasteten Geländewagen und seine Teilzeitleibwächter zu decken. Außerdem hatte er sechstausend Dollar für bunte Broschüren ausgegeben. Jeder Politiker brauchte etwas, das er verteilen konnte.

Sheilas zweiter Gegner allerdings führte einen Wahlkampf, der wie eine gut geölte Maschine lief. Montags und dienstags arbeitete Ron Fisk an seinem Schreibtisch in der Kanzlei, in der übrigen Zeit wurde Wahlkampf betrieben, mit einem genau ausgeklügelten Terminplan, der nur die winzigsten Flecken auf der Landkarte ausließ. Mithilfe der Lear 55 und einer King Air arbeitete er sich zusammen mit seinen Helfern durch seinen Wahlbezirk. Mitte Juli gab es in jedem der siebenundzwanzig Countys einen Ausschuss, und Ron hatte in allen Countys mindestens eine Rede gehalten. Er sprach vor Vereinen und Organisationen, freiwilligen Feuerwehren, Bibliotheksgästen, Anwaltsverbänden, Motorradklubs, auf Bluegrass-Festivals, Landwirtschaftsmessen - und in Kirchen, Kirchen und nochmals Kirchen. Mindestens die Hälfte seiner Reden wurde von einer Kanzel aus gehalten.

Am 18. Juli fand Joshs letztes Baseballspiel der Saison statt, und danach hatte sein Vater noch mehr Zeit für seinen Wahlkampf. Trainer Fisk hatte kein einziges Spiel versäumt, obwohl das Team auseinanderzufallen begann, nachdem er seine Kandidatur bekannt gegeben hatte. Die meisten Eltern waren der Meinung, dass die beiden Ereignisse nichts miteinander zu tun hatten.

War Ron in ländlichen Gebieten, sagte er stets das Gleiche. Wegen liberaler Richter würden Amerikas Werte angegriffen, von jenen, die für Schwulenehen, Reglementierung von Waf-

fenbesitz, Abtreibung und uneingeschränkter Zugang zu Internetpornografie seien. Diese Richter müsse man ersetzen. Er fühle sich in erster Linie der Bibel verpflichtet. Gesetze von Menschenhand kämen als Nächstes, aber als Richter am Supreme Court werde es ihm mit Sicherheit gelingen, beides miteinander in Einklang zu bringen, wenn es vonnöten sei. Jede Rede begann er mit einem kurzen Gebet.

282

In weniger ländlichen Gebieten, und abhängig vom Publikum, bewegte er sich oft ein wenig aus der ultrarechten Ecke heraus und ging ausführlicher auf die Todesstrafe ein. Er stellte fest, dass die Zuhörer fasziniert waren von anschaulichen Schilderungen brutaler Verbrechen, begangen von Männern, die vor zwanzig Jahren zum Tod verurteilt worden waren. Ein paar dieser Fälle baute er in seine Standardreden ein.

Doch egal, wo er war, im Mittelpunkt jeder Rede stand die böse liberale Richterin. Nach etwa hundert Auftritten glaubte Ron selbst, dass Sheila McCarthy eine bekennende Linke und schuld an vielen sozialen Problemen des Staates war.

Was das Geld betraf, so ließ Barry Rinehart still und leise seine Beziehungen spielen. Kontinuierlich trafen Spenden ein, sodass stets Geld für die laufenden Ausgaben vorhanden war. Bis zum 30. Juni, dem ersten Termin, an dem die Finanzberichte für den Wahlkampf vorgelegt werden mussten, waren von zweitausendzweihundert Personen fünfhundert-zehntausend Dollar für Fisks Kampagne gespendet worden. Von diesen hatten nur fünfunddreißig die maximal zulässige Summe von fünftausend Dollar beigesteuert, und jeder Einzelne von ihnen hatte seinen Wohnsitz in Mississippi. Neunzig Prozent der Spenden kamen von innerhalb des Staates.

Barry wusste, dass die Prozessanwälte jede Spende unter die Lupe nehmen würden, in der Hoffnung, dass Geld von Großunternehmen außerhalb des Staates auf das Spendenkonto floss. Das war bereits bei früheren Kampagnen ein lästiges Problem gewesen, und bei Fisks Wahlkampf wollte er es unbedingt vermeiden. Er war sicher, dass er große Summen von außerhalb des Staates einsammeln konnte, doch diese Spenden mussten noch warten. Sie durften erst ganz am Ende des Wahlkampfs eintreffen, wenn die komplizierten Bestimmungen des Spendengesetzes dafür sorgten, dass das Geld kein Problem mehr war. Aus McCartneys Berichten dagegen war eindeutig ersichtlich, dass sie von den Prozessanwälten finanziert wurde, und Barry wusste, wie er diese Tatsache zu seinen Gunsten nutzen konnte.

283

Außerdem hatte Barry die Ergebnisse seiner letzten Umfrage, von der er seinem Kandidaten allerdings nichts erzählen würde. Am 25. Juli war der Hälfte der eingetragenen Wähler bewusst, dass eine Wahl anstand. Von diesen wollten vierundzwanzig Prozent für Ron Fisk stimmen, sechzehn Prozent für Sheila McCarthy und zehn Prozent für Clete Co-ley. Die Zahlen waren eine Sensation. In weniger als drei Monaten hatte Barry es geschafft, einen unbekannten Rechtsanwalt, der noch nie eine schwarze Robe getragen hatte, in den Umfragen vor eine Gegnerin mit neun Jahren Erfahrung im Richteramt zu bringen.

Dabei war noch kein einziger Spot im Fernsehen gelaufen.

Am 1. Juli wurde die Second State Bank von der New Vista Bank gekauft, einer regionalen Kette mit Sitz in Dallas. Huffy rief Wes Payton an und erzählte ihm von der Übernahme. Er war optimistisch. Der Filiale in Hattiesburg war zugesichert worden, dass sich bis auf den Namen nichts ändern würde. Die neuen Eigentümer hatten sich sein Kreditportfolio angesehen. Sie hatten ihn nach den Paytons gefragt, und Huffy's Zusicherung, dass der Kredit zurückgezahlt werde, schien ihnen zu genügen.

Zum vierten Mal in ebenso vielen Monaten schickten die Paytons Huffy einen Scheck über zweitausend Dollar.

In seinem früheren Leben war Nathaniel Lester ein exzentrischer Strafverteidiger gewesen, der eine fast schon unheimliche Begabung dafür hatte, Mordprozesse zu gewinnen. Einmal, vor zwei Jahrzehnten, hatte er in zwölf Prozessen hintereinander einen Freispruch für seinen Mandanten erreicht. Die Prozesse hatten fast alle in Kleinstädten in Mississippi stattgefunden, in denen Menschen, die man eines schweren Verbrechens bezichtigt, schon in dem Moment als schuldig gelten, in dem sie verhaftet werden. Er war so bekannt gewesen, dass er auch Mandanten für Zivilprozesse bekam, so-dass er mit seiner Kanzlei in der kleinen Stadt Mendenhall glänzend verdiente.

Nat gewann große Prozesse und handelte hohe Vergleiche aus. Mit der Zeit spezialisierte er sich auf schwere Personenschäden auf den Bohrinseln vor der Küste, auf denen viele Männer aus der Gegend gut bezahlte Jobs hatten. Er war in verschiedenen Organisationen von Prozessanwälten aktiv, spendete gewaltige Summen für politische Kandidaten, baute das größte Haus in der Stadt, ließ sich mehrmals scheiden und fing zu trinken an. Der Alkohol, eine ganze Reihe von Beschwerden wegen standeswidrigem Verhalten und juristische Trickereien bremsen ihn schließlich aus, und am Ende gab er seine Zulassung als Anwalt zurück, um einer Gefängnisstrafe zu entgehen. Er ging weg aus Mendenhall, fand eine neue Frau, wurde nüchtern und tauchte in Jackson wieder auf, wo er als Buddhist, Yogaanhänger und Vegetarier einen erheblich schlichteren Lebensstil als früher pflegte. Ei-

ne der wenigen klugen Entscheidungen, die er während seiner Glanzzeit als erfolgreicher Anwalt getroffen hatte, war, einen Teil seines Vermögens auf die Seite zu schaffen.

In der ersten Augustwoche ging er Sheila McCarthy so lange auf die Nerven, bis sie einverstanden war, sich mit ihm zum Mittagessen zu treffen. Jeder Anwalt in Mississippi kannte seine schillernde Vorgeschichte, und sie war verständlicherweise nervös. Bei Tofu und Sprossen bot er ihr an, die Kampagne für sie zu leiten, und zwar kostenlos. In den nächsten drei Monaten wollte er seine beachtlichen Energien für nichts anderes verwenden. Sheila hatte Bedenken. Seine langen grauen Haare hingen bis auf die Schultern, und in beiden Ohren steckten zueinanderpassende Diamantohrringe, die zwar recht klein, nichtsdestotrotz aber gut zu erkennen waren. An seinem linken Arm war eine Tätowierung, und sie wollte lieber nicht darüber nachdenken, an welchen Körperstellen er weitere hatte und wie sie aussahen. Er trug Jeans und Sandalen und an jedem Handgelenk eine Unmenge bunter Bändchen.

Doch ohne Intelligenz und eine überzeugende Art wäre Nat sicher nicht so erfolgreich im Gerichtssaal gewesen. Er kannte den Bezirk, die Städte und Gerichte sowie die Leute, von denen sie geleitet wurden. Er hasste Großunternehmen und die Tatsache, dass sie sich Macht und Einfluss kaufen konnten. Außerdem war ihm langweilig. Ein Krieg kam ihm da gerade recht.

Sheila ließ sich überzeugen und erklärte sich einverstanden, dass er ihren Wahlkampf leitete. Als sie das Restaurant verließ, zweifelte sie an ihrer Zurechnungsfähigkeit, aber ihr Bauchgefühl sagte ihr, dass Nathaniel Lester der Funke sein könnte, den ihre Kampagne so dringend brauchte. Eine von ihr in Auftrag gegebene Umfrage hatte ergeben, dass sie fünf Punkte hinter Fisk lag, und so langsam überkam sie ein Gefühl der Verzweiflung.

Ihre nächste Besprechung fand noch am gleichen Abend statt, in ihrem Wahlkampfbüro in Jackson, und nach vier

286

Stunden hatte Nat die Kontrolle übernommen. Mit einer Kombination aus Witz, Charme, Zuckerbrot und Peitsche brachte er ihre bunt zusammengewürfelten Mitarbeiter und Helfer auf Zack. Um zu zeigen, dass er es ernst meinte, rief er drei Prozessanwälte aus Jackson an, zu Hause, und fragte sie nach ein paar Sekunden Small-Talk, warum zum Teufel sie noch kein Geld für den Wahlkampf von Richter McCarthy geschickt hätten. Er hatte das Gespräch auf Lautsprecher geschaltet, und Sheila hörte mit, wie er die Anwälte beschämte, beschwatzte und beschimpfte und erst dann auflegte, als jeder der drei Spenden in beträchtlicher Höhe von sich und seiner Familie sowie Mandanten und Freunden versprochen hatte. Schicken Sie die Schecks nicht mit der Post, sagte er -er werde persönlich nach Jackson fahren, noch vor morgen Mittag, und das Geld selbst in Empfang nehmen. Die drei Spenden beliefen sich auf insgesamt siebzigtausend Dollar. Von diesem Moment an hatte Nat das Sagen.

Am nächsten Tag holte er die Schecks ab und fing an, jeden Prozessanwalt im Staat Mississippi anzurufen. Er setzte sich mit Gewerkschaften und Schwarzenführern in Verbindung. Er feuerte einen Mitarbeiter und stellte zwei andere ein. Am Ende der Woche bekam Sheila morgens einen Computerausdruck mit einem von Nat zusammengestellten Tagesprogramm auf den Schreibtisch gelegt. Zuerst sträubte sie sich noch ein wenig, aber nicht sehr. Er arbeitete jetzt schon sechzehn Stunden am Tag, und das erwartete er auch von seiner Kandidatin und allen anderen.

In Hattiesburg fuhr Wes zum Haus von Richter Harrison, um mit ihm zu Mittag zu essen. Angesichts von dreißig Fällen aus Bowmore auf Harrisons Prozessliste wäre es nicht sehr klug gewesen, in der Öffentlichkeit zusammen gesehen zu werden. Obwohl sie nicht die Absicht hatten, über die Fälle zu sprechen, wäre ein derart vertrauter Umgang mit Sicherheit falsch aufgefasst worden. Tom Harrison hatte Wes und Mary Grace eingeladen und es ihnen überlassen, den

287

Zeitpunkt zu bestimmen. Mary Grace hatte einen Termin und ließ sich entschuldigen.

Es ging um Politik. Richter Harrisons Gerichtsbezirk bestand aus den Countys Hattiesburg und Forrest und den drei ländlichen Countys Cary, Lamar und Perry. Fast achtzig Prozent der registrierten Wähler wohnten in Hattiesburg, das genauso seine Heimatstadt war wie die von Joy Hoover, seiner Gegnerin. Sie würde in einigen Vierteln der Stadt viele Stimmen bekommen, doch Richter Harrison war sicher, dass er sie schlagen konnte. Auch wegen der kleineren Countys machte er sich keine Sorgen. Genau genommen schien er sich recht wenig Gedanken darüber zu machen, dass er die Wahl verlieren könnte. Hoover schien finanziell gut ausgestattet zu sein - vermutlich mit Geld, das von außerhalb des Staates kam -, doch Richter Harrison kannte seinen Bezirk und dessen politische Verhältnisse.

Cary County hatte von allen vier Countys die wenigsten Einwohner - und es wurden immer weniger, nicht zuletzt dank Krane Chemical und des verseuchten Wassers. Sie vermieden es, dieses Thema zu erwähnen, und sprachen über verschiedene Politiker in und um Bowmore. Wes versicherte dem Richter, dass die Paytons und ihre Mandanten und Freunde, Pastor Denny Ott und Mary Grace' Familie alles nur Menschenmögliche tun würden, um seine Wiederwahl zu sichern.

Dann drehte sich ihr Gespräch um andere Wahlkämpfe, vor allem um den von Sheila

McCarthy. Sie war vor zwei Wochen nach Hattiesburg gekommen und hatte eine halbe Stunde in der Kanzlei der Paytons verbracht, wo es ihr mit einigen Verrenkungen gelungen war, nicht über die Verfahren von Bowmore zu sprechen, während sie um Stimmen warb. Die Paytons hatten zugegeben, kein Geld für Sheilas Kampagne erübrigen zu können, aber versprochen, Überstunden einzulegen, damit sie wiedergewählt wurde. Am nächsten Tag war ein Lastwagen mit Vorgartenschildern und anderem Kampagnenmaterial vorgefahren und hatte seine Fracht bei ihnen abgeladen.

288

Richter Harrison bedauerte die Politisierung des Supreme Court. »Es gehört sich einfach nicht«, sagte er, »dass wir gezwungen sind, auf Stimmenfang zu gehen. Sie, als Anwalt, der einen Mandanten in einem schwebenden Verfahren vertritt, sollten keinerlei Kontakt zu einem Richter des Supreme Court haben. Aber weil unser System so ist, wie es ist, kommt eine Richterin des Supreme Court zu Ihnen in die Kanzlei, weil sie Geld und Unterstützung braucht. Und warum? Weil sich ein paar finanzkräftige Interessengruppen in den Kopf gesetzt haben, dass sie ihren Sitz im Gericht haben möchten. Diese Gruppen geben Geld aus, um einen Richtersitz zu kaufen. Die Richterin reagiert, indem sie Geld in ihrem Lager sammelt. Das System ist faul.«

»Und wie bringt man es in Ordnung?«

»Entweder man nimmt das private Geld aus dem Prozess heraus und finanziert die Kampagnen der Kandidaten mit öffentlichen Geldern, oder man geht dazu über, die Richter zu ernennen. Inzwischen haben elf Staaten herausgefunden, wie ein Ernennungssystem funktionieren kann. Ich bin mir nicht sicher, ob diese Gerichte den unseren überlegen sind, aber wenigstens werden sie nicht von Interessengruppen kontrolliert.«

»Kennen Sie Fisk?«, fragte Wes.

»Er ist ein paarmal in meinem Gerichtssaal gewesen. Netter Junge, hat aber überhaupt keine Erfahrung. In einem Anzug sieht er ganz gut aus, eben wie ein typischer Versicherungsanwalt. Legt eine Akte an, stellt seinen Antrag, schließt den Vergleich ab, schließt die Akte und macht sich nie die Hände schmutzig. Er hat noch nie einen Fall angehört und verhandelt, er hat noch nie in einem Verfahren vermittelt, und bis jetzt hat er nicht das geringste Interesse am Richteramt gezeigt. Wissen Sie, was ich meine? Jede kleine Stadt braucht gelegentlich Anwälte, die als Stadtrichter oder Verkehrsrichter arbeiten, und als wir jünger waren, haben wir uns alle verpflichtet gefühlt, so etwas zu machen. Dieser Fisk nicht. Jedes kleine County braucht Anwälte, die am Jugend-

289

gericht oder am Drogengericht aushelfen, und jene von uns, die Richter werden wollten, haben sich freiwillig dazu gemeldet. Irgendwo muss man ja anfangen. Dieser Fisk nicht. Ich wette, dass er noch kein einziges Mal im Stadtgericht von Brookhaven oder im Jugendgericht des Lincoln County gewesen ist. Aber eines Tages wacht er morgens auf, beschließt, dass er jetzt unbedingt Richter werden will, und sucht sich dafür auch noch das höchste Gericht im Staat aus. Das ist eine Beleidigung für Richter wie uns, die sich in diesem System abmühen und dafür sorgen, dass es funktioniert.«

»Ich glaube nicht, dass die Kandidatur seine Idee gewesen ist.«

»Nein, er ist rekrutiert worden. Das macht das Ganze noch schändlicher. Sie suchen sich einen Grünschnabel mit einem netten Lächeln aus, der keine Leichen im Keller hat, und vermarkten ihn. Das ist Politik. Aber es sollte nicht das Gerichtssystem verderben.«

»Wir haben sie vor zwei Jahren mit McElwayne geschlagen.«

»Dann sind Sie also optimistisch?«

»Nein, Richter Harrison. Ich habe panische Angst. Seit Fisk seine Kandidatur bekannt gegeben hat, habe ich nicht mehr gut geschlafen, und ich werde erst wieder gut schlafen, wenn er besiegt ist. Wir sind bankrott und verschuldet, daher können wir keinen Scheck ausstellen, aber jeder Mitarbeiter unserer Kanzlei hat sich bereit erklärt, eine Stunde pro Tag an Haustüren zu klopfen,

Broschüren zu verteilen, Vorgartenschilder aufzustellen und Telefonanrufe zu machen. Wir haben Briefe an unsere Mandanten geschrieben. Wir haben unsere Freunde bekniert. Wir haben Bowmore organisiert. Wir tun alles, was wir können, denn wenn wir den Baker-Fall verlieren, haben wir keine Zukunft mehr.«

»Wie weit ist die Berufung?«

»Die Schriftsätze sind eingereicht. Es ist alles fertig, und wir warten nur noch darauf, dass das Gericht uns sagt, wann -und ob - es eine mündliche Erörterung haben will. Vermutlich Anfang nächsten Jahres.«

290

»Gibt es denn keine Chance auf eine Entscheidung vor der Wahl?«

»Nicht die geringste. Unser Fall ist der wichtigste auf der Prozessliste, aber das glaubt jeder Anwalt. Wie Sie wissen, hat das Gericht seinen eigenen Terminplan. Es lässt sich von niemandem drängen.«

Sie nahmen ihren Eiskaffee mit nach draußen, wo sie den kleinen Gemüsegarten des Richters besichtigten. Das Thermometer zeigte achtunddreißig Grad. Für Wes war es Zeit zu gehen. Sie verabschiedeten sich auf der Veranda vor dem Haus. Als Wes davonfuhr, konnte er nicht umhin, sich Sorgen um Richter Harrison zu machen. Harrison dachte mehr über Sheila McCarthys Wahlkampf nach als über seinen eigenen.

Bei der Anhörung ging es um einen Antrag auf Klageabweisung, der vom Hinds County eingereicht worden war. Den Vorsitz führte Richter Phil Shingleton. Sein Gerichtssaal war klein und gut organisiert, mit Eichenholz und den obligatorischen, längst verblichenen Porträts schon lange vergessener Richter an den Wänden. Es gab keine Bank für die Geschworenen, da Geschworenenprozesse in einem Chancery Court nicht vorgesehen waren. Nur selten kamen viele Zuschauer, doch bei dieser Anhörung war jeder Platz besetzt.

Meyerchec und Spano, die aus Chicago angereist waren, saßen zusammen mit ihrem radikalen Anwalt an einem Tisch. Am anderen hatten zwei junge Frauen Platz genommen, die das County vertraten. Richter Shingleton rief zur Ordnung, begrüßte die zahlreich erschienenen Zuschauer, gab sich erstaunt über das große Interesse der Medien und sah sich die Akte an. Zwei Gerichtszeichner begannen, Meyerchec und Spano auf Papier zu bannen. Alle warteten gespannt, während Shingleton durch die Unterlagen blätterte, als hätte er sie noch nie gesehen. Genau genommen hatte er sie unzählige Male gelesen und seine Entscheidung bereits geschrieben.

291

»Ich frage das jetzt aus reiner Neugier«, sagte er, ohne den Blick zu heben. »Warum haben Sie Ihre Klage beim Chancery Court eingereicht?«

Der radikale Anwalt erhob sich und sagte: »Es geht uns um Gleichberechtigung, Euer Ehren. Und wir wussten, dass wir hier einen gerechten Prozess bekommen.« Die Bemerkung war humorvoll gemeint, verfehlte aber ihre Wirkung.

Die Klage war beim Chancery Court eingereicht worden, um sie so schnell wie möglich ablehnen zu lassen. Eine Anhörung am Circuit Court würde noch länger dauern. Ein Verfahren an einem Bundesgericht würde in die völlig falsche Richtung gehen.

»Fahren Sie fort«, sagte Shingleton.

Der radikale Anwalt fing an, gegen das County, den Staat und die Gesellschaft im Allgemeinen zu wettern. Seine Sätze kamen als kurze, schnelle Salven, die viel zu laut für den kleinen Raum waren, und viel zu schrill, um sie sich länger als zehn Minuten anzuhören. Er fand kein Ende. Die Gesetze des Staates seien rückständig und ungerecht und diskriminierend für seine Mandanten, denn die könnten einander nicht heiraten. Warum verweigerte man zwei mündigen schwulen Erwachsenen, die sich liebten und alle Rechte und Pflichten einer Ehe miteinander teilen wollten, die Privilegien und Rechte, die zwei Heterosexuelle genossen? Er brachte es fertig, diese Frage mindestens achtmal in unterschiedlicher Form zu stellen.

Das liege daran, erklärte eine der jungen Damen, die das County vertraten, dass die Gesetze des Staates so etwas nicht erlaubten. Die Verfassung des Staates räume der Legislative das Recht ein, eigene Gesetze hinsichtlich Ehe, Scheidung und so weiter zu erlassen, und diese Autorität habe niemand sonst. Falls die Legislative gleichgeschlechtliche Ehen erlaube, könnten Mr Meyerchec und Mr Spano ihr Vorhaben selbstverständlich in die Tat umsetzen.

»Erwarten Sie, dass die Legislative dies in Bälde tun wird?«, fragte Shingleton mit unbewegtem Gesicht.

292

»Nein«, lautete die Antwort, die postwendend kam und für einige Lacher sorgte.

Der radikale Anwalt entgegnete mit dem etwas merkwürdigen Argument, die Legislative, insbesondere »unsere« Legislative, erlasse jedes Jahr Gesetze, die von den Gerichten aufgehoben würden. Das sei schließlich die Aufgabe der Ju-dikative! Nachdem er laut und deutlich auf diesen Umstand hingewiesen hatte, wiederholte er ihn mehrmals in jeweils leicht anderer Formulierung.

Nach einer Stunde hatte Shingleton genug. Ohne Sitzungspause und ohne einen Blick auf seine Notizen traf er eine Entscheidung, die kurz und bündig war. Seine Aufgabe sei es, den Gesetzen des Staates Mississippi zu folgen, und wenn diese Gesetze eine Ehe zwischen zwei Männern oder zwei Frauen oder zwei Männern und einer Frau oder einer Kombination, die anders war als ein Mann und eine Frau, verböten, dann habe er als Richter keine andere Wahl, als die Klage abzuweisen.

Vor dem Gerichtsgebäude machte der radikale Anwalt, der von Meyerchec und Spano flankiert wurde, mit seinem Gekreische für die Presse weiter. Er fühle sich ungerecht behandelt. Seine Mandanten fühlten sich ungerecht behandelt, obwohl einigen der Reporter auffiel, dass die beiden nicht empört, sondern ausgesprochen gelangweilt aussahen.

Sie wollten Berufung vor dem Supreme Court von Mississippi einlegen. Sofort. Und da die Agentur Troy-Hogan von Boca Raton aus sämtliche Rechnungen beglich, machten sie sich auch gleich auf den Weg.

293

23

In den ersten vier Monaten war der Wahlkampf zwischen Sheila McCarthy und Ron Fisk ausgesprochen zivil gewesen. Clete Coley dagegen hatte mit jeder Menge Dreck um sich geworfen, doch wegen seines ungepflegten Äußeren und seiner sperrigen Persönlichkeit fiel es den Wählern schwer, ihn sich als Richter am Supreme Court vorzustellen. Obwohl er in Rineharts Umfragen immer noch zehn Prozent der Stimmen bekam, ging er immer seltener auf Wahlkampftour. Nat Lesters Umfrage gestand ihm fünf Prozent zu, doch diese Umfrage war nicht so detailliert gewesen wie die Rineharts.

Nach Labor Day, als es nur noch zwei Monate bis zur Wahl waren und die heiße Phase des Wahlkampfes begann, tat Fisks Kampagne den ersten Schritt in Richtung Gosse. War sie erst einmal auf diesem Kurs, gab es kein Zurück mehr.

Barry Rinehart hatte diese Taktik schon bei anderen Kampagnen perfektioniert. Eine Organisation namens *Lawsuit Victimsfor Truth* verschickte an sämtliche registrierten Wähler ein Direktmailing. Auf der ersten Seite sprang dem Leser die Frage entgegen: »Warum finanzieren

die Prozessanwälte Sheila McCarthy?« Die vierseitige Schmähchrift machte erst gar nicht den Versuch, diese Frage zu beantworten. Stattdessen wurden die Prozessanwälte an den Pranger gestellt.

Zunächst wurde am Beispiel eines Hausarztes behauptet, Prozessanwälte und deren leichtfertig erhobene Schadenersatzklagen seien der Grund für viele der Probleme im Gesundheitssystem des Staates. Ärzte, die unter dem Damo-

295

klusschwert einer ungerechtfertigten Klage arbeiteten, seien gezwungen, teure Tests und Diagnosen durchzuführen, die die Kosten der medizinischen Versorgung in die Höhe trieben. Ärzte müssten exorbitant hohe Prämien für Versicherungen gegen Kunstfehler zahlen, um sich vor betrügerischen Rechtsstreitigkeiten zu schützen. In einigen Staaten gebe es Ärzte, die das Handtuch geworfen und ihre Praxis aufgegeben hätten, sodass ihre Patienten jetzt ohne medizinische Versorgung dastünden. Ein Arzt (ohne Angabe des Wohnorts) wurde mit den Worten zitiert: »Ich konnte die Versicherungsprämien nicht mehr zahlen und hatte es satt, stundenlang aussagen und in Gerichtssälen herumsitzen zu müssen. Ich habe einfach aufgehört. Um meine Patienten mache ich mir immer noch Sorgen.« Ein Krankenhaus in West Virginia habe nach einem himmelschreienden Urteil schließen müssen. Die Schuld daran trage ein gieriger Prozessanwalt.

Dann ging es ans Scheckbuch. Einer Untersuchung zufolge kosteten die überhandnehmenden Prozesse den durchschnittlichen amerikanischen Haushalt eintausendachtund-dert Dollar im Jahr. Diese Belastung sei eine direkte Folge von höheren Versicherungsprämien für Autos und Eigenheime sowie höheren Preisen von eintausend Haushaltsprodukten, deren Hersteller man kontinuierlich verklage. Medikamente -sowohl rezeptpflichtige als auch nicht rezeptpflichtige - seien ein perfektes Beispiel. Sie wären um fünfzehn Prozent billiger, wenn die Prozessanwälte die Hersteller nicht ständig mit großen Sammelklagen überziehen würden.

Im Anschluss wurde der Leser mit einigen der kontroversesten Urteile des Landes geschockt, und zwar mittels einer oft verwendeten, bewährten Liste, die garantiert immer für Empörung sorgte. Eine Fast-Food-Kette habe drei Millionen Dollar für verschütteten heißen Kaffee zahlen müssen; ein Autohersteller einhundertzehn Millionen Dollar für eine mangelhafte Lackierung; der Besitzer eines eingezäunten und mit einem Vorhängeschloss gesicherten Swimmingpools fünfzehn Millionen. Und so ging es weiter. Die Welt sei aus den

296

Fugen geraten und werde von hinterhältigen Prozessanwälten an der Nase herumgeführt.

Nachdem drei Seiten lang Feuer gespuckt wurde, kam auf Seite vier noch ein großer Knall. Vor fünf Jahren war Mississippi von einer wirtschaftsfreundlichen Vereinigung als »juristischer Sumpf« bezeichnet worden. Diese Ehre teilte es sich mit lediglich vier anderen Staaten, und wenn der *Com-merce Council* nicht gewesen wäre, hätte man die ganze Sache schnell wieder vergessen. Die Organisation stürzte sich auf die Nachricht und wiederholte sie in Zeitungsanzeigen bis zum Erbrechen. Jetzt holte man die Meldung von damals wieder aus der Versenkung. *Lawsuit Victimsfor Truth* zufolge hätten die Prozessanwälte das Gerichtssystem in Mississippi derart missbraucht, dass der Staat inzwischen ein Abladeplatz für alle möglichen großen Prozesse sei. Einige Kläger würden ganz woanders leben. Viele Prozessanwälte würden ganz woanders leben. Sie würden so lange nach dem für sie günstigsten Gerichtsstand suchen, bis sie ein freundlich gesinntes County mit einem freundlich gesinnten Richter fänden, und dann ihre Fälle einreichen. Das Ergebnis seien Urteile mit enormen Summen als Schadenersatz. Der Staat habe inzwischen einen zweifelhaften Ruf, und deshalb würden viele Unternehmen einen großen Bogen um Mississippi machen. Dutzende Fabriken seien dichtgemacht und in andere Staaten verlagert, Tausende Jobs vernichtet worden.

An allem seien die Prozessanwälte schuld, die Sheila McCarthy und ihre klägerfreundliche Einstellung natürlich heiß und innig liebten und jede Summe aufbringen würden, um sie im Amt

zu halten.

Der Brief endete mit einem Aufruf zur Vernunft. Ron Fisk wurde mit keinem Wort erwähnt.

Anschließend wurde das Pamphlet mittels E-Mail an weitere fünfundsechzigtausend Adressen im Bezirk verschickt. Innerhalb weniger Stunden hatten die Prozessanwälte die E-Mail aufgeschnappt und sie an alle achthundert Mitglieder des MTA weitergeleitet.

297

Nat Lester war begeistert von der E-Mail. Als Wahlkampfleiter war ihm eine breit angelegte Unterstützung von vielen Gruppen lieber, doch die Realität war, dass die Prozessanwälte die einzigen großen Spender für Sheila McCarthy waren. Er wollte, dass sie verärgert waren; sie sollten Schaum vor dem Mund haben und sich vor Wut auf die Nägel beißen, sie sollten bereit sein, handgreiflich zu werden. Bis jetzt hatten sie knapp Sechshunderttausend Dollar gespendet. Nat brauchte doppelt so viel, und die einzige Möglichkeit, an diese Summe heranzukommen, bestand darin, mit Granaten zu werfen.

Er schickte an jeden Prozessanwalt eine E-Mail, in der er die Notwendigkeit erklärte, so schnell wie möglich auf die Propaganda der Gegenseite zu antworten. Auf negative Wahlkampfwerbung - sowohl als Drucksache als auch in Form von Fernsehspots — müsse sofort reagiert werden. Direktmailings seien teuer, aber sehr effektiv. Die Kosten für das Mailing der *Lawsuit Victimsfor Truth* schätzte er auf dreihunderttausend Dollar (tatsächliche Kosten: dreihundertzwanzigtausend Dollar). Da er vorhatte, mehr als einmal Direktmailings zu versenden, verlangte er fünfhunderttausend Dollar, und das sofort. Er bestand auf Spendenzusagen per E-Mail. Seine codierte E-Mail-Adresse werde den aktuellen Zwischenstand der Spenden von den Prozessanwälten anzeigen, und erst wenn das Ziel von fünfhunderttausend Dollar erreicht war, sollte es mit der Kampagne weitergehen. Seine Taktik grenzte an Erpressung, aber schließlich war er im Grunde seines Herzens immer noch Prozessanwalt, und er kannte seine Spezies. Das Mailing würde ihren Blutdruck in die Höhe schießen lassen. Außerdem führten sie sowieso gern Krieg, und bald schon würden die Spenden fließen.

Während er seine ehemaligen Kollegen manipulierte, traf er sich mit Sheila McCarthy und versuchte, sie zu beruhigen. Noch nie zuvor war sie auf solch rüde Art und Weise angegriffen worden. Sie war bestürzt, aber auch wütend. Ab jetzt wurde mit harten Bandagen gekämpft, und Mr Nathaniel

298

Lester genoss es. Innerhalb von zwei Stunden hatte er eine Antwort auf das Direktmailing geschrieben, sich mit dem Drucker getroffen und die notwendigen Bestellungen gemacht. Vierundzwanzig Stunden nach der E-Mail-Aktion der *Lawsuit Victimsfor Truth* hatten dreihundertdreißig Prozessanwälte Spenden in Höhe von fünfhundertfünftehtausend Dollar zugesagt.

Nat nahm sich auch die *Trial Lawyers of America* vor. Einige Mitglieder dieses Verbands hatten in Mississippi ein Vermögen gemacht. Das Pamphlet der *Lawsuit Victimsfor Truth* wurde per E-Mail an die vierzehntausend Mitglieder weitergeleitet.

Drei Tage später schlug Sheila McCarthy zurück. Sie (Nat) beschloss, sich nicht hinter irgendeiner albern Gruppe zu verstecken, die lediglich für das Verschicken von Propaganda gegründet worden war, und sandte das gedruckte Material im Namen ihrer Kampagne. Es handelte sich um einen Brief, auf dem ganz oben ein sehr schmeichelhaftes Foto von ihr platziert war. Sheila bedankte sich bei dem Wähler/der Wählerin für seine/ihre Unterstützung und erläuterte kurz ihre Qualifikationen und ihre berufliche Laufbahn. Sie behauptete, große Hochachtung vor ihren Gegnern zu haben, schrieb aber, dass keiner der beiden je Richter gewesen sei. Und dass sich keiner der beiden je für das Amt eines Richters interessiert habe.

Dann stellte sie die Frage: »Warum finanzieren Großunternehmen Ron Fisk?« Weil, wie sie detailliert erklärte, Großunternehmen zurzeit dabei seien, sich im ganzen Land Richtersitze in den

Supreme Courts zu kaufen. Sie würden Richter wie sie selbst ins Visier nehmen, mitfühlende Juristen, die nach einem allgemeinen Konsens strebten und sich um die Rechte von Arbeitern, Verbrauchern, Opfern, die durch Fahrlässigkeit anderer verletzt worden seien, Armen und Angeklagten kümmerten. Es sei die vornehmste Pflicht des Gesetzes, die schwächsten Mitglieder der Gesellschaft zu schützen.

299

Reiche Leute könnten sich in der Regel ganz gut um sich selbst kümmern.

Die Großunternehmen würden durch unzählige Interessengruppen und Verbände eine große Verschwörung schaffen, um das amerikanische Gerichtssystem drastisch zu verändern. Warum? Um ihre eigenen Interessen zu schützen. Wie? Indem sie die Türen der Gerichtssäle versperren, indem sie die Haftung für Unternehmen mit fehlerhaften Produkten, fahrlässig handelnde Ärzte, die Menschenwürde missachtende Pflegeheime, überhebliche Versicherungsunternehmen beschränken. Die traurige Liste wurde fortgesetzt.

Der Brief endete mit einem sehr herzlich formulierten Absatz, in dem Sheila die Wähler bat, sich nicht von gekonntem Marketing täuschen zu lassen. Die von Großunternehmen finanzierten Kampagnen bei solchen Wahlkämpfen würden in der Regel sehr hässlich werden. Dreck sei ihr Lieblingswerkzeug. Bald würden die Spots, in denen man über sie herfiel, gesendet werden, und es würde kein Erbarmen geben. Die Großunternehmen würden Millionen ausgeben, um sie zu besiegen, doch sie habe Vertrauen in die Wähler.

Barry Rinehart war von Sheilas Reaktion beeindruckt. Und er war begeistert davon, dass die Kampagne der Prozessanwälte an Fahrt gewann und so viel Geld zusammenkam. Er wollte, dass sie Geld verbrannten. Seinen Schätzungen nach würde die McCarthy-Kampagne zwei Millionen Dollar kosten, von denen neunzig Prozent von den Prozessanwälten kommen würden.

Fisk konnte diese Summe mit Leichtigkeit verdoppeln.

Sein nächstes Direktmailing war ein Schlag unter die Gürtellinie und würde den weiteren Verlauf der Kampagne bestimmen. Barry wartete eine Woche, damit sich der Staub legen konnte, den ihre erste Runde aufgewirbelt hatte.

Das Schreiben kam von Ron Fisk persönlich und trug den Briefkopf seiner Kampagne, unter dem ein Foto der gut aus-

300

sehenden Familie Fisk abgedruckt war. Die Unheil verkündende Überschrift lautete: »Supreme Court von Mississippi entscheidet über Homosexuellenehe.«

Nach einer herzlichen Begrüßung vergeudete Ron keine Zeit und kam sofort zur Sache. Bei dem Fall *Meyerchec und Spano gegen Hinds County* gehe es um zwei schwule Männer, die einander heiraten wollten, und darüber werde im nächsten Jahr der Supreme Court entscheiden. Er, Ron Fisk - Christ, Ehemann, Vater, Anwalt -, sei entschieden gegen gleichgeschlechtliche Ehen, und diese Ansicht werde er auch im Supreme Court vertreten. Für ihn sei ein solcher Bund abartig, sündhaft, wider die Lehre der Bibel und in vielerlei Hinsicht schädlich für die Gesellschaft.

In der Mitte des Briefes holte Ron sich Verstärkung von dem allseits bekannten Reverend David Wilfong, einem landesweit bekannten Großmaul mit einer Radiosendung, die eine große Anhängerschaft hatte. Wilfong verdamnte die Bemühungen, die Gesetze zu verdrehen und sich wieder einmal den Wünschen einer unmoralischen Minderheit zu beugen. Er verurteilte liberale Richter, die sich bei ihren Entscheidungen von ihrer privaten Meinung leiten ließen. Er rief die anständigen, gottesfürchtigen Menschen von Mississippi, die »Leib und Seele des frommen Südens« seien, dazu auf, Männer wie Ron Fisk zu unterstützen und auf diese Weise die heiligen Gesetze des Staates zu schützen.

Die Schelte gegen liberale Richter wurde bis zum Ende des Briefs durchgezogen. Fisk verabschiedete sich, indem er noch einmal versicherte, dem Volk als konservative, vernünftige

Stimme dienen zu wollen.

Sheila McCarthy las den Brief mit Nat zusammen, und keiner der beiden wusste, wie ihr nächster Schritt aussehen sollte. Ihr Name wurde kein einziges Mal erwähnt, was aber auch nicht notwendig war. Fisk meinte mit Sicherheit nicht Clete Coley, wenn er von Liberalen sprach.

»Das ist tödlich«, sagte Nat außer sich. »Er hat sich das

301

Thema unter den Nagel gerissen, und wenn Sie mitreden wollen, müssten Sie noch mehr gegen Homosexuelle hetzen als er.«

»Das werde ich nicht tun.«

»Ich weiß.«

»Es geht einfach nicht, dass ein Mitglied des Gerichts oder jemand, der es werden will, so unverblümt sagt, wie er in der Zukunft einen Fall entscheiden wird.«

»Das ist nur der Anfang.«

Sie waren in dem kleinen Abstellraum, den Nat sein Büro nannte. Die Tür war geschlossen, niemand hörte zu. Im Raum nebenan waren ein Dutzend freiwillige Helfer bei der Arbeit. Andauernd klingelte ein Telefon.

»Ich glaube nicht, dass wir darauf reagieren sollten«, sagte Nat.

»Und warum nicht?«

»Was wollen Sie denn sagen? >Ron Fisk ist gemein.< >Ron Fisk sagt Dinge, die er nicht sagen sollte.< Das wirkt gehässig, was bei einem männlichen Kandidaten in Ordnung ist, bei einer Frau nicht.«

»Das ist nicht fair.«

»Sie können nur reagieren, indem Sie sagen, dass Sie gleichgeschlechtliche Ehen nicht unterstützen. Sie müssten eine Position einnehmen, die ...«

»Und genau das werde ich nicht tun. Ich bin nicht unbedingt für diese Ehen, aber wir brauchen so etwas wie eine eingetragene Lebenspartnerschaft. Und außerdem ist es lächerlich, über dieses Thema zu diskutieren, denn es ist Aufgabe der Legislative, die entsprechenden Gesetze zu ändern. Der Supreme Court hat damit nichts zu tun.«

Nat war gerade zum vierten Mal verheiratet, Sheila auf der Suche nach Ehemann Nummer zwei. »Und wie«, fragte sie, »sollen Homosexuelle es fertigbringen, die Unverletzlichkeit der Ehe noch mehr zu zerstören als Heterosexuelle?«

»Versprechen Sie mir, dass Sie das nie in der Öffentlichkeit sagen werden. Bitte.«

302

»Ich behalte es für mich. Versprochen.«

Er rieb die Hände aneinander, dann fuhr er sich mit den Fingern durch sein langes graues Haar. Unentschlossenheit hatte man ihm noch nie vorwerfen können. »Wir müssen eine Entscheidung treffen. Jetzt. Sofort«, sagte er. »Wir dürfen keine Zeit verlieren. Am klügsten wäre es, mit einem Direkt -mailing zu antworten.«

»Was wird das kosten?«

»Wir können das Mailing eine Nummer kleiner machen. Ich würde sagen, zweihunderttausend Dollar.«

»Können wir uns das leisten?«

»Mit dem, was wir zurzeit auf dem Konto haben, wohl eher nicht. Lassen Sie uns in zehn Tagen noch einmal darüber reden.«

»Einverstanden, aber können wir nicht wenigstens eine E-Mail-Aktion starten, damit wir zumindest eine Reaktion zeigen?«

»Den Text dafür habe ich schon geschrieben.«

Ihre Antwort war eine aus zwei Absätzen bestehende Nachricht, die noch am gleichen Tag an achtundvierzigtausend E-Mail-Adressen verschickt wurde. Richterin McCarthy erteilte Ron Fisk

einen gewaltigen Rüffel dafür, dass er seine Meinung zu diesem Fall öffentlich kundgetan habe. Wäre er Mitglied des Supreme Court gewesen, hätte er dafür einen Tadel bekommen. Die Würde des Gerichts verlange es, dass die Richter sämtliche Angelegenheiten vertraulich behandelten und sich jeglichen Kommentars zu anhängigen Verfahren enthielten. Darüber hinaus seien zu dem erwähnten Fall noch gar keine Schriftsätze für eine Berufung eingereicht worden. Es sei keine Beweisführung erfolgt. Bis jetzt liege dem Gericht noch gar nichts vor. Wie könne da Mr Fisk oder jemand anders eine Entscheidung treffen, ohne die Fakten oder das Gesetz zu kennen?

Das alles sei leider nur ein weiterer Beweis dafür, wie unerfahren Mr Fisk in gerichtlichen Angelegenheiten sei.

303

Clete Coleys Verluste auf der Lucky Jack häuften sich, und eines Abends, in einem Saloon in Under-the-Hill, vertraute er das Mariin an. Mariin war in die Stadt gekommen und wollte ein ernstes Wörtchen mit seinem Kandidaten reden, der den Wahlkampf inzwischen einfach ignorierte.

»Ich habe eine großartige Idee«, sagte Mariin, der dabei an den eigentlichen Grund seines Besuchs dachte. »An der Golfküste gibt es vierzehn Kasinos, eines größer und schöner als das andere. Wie in Las Vegas ...«

»Ich weiß, wie sie aussehen.«

»Ahm, ja. Ich kenne den Mann, dem das Pirate's Cove gehört. Sie können im nächsten Monat dreimal die Woche dort übernachten, Penthouse-Suite, toller Blick aufs Meer. Sie können die ganze Nacht lang Karten spielen, und tagsüber machen Sie ein bisschen Wahlkampf. Die Leute da unten wollen Sie kennenlernen. Dort sind die Stimmen. Ich kann ein paar Auftritte organisieren. Ihre Rede ist großartig, sie kommt gut an.«

Clete war begeistert von der Idee. »Dreimal die Woche?«

»Wenn Sie wollen auch öfter. Das Kasino hier hängt Ihnen doch sicher schon zum Hals raus.«

»Nur, wenn ich verliere.«

»Tun Sie's, Clete. Die Leute, die Ihren Wahlkampf finanzieren, wollen was für ihr Geld sehen. Sie wissen, dass Sie wahrscheinlich nicht gewinnen werden, aber ihr Anliegen soll trotzdem unters Volk gebracht werden.«

Clete gab zu, dass die Idee großartig war. Er bestellte noch einen Rum und fing an, über die vielen schönen Kasinos an der Küste nachzudenken.

304

24

Im fünfundzwanzigsten Stock des höchsten Gebäudes von Mississippi stiegen Mary Grace und Wes aus dem Fahrstuhl und betraten den repräsentativen Empfang der größten Anwaltskanzlei des Staates. Sofort fielen ihr die Tapete, die gediegenen Möbel, die Blumenarrangements auf, Dinge, die früher auch ihnen wichtig gewesen waren.

Die gut angezogene Empfangsdame war hinreichend höflich. Ein Mitarbeiter im obligatorischen marineblauen Anzug und mit schwarzen Schuhen führte sie zu einem Konferenzraum, wo sie von einer Sekretärin gefragt wurden, ob sie etwas zu trinken wollten. Nein, wollten sie nicht. Die großen Fenster boten eine großartige Sicht auf Jackson. Die Kuppel des

Regierungsgebäudes dominierte den Blick. Zur Linken war das Carroll-Gartin-Gebäude, und dort lag in irgendeinem Büro auf irgendeinem Schreibtisch der Fall *Baker gegen Krane Chemical*.

Die Tür ging auf, herein kam Alan York, mit einem breiten Lächeln auf dem Gesicht und einem festen Händedruck. Er war Ende fünfzig, klein und rundlich und wirkte ein bisschen ungepflegt - zerknittertes Hemd, kein Jackett, abgenutzte Schuhe -, was für einen Partner in einer derart renommierten Kanzlei sehr ungewöhnlich war. Der Mitarbeiter, der sie herbegleitet hatte, kam wieder, mit zwei dicken Aktenordnern im Arm. Nach der Begrüßung und etwas Small Talk setzten sie sich an den Tisch.

Die Klage, die die Paytons im April im Namen der Familie des ums Leben gekommenen Holzfällers eingereicht hat-

305

ten, war ungewohnt schnell durch die Offenlegung gekommen. Ein Datum für den Prozess würde frühestens in einem Jahr festgelegt werden. Die Haftung war klar - der Fahrer des Sattelschleppers hatte den Unfall verursacht und war zu schnell gefahren, mindestens fünfundzwanzig Stundenkilometer mehr als erlaubt. Zwei Augenzeugen hatten unter Eid ihre Aussage gemacht und bestätigt, dass der Fahrer zu schnell gewesen und ihnen zudem durch seine rücksichtslose Fahrweise aufgefallen war. In seiner Aussage gab der Fahrer zu, in der Vergangenheit bereits mehrfach wegen Verkehrsverstößen angeklagt worden zu sein. Bevor er den Job als Fahrer angenommen hatte, war er Rohrleger gewesen, aber gefeuert worden, weil er während der Arbeitszeit Marihuana geraucht hatte. Wes hatte mindestens zwei Verurteilungen wegen Alkohols/Drogen am Steuer gefunden, und der Fahrer meinte, es gebe noch eine dritte, konnte sich aber nicht genauer daran erinnern.

Kurz gesagt, der Fall würde nicht einmal in die Nähe von Geschworenen kommen. Ein Vergleich war das Naheliegendste, und nach vier Monaten geschäftiger Offenlegung war Mr Alan York bereit, die Verhandlungen zu beginnen. Dem Anwalt zufolge lag seinem Mandanten, der Versicherung Eastern Casualty, viel daran, den Fall möglichst schnell abzuschließen.

Wes begann, indem er eine Beschreibung der Hinterbliebenen gab: eine dreiunddreißig Jahre alte Witwe und Mutter mit Highschool-Abschluss und drei Kindern, von denen das älteste zwölf war. Der Tod des Ehemanns und Vaters habe natürlich verheerende Folgen für die Familie gehabt.

Während Wes redete, machte sich York Notizen, und sein Blick ging immer wieder zu Mary Grace. Sie hatten miteinander telefoniert, kannten sich aber nicht persönlich. Der Fall wurde von Wes bearbeitet, doch York wusste, dass sie nicht nur mitgekommen war, weil sie nett anzusehen war. Einer seiner engsten Freunde war Frank Sully, der Anwalt aus Hat-tiesburg, den Krane Chemical hinzugezogen hatte, damit es

306

am Tisch der Verteidigung voller wurde. Sully war von Jared Kurtin ins Abseits gedrängt worden und immer noch wütend deshalb. Er hatte York viel über den Fall Baker erzählt, und seiner Meinung nach funktionierte das Payton-Team am besten, wenn Mary Grace es übernahm, die Geschworenen anzusprechen. Sie sei gnadenlos im Kreuzverhör und habe eine gute Auffassungsgabe, doch ihre große Stärke sei der persönliche Kontakt zu Menschen. Ihr Abschlussplädoyer sei brillant gewesen, beeindruckend und, wie das Urteil beweise, sehr überzeugend.

York hatte seit über einunddreißig Jahren mit Versicherungsunternehmen zu tun. Er gewann mehr Prozesse, als er verlor, aber auch er hatte schon erlebt, dass Geschworene einen Fall einfach nicht so sehen wollten wie er und dem Kläger gewaltige Summen zusprachen. Es gehörte dazu. Allerdings hatte er es noch nie mit einer Schadenssumme von einundvierzig Millionen zu tun gehabt. In den Anwaltskreisen des Staates war das Urteil inzwischen schon zur Legende geworden. Dazu kam, dass die Paytons alles riskiert und ihr Haus, ihr Büro und ihre Autos verloren hatten, dass sie sich hoch verschuldet hatten, um einen langen Prozess durchzustehen,

und die Legende wuchs weiter. Ihr Schicksal war bekannt und auf Sitzungen der Anwaltskammern, Golfturnieren und Cocktailpartys stets Anlass für intensive Diskussionen. Wenn das Urteil Bestand hatte, konnten die Paytons auf ein gigantisches Honorar hoffen. Wurde es aufgehoben, wären sie vermutlich bankrott.

Während Wes den Fall darlegte, konnte York nicht umhin, die beiden zu bewundern.

Nach einer kurzen Bewertung der Haftung addierte Wes die Schadenssummen, schlug wegen der Fahrlässigkeit des Fuhrunternehmens etwas drauf und sagte dann: »Wir halten zwei Millionen für einen fairen Vergleich.«

»Das glaube ich Ihnen sofort«, entgegnete York und spielte wie zu erwarten den schockierten und zutiefst bestürzten Verteidiger. Augenbrauen, die sich in ungläubigem Staunen

307

hoben. Kopfschütteln angesichts der Summe. Dann schlug er die Hände vors Gesicht und legte die Stirn in tiefe Falten. Sein Lächeln war verschwunden.

Wes und Mary Grace brachten es fertig, völlig gleichgültig zu wirken, während ihnen das Herz bis zum Hals schlug.

»Wenn Sie zwei Millionen wollen«, fuhr York fort, während er einen Blick in seine Notizen warf, »müssen Sie Strafschadenersatz in irgendeiner Form mit einbeziehen, und ehrlich gesagt glaube ich nicht, dass mein Mandant eine Strafe zahlen wird.«

»Dann wird Ihr Mandant eben die Summe zahlen, die die Geschworenen festlegen«, sagte Mary Grace ungerührt. Auch diese Art von Schlagabtausch gehörte dazu. York hatte es schon tausendmal gehört, aber aus dem Mund einer Frau, die bei ihrem letzten Prozess eine gigantische Strafzahlung durchgesetzt hatte, klang es tatsächlich um einiges bedrohlicher als sonst.

»Bis zu einem Prozess wird es mindestens zwölf Monate dauern«, sagte York, während er seinen Mitarbeiter ansah, als könnte dieser den genauen Zeitpunkt des Prozesses vorhersagen. Der Mitarbeiter bestätigte geflissentlich, was sein Chef schon gesagt hatte.

Anders ausgedrückt, wenn diese Sache vor Gericht landet, wird es Monate dauern, bis ihr auch nur einen Cent an Honorar seht. Es ist kein Geheimnis, dass eure kleine Kanzlei hoch verschuldet ist und ums Überleben kämpft, und jeder weiß, dass ihr einen großen Vergleich braucht, und zwar schnell.

»Ihre Mandantin kann nicht so lange warten«, sagte York.

»Wir haben Ihnen eine Summe genannt«, erwiderte Wes. »Haben Sie ein Gegenangebot?«

Plötzlich klappte York den Aktenordner zu, lächelte etwas gezwungen und sagte: »Im Grunde genommen ist es ganz einfach. Eastern Casualty ist sehr gut darin, seine Verluste klein zu halten, und mit diesem Fall wird das Unternehmen mit Sicherheit Verlust machen. Ich bin befugt, Ihnen eine Million Dollar anzubieten. Keinen Cent mehr. Ich habe eine Million

308

Dollar, und mein Mandant hat mir gesagt, dass er diese Summe nicht erhöhen wird. Eine Million Dollar. Das ist mein letztes Angebot.«

Der Anwalt, der den Fall an sie abgegeben hatte, bekam die Hälfte des Honorars in Höhe von dreißig Prozent der Vergleichssumme. Die andere Hälfte stand den Paytons zu. Fünfzehn Prozent von einer Million Dollar waren einhundert-fünfzigtausend Dollar. Ein Traum.

Beide runzelten die Stirn und sahen sich an. Am liebsten wären sie über den Tisch gesprungen und hätten Alan York abgeküsst. Dann schüttelte Wes den Kopf, und Mary Grace schrieb etwas auf ihren Notizblock.

»Wir müssen unsere Mandantin anrufen«, sagte Wes.

»Natürlich.« York sprang auf und schoss aus dem Raum, während sein Mitarbeiter Mühe hatte, ihm zu folgen.

»Und?«, sagte Wes leise, als würde der Raum abgehört werden.

»Ich versuche gerade krampfhaft, nicht in Tränen auszu-brechen«, sagte Mary Grace.

»Jetzt wird weder geweint noch gelacht. Wir lassen ihn noch ein bisschen bluten.«

Als York wieder da war, sagte Wes mit unbewegtem Gesicht: »Wir haben mit Mrs Nolan gesprochen. 1,2 Millionen. Weniger wird sie nicht akzeptieren.«

York atmete aus, während sich seine Schultern nach unten bewegten und sein Gesicht immer länger wurde. »Ich will ehrlich zu Ihnen sein«, sagte er. »So viel habe ich nicht.«

»Sie können ja nachverhandeln. Wenn Ihr Mandant bereit ist, eine Million zu zahlen, wird er vielleicht noch zweihun-derttausend drauflegen. Vor Gericht ist dieser Fall doppelt so viel wert.«

»Eastern Casualty ist ein zäher Brocken.«

»Ein Anruf. Es ist einen Versuch wert, finden Sie nicht?«

Wieder verließ York den Raum. Zehn Minuten später kam er mit einem Lächeln im Gesicht zurück. »Mein Mandant ist einverstanden. Herzlichen Glückwunsch!«

309

Die Paytons waren fassungslos. Das Aushandeln eines Vergleichs zog sich in der Regel über Wochen oder Monate hin. In dieser Zeit lagen sich die beiden Parteien in den Haaren und spielten alle möglichen Spielchen miteinander. Sie hatten darauf gehofft, Yorks Büro mit einer allgemeinen Vorstellung davon, was bei einem Vergleich möglich war, verlassen zu können. Stattdessen stolperten sie wie benommen aus der Kanzlei und fuhren fünfzehn Minuten, in denen kaum ein Wort fiel, durch das Stadtzentrum von Jackson. Dann hielten sie kurz vor dem Capitol Grill, einem Restaurant, das eher für seine Gäste als für sein Essen bekannt war. Lobbyisten ließen sich hier gern sehen, während sie die Rechnung für mehrgängige Menüs mit schwergewichtigen Politikern bezahlten. Gouverneure hatten den Capitol Grill schon immer geschätzt.

Warum sollten sie sich zur Abwechslung nicht einmal etwas gönnen und mit den Stars ihres Berufsstandes essen?

Stattdessen betraten sie zwei Türen weiter einen kleinen De-li und bestellten Eistee. Appetit hatte keiner von beiden. Schließlich sprach Wes das Offensichtliche aus. »Haben wir gerade einhundertachtzigtausend Dollar verdient?«

»Mhm«, erwiderte Mary Grace, während sie am Strohalm ihres Eistees zog.

»Dann hatte ich also recht.«

»Ein Drittel geht für die Steuern drauf.«

»Willst du mir die Laune verderben?«

»Nein. Ich bin nur realistisch.«

Mary Grace schrieb die Zahl Einhundertachtzigtausend auf eine weiße Papierserviette.

»Geben wir das Geld schon aus?«, fragte Wes.

»Nein, wir teilen es nur auf. Sechzigtausend für Steuern?«

»Fünfzig.«

»Einkommensteuer, Sozialversicherung, Arbeitslosenversicherung, und was weiß ich noch alles. Das ist mindestens ein Drittel.«

»Fünfundfünfzig«, schlug er vor.

310

Sie schrieb Sechzigtausend auf. »Ein Bonus?«

»Wie wäre es mit einem neuen Auto?«, fragte er.

»Nein. Ein Bonus, für alle fünf Mitarbeiter. Sie haben seit drei Jahren keine Gehaltserhöhung bekommen.«

»Fünftausend für jeden.«

Mary Grace schrieb Fünfundzwanzigtausend auf und sagte dann: »Die Bank.«

»Ein neues Auto.«

»Die Bank. Die Hälfte des Honorars ist schon weg.«

»Zweihundert Dollar.«

»Wes, wie kannst du nur? Wir werden das Leben erst wieder genießen können, wenn uns die Bank nicht mehr im Nacken sitzt.«

»Den Kredit habe ich verdrängt.«

»Wie viel?«

»Ich weiß nicht. Du hast dich sicher schon für einen Betrag entschieden.«

»Fünzigtausend für Huffy und zehntausend für Sheila McCarthy. Dann bleiben uns noch fünfunddreißigtausend.« Was ihnen in diesem Moment wie ein Vermögen vorkam. Sie starrten auf die Serviette und spielten in Gedanken mit wechselnden Zahlen und Prioritäten herum, doch keiner der beiden wollte eine Änderung vorschlagen. Schließlich unterschrieb Mary Grace ganz unten auf der Serviette, und Wes tat es ihr gleich. Dann steckte sie die Serviette in ihre Handtasche.

»Können wir nicht wenigstens einen neuen Anzug für mich kaufen?«, fragte er.

»Das hängt davon ab, ob gerade welche im Sonderangebot sind. Ich glaube, wir sollten in der Kanzlei anrufen.«

»Sie sitzen sicher schon vor dem Telefon.«

Drei Stunden später, als die Paytons ihre Kanzlei betraten, begann die Party. Die Tür wurde verriegelt, die Telefone wurden vom Netz genommen, dann floss der Champagner. Sherman und Rusty, die beiden juristischen Hilfskräfte, brachten einen improvisierten Trinkspruch nach dem ande-

311

ren aus. Tabby und Vicky, die Sekretärinnen, waren schon nach zwei Gläsern kräftig beschwipst. Selbst ihre Buchhalterin Olivia feierte ordentlich mit und fand irgendwann alles und jeden zum Lachen.

Das Geld war inzwischen dreimal ausgegeben, und alle waren reich.

Als kein Champagner mehr da war, schlossen sie die Kanzlei ab und gingen nach Hause. Die Paytons fuhren mit vom Alkohol geröteten Wangen zu ihrer Wohnung, wo sie sich umzogen. Dann ging es weiter zur Schule, wo sie Mack und Liza abholen wollten. Sie hatten sich einen lustigen Abend verdient, obwohl die Kinder noch zu jung waren, um den Vergleich zu verstehen. Wes und Mary Grace wollten ihnen nichts davon erzählen.

Mack und Liza hatten Ramona erwartet, und als sie vor der Schule ihre Eltern entdeckten, wurde ein langer Tag auf einen Schlag besser. Wes erklärte ihnen, dass sie keine Lust mehr zum Arbeiten hätten und lieber spielen wollten. Zuerst hielten sie an einem Baskin-Robbins, wo jeder ein Eis bekam. Als Nächstes ging es zu einem Einkaufszentrum, wo sie in einem Schuhgeschäft hängen blieben. Jedes Mitglied der Familie Payton suchte sich ein Paar Schuhe aus, auf die es gerade fünfzig Prozent Rabatt gab. Mack erwies sich mit einem Paar Kampfstiefel als der Modemutigste. Mitten im Einkaufszentrum war ein Kino mit vier Sälen. Sie kamen gerade noch rechtzeitig zur Sechs-Uhr-Vorstellung des neuen Harry-Potter-Films. Zum Abendessen ging es in eine auf Familien ausgerichtete Pizzeria mit einem Indoor-Spielplatz und hohem Lärmfaktor. Gegen zehn Uhr waren sie wieder zu Hause, wo Ramona vor dem Fernseher saß und die Ruhe genoss. Die Kinder drückten ihr einen Karton mit übrig gebliebener Pizza in die Hand und fingen sofort an, von dem Film zu erzählen. Sie versprachen hoch und heilig, ihre Hausaufgaben am nächsten Morgen zu machen. Mary Grace gab nach. Die gesamte Familie machte es sich auf dem Sofa ge-

312

mütlich und sah sich eine Realityshow an. Schlafenszeit war ausnahmsweise um elf.

Als die Kinder im Bett waren und es in der Wohnung still wurde, legten sich Wes und Mary Grace auf das Sofa, die Köpfe an entgegengesetzten Enden, die Beine ineinander verschlungen, und ließen ihre Gedanken wandern. In den vergangenen vier Jahren - in denen ihre Finanzen immer tiefer in den Keller gerutscht waren, mit einem Verlust nach dem anderen, einer Demütigung nach der anderen - war die Angst zu ihrem ständigen Begleiter geworden. Angst davor, ihr Haus zu verlieren, das Büro, die Autos. Angst davor, ihre Kinder nicht mehr versorgen zu können. Angst vor einem medizinischen Notfall, den ihre Krankenversicherung nicht abdeckte.

Angst davor, den Fall Baker zu verlieren. Angst davor, bankrottzugehen, wenn die Bank zu sehr auf die Rückzahlung des Kredits drängte.

Seit dem Urteil war die Angst keine ständige Bedrohung mehr, sondern eher ein lästiges Übel. Sie war immer da, doch sie hatten sie langsam unter Kontrolle gebracht. Seit sechs Monaten zahlten sie der Bank jeden Monat zweitausend Dollar, schwer verdientes Geld, das übrig blieb, nachdem sie alle anderen Rechnungen und Ausgaben beglichen hatten. Es deckte kaum die Zinsen und erinnerte sie daran, wie bedrückend ihre Schuldenlast war. Doch für sie war es ein Symbol. Sie kamen endlich wieder auf die Beine und sahen einen Silberstreifen am Horizont.

Jetzt, zum ersten Mal seit Jahren, hatten sie Rücklagen, ein Sicherheitsnetz, das sie auffangen würde, falls sie noch tiefer sinken sollten. Sie wollten ihren Anteil aus dem Vergleich von heute verstecken, und wenn die Angst wiederkam, wollten sie sich von ihrem vergrabenen Schatz trösten lassen.

Am nächsten Morgen um zehn fuhr Wes bei der Bank vorbei und suchte Huffy auf, der gerade an seinem Schreibtisch saß. Nachdem er ihn zum Stillschweigen verdonnert hatte, flüsterte er ihm die guten Nachrichten ins Ohr. Huffy wäre ihm

313

fast um den Hals gefallen. Mr Kirkhead saß ihm von morgens bis abends im Nacken und verlangte Ergebnisse.

»Das Geld müsste in ein paar Wochen da sein«, sagte Wes stolz. »Ich rufe Sie an, sobald es auf unserem Konto ist.«

»Fünzigtausend?«, schnaufte Huffy, als wäre ihm gerade sein Job gerettet worden.

»Richtig.«

Von der Bank aus fuhr Wes ins Büro. Tabby drückte ihm eine Telefonnotiz in die Hand - Alan York bat um Rückruf. Sicher nur eine Routineangelegenheit, vermutlich waren nur ein paar Details zu klären.

Doch Yorks Stimme klang kühl. »Wir haben ein Problem«, sagte er langsam, als würde er nach Worten suchen.

»Was ist los?«, fragte Wes. Er spürte, wie sich sein Magen verkrampfte.

»Ich weiß es nicht. Ich bin völlig frustriert. Und verwirrt. So etwas ist mir noch nie passiert. Eastern Casualty hat einen Rückzieher gemacht. Der Vergleich ist vom Tisch. Sie werden nicht zahlen. Ich brülle die Scheißkerle schon den ganzen Morgen lang an. Sie brüllen zurück. Unsere Kanzlei vertritt die Versicherung seit achtzehn Jahren, und wir hatten noch nie so ein Problem. Aber seit einer Stunde sind sie dabei, sich eine andere Kanzlei zu suchen. Ich habe den Mandanten gefeuert. Ich habe Ihnen mein Wort gegeben, und jetzt lässt mich mein Mandant an der langen Leine verhungern. Es tut mir leid. Ich weiß nicht, was ich sonst noch sagen kann.«

Wes kniff sich in die Nasenwurzel und versuchte, nicht laut aufzustöhnen. »Das ist ein ziemlicher Schock für uns«, brachte er heraus, nachdem er sich geräuspert hatte.

»Da haben Sie verdammt recht, aber es hat keinen Einfluss auf die Klage. Ich bin nur froh, dass das nicht am Tag vor dem Prozess passiert ist. Diesen arroganten Kerlen von der Versicherung traue ich inzwischen alles zu.«

»Beim Prozess werden sie nicht mehr arrogant sein.«

»Genau. Ich hoffe, Sie lassen diese Kerle richtig bluten.«

»Das werden wir.«

314

»Es tut mir leid.«

»Ist nicht Ihre Schuld. Dann bereiten wir uns eben auf einen Prozess vor.«

»Tun Sie das.«

»Ich melde mich wieder bei Ihnen.«

»Ja, rufen Sie an. Übrigens - haben Sie gerade Ihr Handy griffbereit?«

»Ja, es liegt direkt neben mir.«

»Ich gebe Ihnen jetzt meine Handynummer. Legen Sie auf, und rufen Sie mich zurück.«

Als beide Männer nicht mehr über das Festnetz miteinander telefonierten, sagte York: »Sie haben das nicht von mir gehört, okay?«

»Okay.«

»Der Chefsyndikus für Eastern Casualty ist ein Mann namens Ed Larrimore. Er war zwanzig Jahre lang Partner in der New Yorker Kanzlei Bradley & Backstrom. Sein Bruder ist ebenfalls Partner in der Kanzlei. Bradley & Backstrom arbeiten für große Konzerne, und einer ihrer Mandanten ist KDN, das Erdgasunternehmen, bei dem Carl Trudeau der größte Aktionär ist. Das ist die Verbindung. Ich habe noch nie mit Ed Larrimore geredet, dafür gibt es auch gar keinen Grund. Aber der Anwalt, mit dem ich bei Eastern Casualty zu tun habe, hat mir geflüstert, dass die Entscheidung, den Vergleich zu kippen, von ganz oben kam.«

»Will sich da jemand rächen?«

»Sieht ganz danach aus. Es ist weder ungesetzlich noch unethisch. Das Versicherungsunternehmen trifft die Entscheidung, keinen Vergleich abzuschließen und es auf einen Prozess ankommen zu lassen. Das Einzige, das Sie jetzt noch tun können, ist, Eastern Casualty bei einem Prozess die Hosen ausziehen. Die Versicherung ist zwanzig Milliarden wert, und niemand dort macht sich Sorgen wegen ein paar Geschworenen in Pike County, Mississippi. Ich schätze, sie werden die Sache so lange hinziehen, bis sie einen Termin für den Prozess haben, und dann einen Vergleich vorschlagen.«

315

»Ich weiß gar nicht, was ich sagen soll.«

»Es tut mir leid, dass das passiert ist. Ich bin raus aus der Sache, und Sie haben das nicht von mir gehört.«

»Klar.«

Wes starrte eine Weile die Wand an, bis er genug Energie gesammelt hatte, um aufzustehen, ein paar Schritte zu gehen, sein Büro zu verlassen und seine Frau zu suchen.

Wie mittlerweile jeden Mittwochmorgen gab Ron Fisk seiner Frau Doreen pünktlich um sechs einen kuss zum Abschied, dann drückte er Monte seine Reisetasche und seinen Aktenkoffer in die Hand. Guy wartete schon im Geländewagen. Beide Assistenten winkten Doreen zu, dann fuhren sie davon. Es war der letzte Mittwoch im September, Woche einundzwanzig seiner Kampagne, und der einund-zwanzigste Mittwoch hintereinander, an dem er sich um sechs Uhr morgens von seiner Frau verabschiedet hatte. Tony Zachary hätte keinen disziplinierten Kandidaten finden können.

Auf dem Rücksitz drückte Monte Ron den Tagesplan in die Hand. Einer von Tonys Assistenten in Jackson stellte ihn in der Nacht zusammen und schickte ihn jeden Morgen Punkt fünf per E-Mail an Monte. Seite eins war der Terminplan. Seite zwei war ein Überblick der drei Gruppen, zu denen er an diesem Tag sprechen würde, zusammen mit den Namen der wichtigsten Persönlichkeiten, die teilnehmen würden.

Auf Seite drei stand das Neueste zu den Kampagnen seiner Gegner. Es war in erster Linie Klatsch und Tratsch, doch Ron las diesen Teil immer am liebsten. Clete Coley ist zuletzt gesehen worden, als er vor einer kleinen Gruppe Hilfssheriffs in Hancock County eine Rede gehalten hat. Danach hat er sich wieder an die Blackjack-Tische im Pirate's Cove zurückgezogen. McCarthy arbeitet heute und hat keine Wahl-kampfveranstaltungen.

Seite vier war eine Zusammenfassung der Finanzierung.

Bis jetzt beliefen sich die Spenden auf 1,7 Millionen Dollar, von denen fünfundsiebzig Prozent von innerhalb des Staates kamen. Die Ausgaben lagen bei 1,8 Millionen Dollar. Das Defizit konnte man vernachlässigen. Tony Zachary wusste, dass die großen Summen im Oktober fließen würden. Mc-Carthy hatte 1,4 Millionen Dollar bekommen, und so gut wie alles stammte von Prozessanwälten. Ausgegeben hatte sie die Hälfte davon. Fisks Lager war fast einhellig der Meinung, dass bei den Prozessanwälten nichts mehr zu holen war.

Sie hatten den Flugplatz erreicht. Die King Air hob um 6.30 Uhr ab. Fisk war gerade dabei, mit Tony in Jackson zu telefonieren. Es war das erste von vielen Gesprächen, die sie tagsüber miteinander führten. Alles lief wie geplant. Fisk hatte bereits den Punkt erreicht, an dem er glaubte, dass alle Wahlkämpfe so leicht waren. Er war immer pünktlich, gut gelaunt, vorbereitet, ausgeruht, finanziert und begierig darauf, mit der nächsten Veranstaltung weiterzumachen. Mit den zwei Dutzend Leuten unter Tonys Fuchtel, die sich um jedes noch so kleine Detail kümmerten, hatte er wenig zu tun.

Richterin McCarthys Version des Tagesplans bestand aus einem Glas Fruchtsaft, das sie mit Nat Lester zusammen in ihrem Wahlkampfbüro in Jackson einnahm. Sie bemühte sich, jeden Morgen um 8.30 Uhr da zu sein, und war auch meist pünktlich. Wenn sie kam, hatte Nat schon zwei Stunden gearbeitet und Leute angebrüllt.

Es interessierte die beiden nicht im Geringsten, wo Shei-las Gegenkandidaten gerade waren. Mit Umfragen hielten sie sich nicht lange auf. Ihre Zahlen sagten, dass sie etwa auf gleicher Höhe mit Fisk lag, was beunruhigend genug war. Die neuesten Pläne zur Finanzierung der Kampagne durchzusprechen dauerte nicht lange, die Diskussion über mögliche Spender ebenfalls nicht.

»Ich könnte ein neues Problem haben«, sagte sie an diesem Morgen.

»Nur eines?«

318

»Erinnern Sie sich an den Fall Frankie Hightower?«

»Im Moment nicht.«

»Vor fünf Jahren wurde in Grenada County ein State Troop-er erschossen. Er hielt ein Auto an, das zu schnell gefahren war. In dem Wagen saßen drei schwarze Männer und ein schwarzer Teenager, Frankie Hightower. Einer von ihnen fing an, mit einem Sturmgewehr herumzuballern. Der Polizist wurde achtmal getroffen. Sie ließen ihn einfach auf dem Highway 51 liegen.«

»Lassen Sie mich raten. Das Gericht ist zu einer Entscheidung gelangt.«

»Das Gericht nähert sich einer Entscheidung. Sechs meiner Kollegen wollen das Urteil bestätigen.«

»Lassen Sie mich raten. Sie würden gern eine abweichende Stellungnahme schreiben.«

»Ich werde eine abweichende Stellungnahme schreiben. Sein Verteidiger war irgendein Schwachkopf, der nicht viel Erfahrung und offenbar auch nicht viel Gehirn besaß. Der Prozess war ein Witz. Die anderen drei Angeklagten bekannten sich schuldig, um nur lebenslänglich zu bekommen, und zeigten mit dem Finger auf Hightower, der zum Zeitpunkt der Tat sechzehn Jahre alt war und auf dem Rücksitz saß. Unbewaffnet. Ja, ich werde eine abweichende Stellungnahme schreiben.«

Nat sprang auf und fing an, hin und her zu gehen. Es war Zeitverschwendung, mit ihr über die Fakten des Falls zu diskutieren. Und es erforderte einiges an Geschick, mit ihr über die politischen Konsequenzen des Falls zu diskutieren. »Co-ley wird begeistert sein.«

»Coley ist mir egal. Er ist ein Clown.«

»Clowns bekommen eine Menge Wählerstimmen.«

»Er kann uns nicht gefährlich werden.«

»Fisk wird diesen Fall als Geschenk Gottes ansehen. Als weiteren Beweis dafür, dass seine Kampagne göttlichen Beistand genießt. Manna vom Himmel. Ich sehe jetzt schon die

»Ich bin anderer Meinung, Nat. So einfach ist das.«

»Nein, so einfach ist das nicht. Einige der Wähler werden das, was Sie tun, vielleicht verstehen und Ihren Mut bewundern. Vielleicht drei oder vier von ihnen. Der Rest wird sich Fisks Fernsehspot ansehen, in dem das lächelnde Gesicht des gut aussehenden jungen State Trooper neben das Polizeifoto von Frankie Was-weiß-ich-wie-er-heißt montiert ist.«

»Hightower.«

»Danke. Der Spot wird mindestens zehnmal liberale Richter erwähnen, und er wird vermutlich Ihr Gesicht zeigen. Das wird Eindruck machen. Sie können auch gleich aufgeben.«

Er brach ab, doch es war klar, dass er wütend war. Keiner der beiden sagte etwas. Schließlich brach Sheila das Schweigen. »Das ist gar keine schlechte Idee. Vielleicht sollte ich wirklich aufgeben. Ich habe mich dabei erwisch, wie ich Schriftsätze lese und mich dabei frage: >Was werden die Wähler denken, wenn ich jetzt so oder so entscheide?< Nat, ich bin keine Richterin mehr. Ich bin Politikerin.«

»Sie sind eine großartige Richterin. Und davon haben wir nur noch drei.«

»Inzwischen geht es doch nur noch um Politik.«

»Sie werden nicht aufgeben. Haben Sie Ihre Stellungnahme schon geschrieben?«

»Ich bin gerade dabei.«

»In fünf Wochen wird gewählt. Wie langsam können Sie schreiben? Großer Gott, Sheila, das Gericht ist bekannt dafür, dass es sich Zeit lässt. Geben Sie Ihre Stellungnahme erst nach der Wahl weiter. Fünf Wochen sind nicht lang. Der Mord war vor *fünf Jahren*.« Er stürmte wild gestikulierend durch sein Büro.

»Das Gericht hat einen Terminplan.«

»Quatsch. Den brauchen Sie nicht einzuhalten.«

»Um der Politik willen?«

»Genau. Kommen Sie mir wenigstens in diesem einen Punkt entgegen. Wir reißen uns hier für Sie den Arsch auf, und Sie tun so, als wären Sie sich zu schade für die schmutz-

zige Arbeit. Aber Wahlkampf ist nun mal ein schmutziges Geschäft!«

»Würden Sie bitte etwas leiser brüllen?«

Er senkte seine Stimme um einige Dezibel, marschierte aber weiterhin auf und ab. Drei Schritte zur einen Wand, dann drei Schritte zur anderen. »Ihre Stellungnahme wird überhaupt nichts ändern. Sie werden mit sechs zu drei überstimmt werden, vielleicht sogar sieben zu zwei oder auch acht zu eins. Das Stimmenverhältnis spielt eigentlich keine Rolle. Das Urteil ist bestätigt, und Frankie Wer-auch-immer wird genau da bleiben, wo er jetzt gerade ist und wo er in den nächsten zehn Jahren auch bleiben wird. Jetzt seien Sie doch nicht so albern.«

Sheila trank ihren Fruchtsaft aus und gab ihm keine Antwort.

»Dieses süffisante Grinsen auf Ihrem Gesicht gefällt mir gar nicht«, sagte Nat. Er deutete mit einem seiner langen Finger auf Sheila. »Wenn Sie Ihre abweichende Meinung vor der Wahl weitergeben, gehe ich.«

»Drohen Sie mir nicht.«

»Ich drohe Ihnen nicht, ich verspreche Ihnen etwas. Sie kennen ein Dutzend Möglichkeiten, um diesen Fall noch fünf Wochen auszusetzen. Großer Gott, wenn Sie wollten, könnten Sie ihn für sechs Monate auf Eis legen.«

Sie stand auf und sagte: »Ich muss zur Arbeit.«

»Das habe ich ernst gemeint!«, brüllte er. »Ich werde kündigen!«

Sie riss die Tür auf und ging mit den Worten: »Beschaffen Sie uns lieber noch ein bisschen Geld.«

Drei Tage später wurde die sorgsam konstruierte Lawine ins Rollen gebracht. Nur eine Handvoll Leute wusste, was kam. Ron Fisk hatte keine Ahnung, wie gewaltig und flächendeckend seine Kampagne war. Er hatte vor den Kameras posiert, sich mehrmals umgezogen, sich durch die Texte gearbeitet, seine Familie und einige seiner Freunde zu den Dreh-

321

arbeiten geholt. Er kannte das Budget und wusste, wie viel Werbezeit bei verschiedenen Fernsehsendern im Süden Mississippis eingekauft worden war. Bei einer normalen Kampagne hätte er sich gefragt, wie man so viel teure Werbung finanzieren sollte.

Doch die Maschine, die seinen Namen trug, hatte viele Teile, von denen er nichts wusste.

Die ersten Filme waren reine Imagespots - kleine, putzige Vignetten, die dem netten jungen Mann die Tür öffnen sollten. Ron als Pfadfinder, mit der tiefen, warmen Stimme eines Schauspielers, der im Off die Rolle seines ersten Gruppenleiters spielte. »Er war einer der besten Pfadfinder, die wir je hatten. Er hat es in nicht einmal drei Jahren zum Eagle Scout geschafft.« Ron im Talar bei seiner Highschool-Abschluss-feier, als Einserschüler. Ron mit Doreen und den Kindern und seiner eigenen Stimme, die sagte: »Familien sind unser größtes Kapital.« Nach dreißig Sekunden war der Spot zu Ende, doch vorher sagte eine sonore, überirdisch klingende Stimme: »Ron Fisk, ein Richter mit unseren Werten.«

Ein zweiter Spot, der aus einer Serie von Schwarz-Weiß-Fotos bestand, begann mit Ron auf der Treppe vor seiner Kirche. Er trug einen dunklen Anzug und unterhielt sich mit seinem Pastor, der erzählte: »Vor zwölf Jahren wurde Ron Fisk in dieser Kirche zum Diakon ernannt.« Ron, jetzt ohne Jackett, als Lehrer in der Sonntagsschule. Ron, der mit der Bibel in der Hand unter einem Baum stand und eine Gruppe Teenager unterrichtete. »Danket Gott für Männer wie Ron Fisk.« Ron und Doreen, die Gottesdienstbesucher an der Tür der Kirche begrüßten. Und der gleiche Schluss: »Ron Fisk, ein Richter mit unseren Werten.«

Es gab nicht die kleinste Anspielung auf einen Konflikt, nichts, rein gar nichts über die Kampagne, kein bisschen Dreck, kein Hinweis auf das, was folgen sollte. Nur ein herzliches Hallo von einem unglaublich gut aussehenden jungen Diakon.

Die Spots wurden flächendeckend im Süden Mississippis

322

und auch im Landesinnern ausgestrahlt, weil Tony Zachary die hohen Preise der Fernsehsender in Jackson bezahlen konnte.

Der 30. September war ein äußerst wichtiges Datum in Barry Rineharts Kalender. Alle Wahlkampfspenden, die im Monat Oktober eingingen, mussten erst am 10. November offengelegt werden, sechs Tage nach der Wahl. Die Spendenflut von außerhalb des Staates würde so lange unbemerkt bleiben, bis es zu spät war. Die Verlierer würden lautstark protestieren, doch das war alles, was sie tun konnten.

Am 30. September schalteten Rinehart und seine Firma noch einen Gang höher. Sie fingen mit ihrer A-Liste an. Gruppen, die eine Reform des Schadenersatzrechts unterstützten, Lobbyisten aus der Wirtschaft, politische Aktionskomitees aus der Wirtschaft und Hunderte von konservativen Organisationen, die von der allseits bekannten *American Rifle Association* bis hin zu der ominösen *Zero Future Tax* reichten, einer kleinen Gruppe, die das Finanzamt abschaffen wollte. Eintausendeinhundertvierzig Gruppen in allen fünfzig Staaten. Rinehart schickte jeder davon ausführliches Informationsmaterial und bat um eine sofortige Spende für die Kampagne von Fisk in Höhe von zweitausendfünfhundert Dollar, dem maximal zulässigen Betrag für eine juristische Person. Diese Aktion sollte fünfhunderttausend Dollar bringen.

Für die Einzelpersonen - maximal fünftausend Dollar als Spende - hatte Rinehart eine andere Liste mit eintausend Führungskräften und Managern von Industrieunternehmen, die besonders anfällig für Rechtsstreitigkeiten mit Prozessanwälten waren. Besonders zahlreich vertreten waren

Versicherungsunternehmen, und bei diesen wollte er eine Million Dollar einsammeln. Carl Trudeau hatte ihm die Namen von zweihundert Führungskräften bei Firmen gegeben, die von der Trudeau Group kontrolliert wurden. Allerdings würde kein einziger Mitarbeiter von Krane Chemical einen Scheck ausstellen. Wenn Fisks Kampagne Geld von Krane nahm,

323

würde es mit Sicherheit nicht lange dauern, bis das sämtliche Zeitungen des Staates auf der Titelseite meldeten. Und dann würde sich Fisk vielleicht bemüßigt fühlen auszusteigen, ein Desaster, das sich Rinehart gar nicht erst vorstellen wollte.

Von Trudeaus Kontakten erwartete er eine Million Dollar, die aber nicht direkt an Fisks Kampagne gehen würden. Um die Namen vor neugierigen Reportern in Sicherheit zu bringen und zu gewährleisten, dass niemand etwas von Mr Trudeaus Rolle bei dieser Kampagne erfuhr, wollte Rinehart dieses Geld auf Bankkonten der *Lawsuit Victimsfor Truth* und *Gunowners United Now* (GUN) umleiten.

Die B-Liste umfasste eintausend Namen von Spendern, die schon einmal einen der Wirtschaft freundlich gesinnten Kandidaten unterstützt hatten, wenn auch nicht in der Größenordnung von fünftausend Dollar. Von diesem Personenkreis erwartete er weitere fünfhunderttausend.

Sein Ziel waren drei Millionen Dollar, und er war sicher, dass er es erreichen würde.

324

26

Vor lauter Aufregung hatte Huffy einen furchtbaren Fehler gemacht. Die Vorfreude auf eine Ratenzahlung in erheblicher Höhe und der ständige Druck von Mr Arschgesicht Kirkhead hatten dazu geführt, dass sein Urteilsvermögen vorübergehend ausgesetzt hatte.

Kurz nachdem Wes vorbeigekommen war und die Zahlung von fünfzigtausend Dollar angekündigt hatte, war Huffy in das große Büro seines Vorgesetzten marschiert und hatte ihn mit stolzgeschwellter Brust darüber informiert, dass die Paytons ihre Schulden maßgeblich verringern wollten. Als er zwei Tage später erfuhr, dass der Vergleich geplatzt war, sagte er das niemandem, weil er panische Angst hatte.

Nach einer Woche, in der er so gut wie gar nicht geschlafen hatte, war er so weit, dass er sich wieder in die Höhle des Löwen wagte. Vor dem protzigen Schreibtisch seines Chefs blieb er stehen, dann schluckte er schwer und sagte: »Ich habe schlechte Nachrichten.«

»Wo ist das Geld?«, verlangte Mr Kirkhead zu wissen.

»Es wird nicht kommen. Der Vergleich ist geplatzt.«
Mr Kirkhead verzichtete auf Schimpfwörter und sagte: »Der Kredit wird gekündigt. Sofort.«
»Wie bitte?«
»Sie haben gehört, was ich gesagt habe.«
»Das können wir nicht machen. Die Paytons zahlen jeden Monat zweitausend Dollar zurück.«
»Toll. Das deckt nicht einmal die Zinsen. Der Kredit wird gekündigt. Jetzt. Sofort.«

325

»Aber warum?«
»Dafür gibt es zwei geringfügige Gründe, Huffy. Erstens, die Paytons sind seit mindestens einem Jahr mit der Rückzahlung in Verzug. Zweitens, der Kredit ist geradezu fahrlässig unterbesichert. Als Mitarbeiter einer Bank werden Sie diese Nebensächlichkeiten sicher verstehen.«
»Aber sie geben sich doch so viel Mühe.«
»Der Kredit wird gekündigt. Jetzt. Wenn Sie es nicht tun, werden Sie entweder versetzt oder entlassen.«
»Das ist eine Unverschämtheit.«
»Mir ist egal, was Sie davon halten.« Dann gab er sich plötzlich etwas milder gestimmt und sagte: »Es ist nicht meine Entscheidung, Huffy. Wir haben neue Eigentümer, und man hat mich angewiesen, den Kredit zu kündigen.«
»Aber warum?«
Kirkhead griff nach dem Telefon und hielt ihm den Hörer hin. »Wollen Sie mit Dallas sprechen?«
»Das treibt sie in den Bankrott.«
»Sie sind schon lange bankrott. Jetzt können sie es wenigstens offiziell machen.«
»Scheißkerl.«
»Meinen Sie damit etwa mich?«
Huffy starrte auf den fetten Glatzkopf vor sich und sagte dann: »Nein. Eigentlich den Scheißkerl in Dallas.«
»Das bleibt unter uns.«
Huffy ging in sein Büro zurück, knallte die Tür hinter sich zu und starrte eine Stunde lang die Wand an. Mr Arschgesicht würde bald vorbeikommen und nach Ergebnissen fragen.

Wes war in der Stadt bei einer Aussage. Mary Grace, die an ihrem Schreibtisch saß, nahm den Anruf entgegen.

Sie bewunderte Huffy dafür, dass er den Mut besaß, ihnen erheblich mehr Geld zu leihen, als jeder andere für möglich gehalten hätte, doch beim Klang seiner Stimme zuckte sie stets zusammen. »Guten Morgen, Tom«, begrüßte sie ihn freundlich.

326

»Dieser Morgen ist alles andere als gut«, begann er. »Es ist ein schlimmer Morgen, ein grauenhafter Morgen, einer der schlechtesten Morgen, die es je gegeben hat.«
Dann kam eine lange Pause. »Sprechen Sie weiter«, sagte Mary Grace.
»Die Bank, ahm, nicht die Bank, mit der Sie sonst immer zu tun hatten, sondern eine andere Bank, eine Bank im Besitz von ein paar Leuten, die ich nur einmal getroffen habe und nie wieder sehen möchte, hat beschlossen, dass sie mit der Rückzahlung des Kredits nicht mehr warten will. Die Bank, also nicht ich, kündigt den Kredit.«
Mary Grace gab ein krächzendes Geräusch von sich, das man als Kraftausdruck hätte missverstehen können, das aber eigentlich gar kein Wort war. Ihr erster Gedanke galt ihrem Vater. Bis auf die Unterschriften der Paytons war die einzige Sicherheit für den Kredit ein achtzig Hektar großes Stück Ackerland in der Nähe von Bowmore, das seit vielen Jahren im Besitz ihres Vaters war. Die fünfzehn Hektar, auf denen das Haus der Familie stand, gehörten nicht dazu. Die

Bank würde den Grund zwangsvollstrecken lassen, um ihre Forderungen aus dem Kredit einzutreiben.

»Gibt es dafür einen bestimmten Grund?«, fragte sie ruhig.

»Absolut keinen. Die Entscheidung wurde nicht in Hat-tiesburg getroffen. Second State hat sich an den Teufel verkauft. Aber das wissen Sie ja.«

»Das ergibt keinen Sinn.«

»Da haben Sie recht.«

»Damit treiben sie uns in den Bankrott. Dann bekommt die Bank gar nichts.«

»Bis auf die Farm.«

»Dann werden Sie die Farm zwangsvollstrecken lassen?«

»Irgendjemand. Ich hoffentlich nicht.«

»Kluge Entscheidung, Huffy, denn wenn die Zwangsvollstreckung im Gericht von Bowmore beantragt wird, könnte es dabei Tote geben.«

»Vielleicht kommt der alte Kirkhead ja persönlich.«

327

»Sind Sie gerade in Ihrem Büro?« »Ja. Aber ich habe die Tür verriegelt.« »Wes ist in der Stadt. Er ist in fünfzehn Minuten bei Ihnen. Öffnen Sie Ihre Tür.« »Nein.«

Fünfzehn Minuten später stürmte Wes in Huffys Büro. Sein Gesicht war vor Wut gerötet, seine Hände zuckten und wollten jemanden erwürgen. »Wo ist Kirkhead?«, fragte er.

Huffy sprang auf und hob beschwörend beide Hände. »Wes, beruhigen Sie sich.«

»Wo ist Kirkhead?«

»Zurzeit ist er in seinem Auto und fährt zu einer dringenden Besprechung, die sich vor zehn Minuten überraschend ergeben hat. Wes, setzen Sie sich hin.«

Wes holte tief Luft, dann ließ er sich langsam auf einen Stuhl fallen. Huffy starrte ihn eine Weile an und setzte sich dann wieder an seinen Schreibtisch. »Es ist nicht seine Schuld«, sagte er. »Genau genommen ist der Kredit seit fast zwei Jahren in Verzug. Er hätte ihn schon vor Monaten kündigen können, was er aber nicht getan hat. Ich weiß, dass Sie ihn nicht leiden können. Ich kann ihn auch nicht leiden. Selbst seine Frau kann ihn nicht leiden. Aber er hat eine Menge Geduld gehabt. Die Entscheidung wurde in der Zentrale getroffen.«

»Geben Sie mir einen Namen in der Zentrale.«

Huffy schob ihm einen Brief hin, den er per Fax erhalten hatte. Er war an die Paytons adressiert, auf dem Briefpapier der New Vista Bank, und von einem Mr F. Patterson Duvall, stellvertretender Direktor, unterschrieben. »Das ist vor dreißig Minuten bei uns angekommen«, sagte Huffy. »Ich kenne Mr Duvall nicht. Ich habe schon zweimal in seinem Büro angerufen, aber er ist gerade in einer sehr wichtigen Besprechung, die mit Sicherheit so lange dauern wird, bis ich aufhöre, dort anzurufen. Es ist Zeitverschwendung.«

In dem Brief wurde die Rückzahlung von 414656,22

328

Dollar verlangt, zuzüglich Zinsen pro Tag in Höhe von 83,50 Dollar. Nach den Bestimmungen des Kreditvertrags hätten die Paytons achtundvierzig Stunden Zeit, um zu zahlen, andernfalls werde man die Zwangsvollstreckung einleiten. Die in diesem Zusammenhang anfallenden Anwaltshonorare und Gerichtskosten werde man selbstverständlich auf den fälligen Betrag aufschlagen.

Während Wes den Brief las, wurde er immer ruhiger. Er legte das Blatt Papier wieder auf Huffys Schreibtisch. »Mary Grace und ich haben jeden Tag über diesen Kredit geredet. Er gehört zu unserer Ehe dazu. Wir reden über die Kinder, die Kanzlei, die Schulden bei der Bank, was es zum Abendessen gibt. Der Kredit ist allgegenwärtig, und wir haben uns den Arsch aufgerissen, um alle anderen Schulden zu bezahlen, damit wir uns den Arsch aufreißen können, um die Bank zu bezahlen. Letzte Woche hätten wir Ihnen beinahe funfzig-tausend Dollar gegeben. Wir haben

uns geschworen, so lange zu arbeiten, bis die Bank aus unserem Leben verschwunden ist. Und jetzt das. Irgendein Idiot in Dallas hat es satt, dass er jeden Tag diesen überfälligen Kredit in seinen Berichten sieht, und will ihn loswerden. Wissen Sie was, Huffy ...«

»Was?«

»Die Bank hat sich gerade selbst beschissen. Wir melden Insolvenz an, und wenn die Bank versucht, den Besitz meines Schwiegervaters zwangsvollstrecken zu lassen, geht er auch in die Insolvenz. Und wenn wir nach einer Weile Geld verdienen und wieder auf den Beinen sind, raten Sie mal, wer dann keinen Cent bekommt.«

»Der Idiot in Dallas?«

»Genau. Die Bank bekommt gar nichts. Ich finde das großartig. Wenn wir die vierhunderttausend irgendwann verdient haben, können wir sie behalten.«

Am späten Nachmittag trommelten Wes und Mary Grace alle Mitarbeiter der Kanzlei zu einer Besprechung zusammen. Bis auf die Schmach, Insolvenz anmelden zu müssen, gab es

329

wenig, über das sie sich Sorgen machen mussten. Genau genommen verschaffte ihnen die Kündigung des Kredits sogar mehr Luft, denn die zweitausend Dollar, die jeden Monat an die Bank gegangen waren, konnten sie jetzt für etwas anderes ausgeben.

Ein Problem war natürlich das Land im Besitz von Mr Shelby, Mary Grace' Vater. Wes hatte einen Plan. Er wollte einen freundlich gesinnten Käufer finden, der bei der Zwangsversteigerung auftauchte und einen Scheck schrieb. Zwar würde dann das Eigentumsrecht auf den Käufer übergehen, aber das Land würde so lange von ihm gehalten werden, bis die Paytons es zurückkaufen konnten, hoffentlich innerhalb eines Jahres. Weder Wes noch Mary Grace wollten Mr Shelby bitten, sie bei ihrem Gang zum Insolvenzgericht zu begleiten.

Achtundvierzig Stunden vergingen, ohne dass die Paytons zahlten. Die Bank machte ihre Drohung wahr und reichte Klage ein. Der Anwalt der Bank, ein Mann, den die Paytons gut kannten, rief vorher an und entschuldigte sich. Er vertrete die Bank schon seit Jahren und könne es sich nicht leisten, sie als Mandantin zu verlieren. Mary Grace nahm seine Entschuldigung an und sagte ihm, er solle sie ruhig verklagen.

Am nächsten Tag meldeten die Paytons Insolvenz an, sowohl als natürliche Personen als auch als Anwaltskanzlei Payton & Payton. Ihr gemeinsames Vermögen gaben sie mit fünfunddreißigtausend Dollar an - zwei alte Autos, Möbel, Büroeinrichtung. Kein einziger Dollar davon war zwangsvollstreckbar. An Schulden nannten sie die Summe von vier-hunderttausend Dollar. Der Insolvenzantrag setzte die Klage der Bank aus und würde sie letztendlich nutzlos machen. Am nächsten Tag berichtete die *Hattiesburgj American* auf der zweiten Seite über den Insolvenzantrag der Paytons.

Carl Trudeau erfuhr online davon und lachte laut los. »Verklagt mich noch mal«, sagte er zufrieden.

Innerhalb einer Woche teilten drei Anwaltskanzleien aus Hattiesburg Mr Kirkhead mit, dass sie ihr Geld abheben, ih-

330

re Konten kündigen und zu einer anderen Bank gehen würden. Es gebe noch mindestens acht andere in der Stadt.

Ein wohlhabender Prozessanwalt namens Jim McMay meldete sich telefonisch bei Wes und bot ihm Unterstützung an. Die beiden kannten sich seit Jahren und hatten zweimal bei Produkthaftungsklagen zusammengearbeitet. McMay vertrat vier Familien aus Bowmore im Krane-Verfahren, hatte seine Fälle aber nicht sehr aggressiv vorangetrieben. Wie alle anderen Prozessanwälte, die Krane verklagten, wartete er darauf, was bei dem Fall Baker herauskommen würde, und hoffte auf das große Los, wenn es zu einem Vergleich kommen sollte.

Sie trafen sich zum Frühstück bei Nanny's, und über Eiern und Schinken erklärte sich McMay

bereit, die achtzig Hektar Ackerland bei der Zwangsversteigerung zu erwerben und den Titel daran zu behalten, bis die Paytons ihn zurückkaufen konnten. Ackerland im Krebs-County wurde nicht gerade zu Höchstpreisen verkauft, und Wes war der Meinung, dass der Grund von Mr Shelby etwa hunderttausend Dollar bringen würde. Das würde alles sein, was die Bank durch ihr albernes Manöver eintreiben konnte.

331

27

Sheila McCarthy schwitzte gerade auf ihrem Laufband, als sie plötzlich auf den Stoppknopf schlug und ungläubig auf den Fernseher starrte. Der Spot wurde um 7.29 Uhr gesendet, mitten in den Lokalnachrichten. Er begann mit zwei gut angezogenen jungen Männern, die sich leidenschaftlich küssten, während hinter ihnen ein Geistlicher unbekannter Konfession wohlwollend lächelte. Eine heisere Stimme im Off verkündete: »Gleichgeschlechtliche Ehen sind überall im Land auf dem Vormarsch. In Staaten wie Massachusetts, New York und Kalifornien werden die Gesetze infrage gestellt. Befürworter von schwulen und lesbischen Ehen setzen alle Hebel in Bewegung, um dem Rest der Gesellschaft ihren Lebensstil aufzuzwingen.« Das Foto eines Hochzeitspaares - ein Mann und eine Frau - wurde mit einem großen schwarzen X gestempelt. »Liberale Richter sind der Meinung, dass gleichgeschlechtliche Ehen rechtens sind.« Das Foto wurde durch ein Video ersetzt, in dem eine Gruppe Lesben zu sehen war, die in einer Masseneremonie heirateten. »Unsere Familien werden angegriffen - von homosexuellen Aktivisten und von den liberalen Richtern, die sie unterstützen.« Als Nächstes kam ein kurzes Video, in dem eine wütende Menschenmenge eine amerikanische Flagge verbrannte. Die Stimme aus dem Off sagte: »Liberale Richter haben das Verbrennen unserer Flagge gebilligt.« Darauf folgte eine kurze Einstellung auf ein Zeitschriften-regal mit Exemplaren des *Hustler*. »Liberale Richter halten Pornografie nicht für schlecht.« Dann das Foto einer lä-

333

chelnden Familie, Vater, Mutter, vier Kinder. »Werden liberale Richter unsere Familien zerstören?«, fragte der Erzähler mit unheilvoller Stimme, die keinen Zweifel daran ließ, dass sie es tun würden, wenn man sie denn ließe. Plötzlich war das attraktive Gesicht von Ron Fisk auf dem Bildschirm zu sehen. Er sah mit ernstem Blick in die Kamera und sagte: »Nicht in Mississippi. Ein Mann, eine Frau. Ich bin Ron Fisk und kandidiere für den Supreme Court. Und ich habe diesen Spot genehmigt.«

Schweißüberströmt und mit heftig klopfendem Herzen setzte sich Sheila auf den Boden und versuchte zu denken. Der Wettermoderator begann mit seiner Vorhersage, doch sie hörte ihn gar nicht. Sie legte sich auf den Rücken, streckte Arme und Beine aus und holte tief Luft.

Gleichgeschlechtliche Ehen waren in Mississippi ein Tabuthema und würden es bis in alle Ewigkeit bleiben. Niemand, dem etwas an der Unterstützung durch die breite Masse lag, hatte es je gewagt, eine Gesetzesänderung vorzuschlagen, die solche Ehen erlauben würde. Von jedem, der der staatlichen Legislative angehörte, wurde stillschweigend erwartet, dass er strikt dagegen war. Lediglich ein Richter im ganzen Staat -Phil Shingleton - hatte sich je mit diesem Thema beschäftigt, und er hatte die Klage von Meyerchec/Spano in Rekordzeit abgewiesen. Der Supreme Court würde sich vermutlich in etwa einem Jahr mit dem Fall beschäftigen, doch Sheila erwartete eine knappe Überprüfung, gefolgt von einer schnellen Entscheidung, die mit neun zu null Stimmen das Urteil von Richter Shingleton bestätigte.

Wie konnte man sie nur als liberale Richterin hinstellen, die Homosexuellenehen unterstützte?

Der Raum drehte sich um sie. Als die nächste Werbepause kam, erstarrte sie, weil sie damit rechnete, dass jetzt der nächste Angriff kam, doch sie hörte nur das Gequake eines Autohändlers und die Sonderangebote eines Billigmöbelgeschäfts.

Fünfzehn Minuten später wurde der Spot dann doch noch

334

einmal gesendet. Sie hob den Kopf und sah fassungslos zu, wie dieselben Bilder derselben Stimme folgten.

Ihr Telefon klingelte. Nach einem Blick auf die Nummer im Display war klar, dass sie nicht abnehmen würde. Sie duschte, zog sich hastig an und betrat um Punkt 8.30 Uhr mit einem strahlenden Lächeln und einem herzlichen »Guten Morgen« ihr Wahlkampfbüro. Die vier freiwilligen Helfer, die gerade da waren, wirkten bedrückt. Auf drei Fernsehern liefen drei verschiedene Programme. Nat war in seinem Büro und brüllte jemanden am Telefon an. Er knallte den Hörer auf die Gabel und winkte sie herein. Dann machte er die Tür hinter ihnen zu.

»Haben Sie den Spot gesehen?«, fragte er.

»Zweimal«, erwiderte sie leise. Auf den ersten Blick wirkte sie ruhig. Alle anderen waren fassungslos, und es war wichtig, zumindest so tun, als würden die Spots sie nicht im Mindesten beeindrucken.

»Flächendeckend«, sagte er. »Jackson, Golfküste, Hatties-burg, Laurel, alle fünfzehn Minuten auf allen Fernsehsendern. Plus Radio.«

»Was für einen Saft haben Sie?«

»Karotte«, antwortete er, während er seinen kleinen Kühlschrank öffnete. »Sie verbrennen Geld, was natürlich bedeutet, dass ganze Wagenladungen davon bei ihnen eingehen. Typische Angriffstaktik. Wir warten bis zum ersten Oktober, dann drücken wir auf den Knopf und fangen an, Geld zu drucken. In Illinois und Alabama haben sie das letztes Jahr genauso gemacht. Und vor zwei Jahren in Ohio und Texas.« Er goss den Saft in zwei Kaffeebecher, während er sprach.

»Setzen Sie sich hin, und beruhigen Sie sich«, sagte Sheila.

Er wollte nicht. »Auf solche Spots muss man genauso reagieren. Mit einem Angriff«, sagte er. »Und zwar schnell.«

»Ich bin mir gar nicht so sicher, ob er mich angegriffen hat. Er hat kein einziges Mal meinen Namen genannt.«

»Das braucht er auch nicht. Wie viele liberale Richter treten gegen Mr Fisk an?«

335

»Soviel ich weiß, keiner.«

»Ab heute Morgen sind Sie offiziell eine liberale Richterin.«

»Wirklich? Ich fühle mich aber nicht anders als sonst.«

»Sheila, wir müssen darauf reagieren.«

»Ich lasse mich nicht in eine Schlammschlacht um Homosexuellenehen hineinziehen.«

Nat setzte sich endlich auf seinen Stuhl und hielt den Mund. Er trank seinen Saft, starrte die Wand an und wartete darauf, dass sich seine Atmung beruhigte.

Sheila nahm einen Schluck Karottensaft. »Das ist tödlich, stimmt's?«

»Der Saft?«

»Der Fernsehspot.«

»Eventuell. Aber ich bin schon dabei, mir was auszudenken.« Nat griff in einen Papierstapel auf seinem Schreibtisch und zog eine dünne Akte heraus. Er schlug sie auf und nahm drei Seiten heraus, die von einer Büroklammer zusammengehalten wurden. »Hören Sie sich das an. Mr Meyerchec und Mr Spano haben am ersten April dieses Jahres eine Wohnung gemietet. Eine Kopie des Mietvertrags liegt uns vor. Sie warten wie vorgeschrieben dreißig Tage, dann lassen sie sich als Wähler registrieren. Am nächsten Tag, dem zweiten Mai, beantragen sie einen Führerschein, machen die Prüfung und bestehen sie auch. Am vierten Mai werden ihre Führerscheine von der zuständigen Behörde ausgestellt. Dann vergehen ein paar Monate, für die keinerlei Unterlagen zu Arbeitsverträgen oder selbstständiger Beschäftigung zu finden sind. Es gibt nichts Offizielles, mit dem sich beweisen ließe, dass die beiden hier gearbeitet haben. Sie behaupten, freiberufliche Illustratoren zu sein, was immer das auch sein mag.« Er blätterte durch die Seiten und sah sich hin und wieder ein paar Informationen an. »Eine Überprüfung der Illustratoren, die ihre diversen Diensten in den Gelben Seiten anbieten, hat ergeben, dass niemand Meyerchec oder Spano kennt. Ihre Wohnung liegt in einer großen Apartmentanlage, viele Mieter, viele Nachbarn, und keiner von ihnen kann sich erinnern,

336

die beiden gesehen zu haben. Keiner der Männer aus der Schwulenszene, die wir kontaktiert haben, hat sie je kennengelernt.«

»Wer hat sie kontaktiert?«

»Ich bin noch nicht fertig. Dann versuchen sie, eine Heiratserlaubnis zu bekommen. Den Rest der Geschichte können Sie in den Zeitungen nachlesen.«

»Wer hat sie kontaktiert?«

Nat steckte die Seiten wieder in die Akte und klappte sie zu. »Und genau hier wird es interessant. Letzte Woche habe ich einen Anruf von einem jungen Mann bekommen, der sich selbst als schwulen Jurastudenten aus Jackson bezeichnet hat. Er hat mir seinen Namen und den Namen seines Partners genannt. Sie verheimlichen ihre Homosexualität nicht, sind aber noch nicht so weit, dass sie an einer Schwulenparade teilnehmen würden. Der Fall Meyerchec/Spano interessiert sie, und als daraus ein Wahlkampfthema gemacht wurde, sind sie - genau wie ein paar andere, die bis drei zählen können - miss-trauisch geworden. Sie kennen eine Menge Schwule hier in der Stadt und fangen an, sich nach Meyerchec und Spano zu erkundigen. Niemand kennt sie. Die Schwulenszene ist sofort misstrauisch geworden, als die Klage eingereicht wurde. Wer sind diese Männer? Woher kommen sie? Die beiden Jurastudenten wollen Antworten auf ihre Fragen. Sie rufen fünfmal am Tag die Telefonnummer von Meyerchec/Spano an, immer zu unterschiedlichen Zeiten, aber es hebt nie jemand ab. Das machen sie sechsunddreißig Tage lang. Niemand hebt ab. Sie reden mit den Nachbarn. Nie gesehen. Niemand hat mitbekommen, wie sie eingezogen sind. Sie klopfen an die Tür der Wohnung, spähen durch die Fenster. Kaum Möbel in der Wohnung, keine Bilder an den Wänden. Um richtige Bürger zu werden, haben Meyerchec und Spano dreitausend Dollar für einen gebrauchten Saab gezahlt. Im Kaufvertrag stehen beide Namen, wie bei einem Ehepaar. Dann haben sie sich ein Kennzeichen besorgt. Der Saab steht vor ihrer Wohnung und ist seit sechsunddreißig Tagen nicht bewegt worden.«

337

»Was wollen Sie mir damit eigentlich sagen?«, fragte sie.

»Das werden Sie gleich sehen. Unsere beiden Jurastudenten haben sie gefunden, in Chicago, wo Meyerchec eine Schwulenbar besitzt und Spano als Innenarchitekt arbeitet. Gegen ein kleines Entgelt sind die Studenten bereit, nach Chicago zu fliegen, ein paar Tage dort zu bleiben, in der Bar herumzuhängen, sich umzuhören, Informationen zu sammeln.«

»Informationen für was?«

»Informationen, die - hoffentlich - beweisen, dass Meyerchec und Spano gar nicht in

Mississippi wohnen, dass ihr Aufenthalt hier nur vorgetäuscht war, dass jemand die beiden benutzt, um das Thema Schwulenehe auszuschlachten, und vielleicht auch, dass sie in Chicago gar kein Paar sind. Wenn wir das beweisen können, werde ich zum *Clarion-Ledger*, zum *Sun Herald* in Biloxi und zu jeder anderen Zeitung im Staat gehen und auspacken. Einen Kampf zu diesem Thema können wir nicht gewinnen, aber wir können uns wenigstens wehren.«

Sheila trank ihr Glas aus und schüttelte ungläubig den Kopf. »Glauben Sie wirklich, dass Fisk sich so etwas ausgedacht hat?«

»Fisk ist nur der Strohmann. Aber ich halte es durchaus für möglich, dass das Ganze von seinen Hintermännern inszeniert wurde. Die Schwulenehe ist in diesem Staat kein Thema, weil es nie so weit kommen wird, aber plötzlich reden alle darüber. Alle Zeitungen berichten auf der Titelseite darüber. Alle haben Angst. Mütter holen ihre Kinder ins Haus. Politiker geben dummes Geschwätz von sich.«

»Aber warum besorgen sie sich dafür zwei schwule Männer aus Chicago?«

»Ich glaube nicht, dass man in Mississippi zwei Schwule findet, die diese Art von Publicity wollen. Außerdem wissen die Schwulen hier, die sich um Toleranz bemühen, dass sie mit so einer Aktion eine heftige Reaktion der Heterosexuellen herausfordern. Das Schlimmste, das sie tun könnten, ist genau das, was Meyerchec und Spano getan haben.«

338

»Wenn Meyerchec und Spano schwul sind, warum sollten sie dann so etwas tun? Sie schneiden sich damit doch nur ins eigene Fleisch.«

»Aus zwei Gründen. Erstens, sie leben nicht hier. Zweitens, Geld. Jemand zahlt die Rechnungen - die gemietete Wohnung, den Gebrauchtwagen, den Anwalt und ein paar tausend Dollar extra an Meyerchec und Spano für ihre Zeit und Mühe.«

Sheila hatte genug gehört. Sie sah auf die Uhr und sagte: »Wie viel brauchen Sie?«

»Nur Geld für die Spesen - Flug, Hotel, Mahlzeiten. Zweitausend.«

»Haben wir so viel?«, fragte sie mit einem bitteren Lachen.

»Das Geld kommt aus meiner Tasche. Es wird nicht in den Büchern auftauchen. Aber Sie sollen wissen, was wir tun.«

»Meinen Segen haben Sie.«

»Und die abweichende Stellungnahme im Fall Frankie Hightower?«

»Ich arbeite daran. Aber es wird wohl noch zwei Monate dauern, bis sie fertig ist.«

»Jetzt reden Sie so, wie man es von einer Richterin am Supreme Court erwartet.«

Denny Ott hatte indirekt eine Einladung zu dem Treffen bekommen, als es eines Morgens beim Kaffee in Babe's Coffee Shop von einem anderen Pastor erwähnt worden war. Zwei Prediger von methodistischen Kirchen und der Pastor der Presbyterianer waren explizit von der Veranstaltung ausgeschlossen, doch alle anderen waren anscheinend willkommen. Bowmore hatte keine episkopalen Kirchen, und falls es tatsächlich einen Katholiken in der Stadt gab, hatte er sich noch nicht getraut, sich zu seinem Glauben zu bekennen.

Das Treffen fand an einem Donnerstagnachmittag im Gemeindesaal einer fundamentalistischen Kirchengemeinde namens Harvest Tabernacle statt. Gastgeber war der Pastor der Kirche, ein temperamentvoller junger Mann, der von allen

339

Bruder Ted genannt wurde. Nach einem kurzen Gebet begrüßte er seine Amtskollegen, sechzehn an der Zahl, unter ihnen auch drei schwarze Geistliche. Denny Ott warf er zwar einen misstrauischen Blick zu, doch er machte keine Bemerkung darüber, dass dieser gekommen war.

Bruder Ted fackelte nicht lange und kam sofort zur Sache. Er hatte sich der *Brotherhood Coalition* angeschlossen, einer neu gegründeten Vereinigung fundamentalistischer Prediger aus dem Süden Mississippis. Sie hätten es sich zum Ziel gesetzt, diskret und methodisch alles nur Menschenmögliche zu tun, um mit Gottes Hilfe Ron Fisk in den Supreme Court zu wählen und

auf diese Weise jede Chance auf gleichgeschlechtliche Ehen in Mississippi schon im Ansatz zunichtezumachen. Er wettete gegen die Übel der Homosexualität und deren wachsende Akzeptanz in der amerikanischen Gesellschaft. Er zitierte die Bibel, wenn sie ihm dienlich war, und erhob seine Stimme, wenn dies geboten war. Er betonte, wie wichtig es sei, gottesfürchtige Männer in alle öffentlichen Positionen zu wählen, und versprach, dass die Bruderschaft in Zukunft ein ernst zu nehmender Faktor in der Gesellschaft sein werde.

Denny hörte mit unbewegtem Gesicht zu, war aber zutiefst beunruhigt. Er hatte sich mehrmals mit den Paytons über dieses Thema unterhalten und wusste, um was es bei diesem Wahlkampf wirklich ging. Die Art und Weise, in der Ron Fisk manipuliert und vermarktet wurde, widerte ihn an. Er warf einen Blick auf die anderen Geistlichen und fragte sich, wie oft sie schon Menschen beerdigt hatten, die von Krane Chemical getötet worden waren. Cary County sollte eigentlich der letzte Platz auf Erden sein, der einen Kandidaten wie Ron Fisk unterstützte.

Bruder Ted wurde noch frommer, als er auf Sheila McCarthy zu sprechen kam. Sie sei eine Katholikin von der Küste, was in christlichen Kreisen auf dem Land bedeutete, dass sie einen liederlichen Lebenswandel pflegte. Sie sei geschieden. Sie gehe gern auf Partys, und es gebe Gerüchte über diverse

340

Liebschaften. Sie sei eine bekennende Liberale, gegen die Todesstrafe und nicht im Mindesten vertrauenswürdig, wenn es um Entscheidungen über Themen wie Homosexuellenehe, illegale Einwanderer und Ähnliches gehe.

Als er mit seinem Sermon fertig war, wandte jemand ein, dass Kirchen sich vielleicht nicht so sehr in die Politik einmischen sollten. Dies wurde allgemein mit Missfallen aufgenommen. Bruder Ted setzte zu einem kurzen Vortrag an, in dem es um den Krieg der Kulturen und um den Mut ging, für Gott zu kämpfen. Die Christen dürften nicht mehr länger nur stumm zuschauen, sondern müssten jetzt die Initiative ergreifen. Dies führte zu einer erregten Diskussion über den Verfall der Werte. Die Schuld daran gab man dem Fernsehen, Hollywood, dem Internet. Die Liste wurde immer länger.

Jemand fragte, wie ihre Strategie aussehe.

Organisation! Im Süden von Mississippi gebe es mehr Christen als Heiden, und jetzt müsse man die Truppen mobilisieren. Freiwillige Helfer für die Wahlkampagne, Leute, die von Tür zu Tür gingen, Leute, die die Umfragen im Auge behielten. Die Botschaft müsse verbreitet werden, von Kirche zu Kirche, von Haus zu Haus. Es seien nur noch drei Wochen bis zur Wahl. Ihre Bewegung werde sich wie eine Feuerwalze ausbreiten.

Nach einer Stunde hatte Denny Ott genug. Er entschuldigte sich, fuhr zu seinem Büro in der Kirche und rief Mary Grace an.

Zwei Tage nachdem Fisks Hintermänner die Fernsehspots gegen die Homosexuellenehe gestartet hatten, traf sich der Vorstand des MTA zu einer Krisensitzung. Die Stimmung war gedrückt. Um was es ging, war klar: Wie konnte so ein Thema in den Mittelpunkt rücken? Und was konnte Sheila McCarthys Team tun, um sich gegen den Angriff zu wehren? Nat Lester war ebenfalls anwesend und gab einen Überblick der für die letzten drei Wochen des Wahlkampfs ge-

341

planten Aktionen. McCarthy standen siebenhunderttausend Dollar für ihre Kampagne zur Verfügung, erheblich weniger als Fisk. Die Hälfte ihres Budgets war bereits fest für Fernsehspots verplant, deren Ausstrahlung in vierundzwanzig Stunden beginnen würde. Vom Rest wurden Direktmailings und einige Radio- und Fernsehspots in letzter Minute finanziert. Danach hatte sie kein Geld mehr. Von Gewerkschaften, Umweltschützern, Reformgruppen und einigen der etwas gemäßigeren Lobbyorganisationen kamen vereinzelt kleinere Spenden herein, doch zweiundneunzig Prozent von McCarthys finanziellen Mitteln stammten von Prozessanwälten.

Dann fasste Nat die Ergebnisse der neuesten Umfrage zusammen. McCarthy und Fisk lagen mit

je dreißig Prozent der Stimmen gleichauf, während weitere dreißig Prozent der Wähler noch unentschieden waren. Coley blieb konstant bei etwa zehn Prozent. Die Umfrage war allerdings in der letzten Woche durchgeführt worden und berücksichtigte keine Veränderungen aufgrund der Fernsehspots zur Homosexuellenehe. Deshalb wollte Nat noch eine Umfrage am Wochenende durchführen.

Die Prozessanwälte waren höchst unterschiedlicher Meinung darüber, was zu tun war, doch das stellte natürlich keine Überraschung dar. Ihre Vorschläge seien alle zu teuer, wiederholte Nat gebetsmühlenartig. Er hörte zu, wie sie diskutierten. Einige hatten recht vernünftige Ideen, andere gaben sich als Radikale. Die meisten gingen davon aus, dass sie mehr über Wahlkampf wussten als die anderen, und alle hielten es für selbstverständlich, dass ihre Strategie, auf die sie sich erst noch einigen mussten, von McCarthys Team umgesetzt werden würde.

Nat verschwieg ihnen ein paar deprimierende Neuigkeiten. Am Morgen hatte ein Reporter aus Biloxi mit ein paar Fragen angerufen. Er recherchierte gerade einen Artikel über das brandaktuelle Thema gleichgeschlechtliche Ehe. Während des zehnminütigen Interviews erzählte er Nat, dass der

342

größte Fernsehsender an der Küste Fisks Leuten Werbeminuten zur besten Sendezeit im Wert von einer Million Dollar verkauft hatte. So viel war in einem politischen Wahlkampf angeblich noch nie für Werbezeit gezahlt worden.

Eine Million Dollar an der Küste bedeutete, dass für den Rest des Marktes mindestens genauso viel gezahlt wurde.

Die Neuigkeit war so besorgniserregend, dass Nat überlegte, ob er es Sheila sagen sollte. Im Moment tendierte er dazu, es für sich zu behalten. Und den Prozessanwälten würde er es mit Sicherheit nicht auf die Nase binden. Diese Summen waren so schwindelerregend hoch, dass sie die Moral der Prozessanwälte untergraben konnten.

Bobby Neal, der Präsident des MTA, schlug schließlich etwas vor, das nicht viel kosten würde. Er wollte eine E-Mail an die achthundert Mitglieder des Verbands schicken, in der er die Situation erklärte und zum Handeln aufrief. Jeder Prozessanwalt sollte (1) eine Liste mit mindestens zehn Mandanten erstellen, die einen Scheck über einhundert Dollar ausstellen wollten und konnten, und (2) eine weitere Liste mit Mandanten und Freunden erstellen, die bereit waren, von Tür zu Tür zu gehen, um Wahlkampf für Richter McCarthy zu machen, und am Wahltag an den Urnen zu helfen. Die Unterstützung an der Basis würde entscheidend sein.

Als die Sitzung fast zu Ende war, stand am unteren Ende des Tisches Willy Benton auf und zog die Aufmerksamkeit aller Anwesenden auf sich. Er hielt ein Stück Papier in der Hand, dessen Vorder- und Rückseite mit Kleingedrucktem gefüllt war. »Das ist ein Wechsel für einen Kredit bei der Gulf Bank in Pascagoula«, verkündete er, während sich einige der Teilnehmer überlegten, ob es nicht besser wäre, sich mit einem Hechtsprung unter den Tisch zu retten. Benton dachte in großen Maßstäben und war für seinen Hang zur Theatra-lik bekannt. »Eine halbe Million Dollar«, sagte er langsam. Die Wörter hingen wie Blei in der Luft. »Für die Kampagne zur Wiederwahl von Sheila McCarthy. Ich habe den Wechsel bereits unterschrieben und werde ihn jetzt um den Tisch ge-

343

hen lassen. Wir sind zu zwölf. Es sind zehn Unterschriften notwendig, damit er gültig ist. Jeder haftet für fünfzigtausend.«

Totenstille. Blicke wanderten von Gesicht zu Gesicht. Einige von ihnen hatten bereits mehr als fünfzigtausend Dollar gespendet, andere erheblich weniger. Einige würden im nächsten Monat fünfzigtausend für Kerosin ausgeben, andere stritten sich mit ihren Gläubigern herum. Doch unabhängig von ihrem Kontensaldo hätte jeder Einzelne von ihnen den kleinen Scheißkerl am liebsten auf der Stelle erwürgt.

Benton gab den Wechsel an seinen zur Salzsäule erstarrten Nachbarn links von sich weiter,

einen Anwalt, der keinen Firmenjet besaß. Zum Glück sind solche Momente im Leben eines Menschen eher selten. Der Mann hatte die Wahl: Entweder er unterschrieb und bewies damit, dass er ein ganzer Kerl war, der auch einmal ein Wagnis einging. Oder er gab das Stück Papier ohne seine Unterschrift weiter. In diesem Fall konnte er gleich nach Hause gehen und Immobilienmakler werden.

Alle elf unterschrieben.

344

28

Darrell Sackett lautete der Name des Perversen. Als man ihn in Mississippi zum letzten Mal gesehen hatte, war er siebenunddreißig Jahre alt gewesen und hatte in einem County-Gefängnis darauf gewartet, dass ihm wegen Kin-desmissbrauchs der Prozess gemacht wurde. Die passende Verbrechervisage hatte er. Das Gesicht mit der hohen, fliehenden Stirn, den durch dicke Brillengläser vergrößerten, ausdruckslosen Insektenaugen, dem ungepflegten Stoppelbart, der bestimmt eine Woche lang keine Rasierklinge gesehen hatte, und der dicken Narbe am Kinn sah aus wie der personifizierte Schrecken aller Eltern und gesetzestreuen Bürger. Seine Laufbahn als bekannter Pädophiler hatte er mit sechzehn Jahren begonnen, als er zum ersten Mal festgenommen wurde. Danach folgten zahlreiche andere Verhaftungen. Mindestens vier Mal war er in vier verschiedenen Bundesstaaten verurteilt worden.

Den registrierten Wählern von Mississippi wurde Sackett mit seiner Furcht einflößenden Fratze und der widerwärtigen Vorstrafenliste in einem brillanten Direktmailing einer weiteren, bisher nicht in Erscheinung getretenen Organisation namens *VictimsRisingvorgesteüt*. Das zweiseitige Schreiben enthielt ein Profil des Straftäters und eine Auflistung aller Punkte, in denen das Rechtssystem jämmerlich versagt hatte.

»Warum ist dieser Mann auf freiem Fuß?«, wollte der Brief wissen. Weil Richterin Sheila McCarthy seine Verurteilung wegen Kindesmissbrauchs in sechzehn Fällen aufgehoben hatte. Vor acht Jahren hatte eine Jury Sackett für schuldig be-

345

runden. Der Richter hatte ihn zu lebenslänglich ohne Bewährung verurteilt. Sein Anwalt legte - auf Kosten des Steuerzahlers - Berufung beim Supreme Court ein, und »dort fand Darrell Sackett bei Richterin Sheila McCarthy ein offenes Ohr«. McCarthy kritisierte die anständigen, hart arbeitenden Ermittler, die Sackett ein volles Geständnis abgerungen hatten. Sie tadelte die ihres Erachtens vorschriftswidrigen Durchsuchungsmethoden und die unrechtmäßige Beschlag-

nahmung von Beweismaterial. Sie hackte auf dem hoch angesehenen, unerbittlich gegen das Verbrechen vorgehenden Richter der ersten Instanz herum, weil er das Geständnis und das Material aus Sacketts Wohnung zugelassen hatte. (Die Geschworenen waren sichtlich erschüttert gewesen, als sie sich Sacketts Sammlung von Kinderpornografie ansehen mussten, die von der Polizei bei einer »gerechtfertigten« Durchsuchung beschlagnahmt worden war.) Obwohl sie die Taten des Angeklagten ihrer eigenen Aussage zufolge abstoßend fand, sah sich McCarthy angeblich gezwungen, seine Verurteilung aufzuheben und die Sache zur Neuverhandlung an ein Gericht unterer Instanz zurückzuverweisen.

Sackett war vom Staatsgefängnis zurück ins Gefängnis von Lauderdale County verlegt worden, wo er eine Woche später ausbrach. Seitdem hatte man nichts mehr von ihm gehört. Nun konnte er weiter sein Unwesen treiben und unschuldige Kinder quälen.

Der letzte Absatz endete mit der üblichen Tirade gegen liberale Richter. Das Kleingedruckte enthielt die routinemäßige Genehmigung durch Ron Fisk.

Bestimmte relevante Fakten wurden geflissentlich nicht erwähnt. Erstens hatte der Supreme Court das Urteil gegen Sackett mit acht Stimmen zu einer aufgehoben und es an die untere Instanz zurückverwiesen. Das Vorgehen der Polizei war so unerhört gewesen, dass vier andere Richter ähnlich lautende Stellungnahmen wie Sheila McCarthy verfasst hatten, in denen sie das erzwungene Geständnis und die verfassungswidrige Durchsuchung ohne richterlichen Beschluss noch schär-

346

fer verurteilten. Die einzige Gegenstimme kam von Richter Romano, der noch nie für die Aufhebung eines Urteils in einem Strafverfahren gestimmt hatte und sich insgeheim in seinem irregeleiteten Geist geschworen hatte, das auch nie zu tun.

Zweitens war Sackett tot. Er war vier Jahre zuvor bei einer Schlägerei in einer Bar im Alaska ums Leben gekommen. Die Nachricht von seinem Ableben schaffte es nur mit Mühe nach Mississippi, und als sein Fall in Lauderdale County zu den Akten gelegt wurde, fiel das keinem einzigen Reporter auf. Barry Rineharts gründliche Nachforschungen hatten die Wahrheit zwar zutage gefördert, aber das hatte nicht viel zu sagen.

Die Fisk-Kampagne scherte sich nicht mehr um die Wahrheit. Der Kandidat war zu beschäftigt, um sich um Details zu kümmern, und vertraute Tony Zachary blind. Der Wahlkampf war für ihn zum Kreuzzug im Auftrag einer höheren Macht geworden. Wenn dabei Tatsachen ein wenig verfälscht oder gar ignoriert wurden, war das durch die Bedeutung seiner Kandidatur gerechtfertigt. Außerdem war Politik ein schmutziges Geschäft, und die andere Seite spielte mit Sicherheit auch nicht fair.

Barry Rinehart hatte sich noch nie für solche Kleinigkeiten wie die Wahrheit interessiert. Ihm ging es nur darum, sich nicht beim Lügen erwischen zu lassen. Die Geschichte von dem wahnsinnigen Darrell Sackett, der ungehindert sein Unwesen trieb, war viel schockierender, wenn der Mann noch am Leben war. Es mochte ein angenehmer Gedanke sein, dass Sackett tot war, aber Rinehart setzte auf die Macht der Angst. Und er wusste, dass McCarthy ihn nicht widerlegen konnte. Sie hatte die Verurteilung aufgehoben, so einfach war das. Und in der Welt der Dreißig-Sekunden-Spots und peppigen Slogans war jeder Erklärungsversuch sinnlos.

Wenn sie ihr anfängliches Entsetzen über den Spot erst einmal überwunden hatte, würde sie versuchen, Sackett für immer zu vergessen.

347

Doch Sheila McCarthy beschloss, den Fall noch einmal durchzugehen. Veranlasst durch einen panischen Anruf von Nat Lester hatte sie sich den Spot online auf der Website von *Victims Rising* angesehen. Ihr Assistent Paul suchte ihr die Akte heraus. Schweigend studierten sie den Vorgang. Sie erinnerte sich nur vage. In den acht Jahren, die seitdem vergangen waren, hatte sie Tausende von Schriftsätzen gelesen und Hunderte von Stellungnahmen verfasst.

»Sie hatten völlig recht«, sagte Paul, als er fertig war.

»Ja, aber warum sieht es dann so falsch aus?«, fragte sie fassungslos. Sie hatte gerade an einem halben Dutzend Fälle gearbeitet, und ihr Schreibtisch war mit Memos übersät.

Er antwortete nicht.

»Ich frage mich, was als Nächstes kommt.« Sie schloss die Augen.

»Vermutlich ein zum Tode Verurteilter. Die werden sich die Fakten wieder nach Belieben herauspicken.«

»Danke. Sonst noch etwas?«

»Selbstverständlich. In den Akten steckt jede Menge Material. Sie sind Richterin. Jedes Mal wenn Sie eine Entscheidung treffen, treten Sie damit jemandem auf die Füße. Diese Leute scheren sich nicht um die Wahrheit und können deswegen alles verdrehen.«

»Seien Sie bloß ruhig.«

Als ihre ersten eigenen Fernsehspots anliefen, hob sich die Stimmung ein wenig. Nat hatte beschlossen, sich zunächst auf das Wesentliche zu beschränken und Sheila in einer schwarzen Robe am Richtertisch zu zeigen, wie sie ernsthaft in die Kamera lächelte. Sie sprach über ihre Erfahrung: acht Jahre als Richterin an einem Gericht erster Instanz in Harrison County, neun Jahre am Supreme Court. Obwohl sie sich nur ungern selbst lobe, wolle sie doch daraufhinweisen, dass sie in den vergangenen fünf Jahren bei der jährlichen Bewertung durch die Anwaltskammer von Mississippi zweimal die höchste Punktzahl erreicht habe. Sie sei weder liberal noch kon-

348

servativ und wolle sich nicht in irgendeine Schublade stecken lassen. Ihre Aufgabe sei es, die Gesetze von Mississippi zu befolgen, nicht, neue zu erlassen. Die besten Richter seien die ohne Programm, die nicht schon im Voraus wüssten, wie sie entscheiden würden. Die besten Richter seien Richter mit Erfahrung. Keiner ihrer Gegner habe je eine Verhandlung geleitet, einen Beschluss verkündet, komplizierte Schriftsätze gelesen, Plädoyers gehört oder eine Stellungnahme zu einer Entscheidung verfasst. Bisher habe keiner von ihnen auch nur das geringste Interesse an einer Laufbahn als Richter gezeigt. Jetzt wollten sie mit Unterstützung der Wähler gleich ganz oben einsteigen.

Bei ihren Schlussworten lächelte sie nicht. »Ich wurde vor neun Jahren vom Gouverneur ernannt und dann von Ihnen, dem Volk, bestätigt. Ich bin Richterin, keine Politikerin, und verfüge nicht über die Mittel, mit denen sich andere diesen Sitz erkaufen wollen. Als Wähler haben Sie es in der Hand, die Großunternehmen wissen zu lassen, dass ein Sitz am Supreme Court von Mississippi nicht käuflich ist. Ich danke Ihnen.«

Nat investierte nur wenig in die Sender in Jackson und deutlich mehr für die Küste. Die McCarthy-Kampagne war einfach nicht in der Lage, das Land mit Wahlwerbung zu überschwemmen, wie Fisk es tat. Nat schätzte, dass Fisk und dessen Hintermänner mit den unbeschränkten Mitteln allein für die Propaganda gegen die Homosexuellenehe zweihunderttausend Dollar pro Woche verbieten.

Sheila McCarthys erste Runde kostete etwa die Hälfte davon, und die Reaktion blieb lauwarm. Ihr Koordinator in Jackson County warf dem Spot »mangelnde Kreativität« vor. Ein großmäuliger Prozessanwalt, der sich offenbar auf Politik verstand, schickte eine empörte E-Mail mit vernichtenden Äußerungen über Nats mangelnden Biss. Feuer müsse man mit Feuer begegnen, und auf Fisks aggressive Kampagne könne man nur mit noch mehr Aggressivität reagieren. Er erinnerte Nat daran, dass seine Kanzlei dreißigtausend Dollar

349

gespendet hatte. Wenn McCarthy ihre Gegner weiter mit Samthandschuhen anfasse, könne sie nicht mit weiterer Unterstützung rechnen.

Bei Frauen schien der Spot gut anzukommen. Die Männer waren da schon kritischer. Nachdem er ein paar Dutzend E-Mails gelesen hatte, wurde Nat klar, dass er seine Zeit verschwendete.

Barry Rinehart hatte ungeduldig auf die Fernsehspots der McCarthy-Strategen gewartet. Als er den ersten sah, lachte er laut. Was für ein altmodischer, überholter, erbärmlich lahmer Versuch: die Richterin in schwarzer Robe am Richtertisch, dicke Gesetzbücher und sogar ein Hammer als Requisiten. Die Frau wirkte ehrlich, aber sie war Richterin, keine Fernsehmoderatorin. Ihre Augen bewegten sich, als sie den Text vom Teleprompter ablas, und den Kopf hielt sie starr wie ein Reh im Scheinwerferlicht.

Eine schwache Erwiderung, die aber nicht ohne Reaktion bleiben durfte. Ein vernichtender Schlag war angesagt. Rinehart griff in seine Videobibliothek, sein Arsenal, und wählte seine nächste Granate.

Zehn Stunden nachdem der McCarthy-Spot angelaufen war, wurde er durch eine Attacke von den Bildschirmen gefegt, die selbst die abgebrühtesten Politikexperten verblüffte. Den Anfang machte der scharfe Knall eines Gewehrschusses. Dann erschien ein Schwarz-Weiß-Foto von Richterin McCarthy, das von der offiziellen Website des Gerichts stammte. »Richterin Sheila McCarthy hat etwas gegen Jäger«, verkündete eine volltönende, bissige Stimme. »>Die Jäger in diesem Bundesstaat sind eine Gefahr für die Sicherheit^ schrieb sie vor sieben Jahren.« Dieses Zitat wurde quer über ihr Gesicht gepflastert. Dann wechselte das Bild zu einem Foto aus einem Zeitungsbericht, das Sheila McCarthy Hände schüttelnd bei einer Wahlkampfveranstaltung zeigte. »Und Richterin Sheila McCarthy mag keine Waffenbesitzer. >Es ist immer damit zu rechnen, dass die stets wachsame Waffenlobby jedes Ge-

350

setz attackiert, das die Verwendung von Handfeuerwaffen in sensiblen Bereichen irgendwie einschränken könnte. Ein Gesetzesentwurf kann gar nicht so vernünftig sein, dass die Waffenlobby nicht empört darüber herfallen würde<, so Richterin McCarthy vor fünf Jahren.« Auch diese Sätze liefen Wort für Wort in raschem Tempo über den Bildschirm. Dann folgte ein zweiter Knall, diesmal aus einer Schrotflinte, die in den blauen Himmel feuerte. Ron Fisk in Jägerausrüstung erschien. Er senkte die Flinte und sprach ein paar Sekunden lang zu den Wählern von den Erinnerungen an seinen Großvater, mit dem er als Kind in diesen Wäldern gejagt hatte. Als Naturfreund werde er die geheiligten Rechte der Jäger und Waffenbesitzer zu schützen wissen. Zum Schluss ging Ron, gefolgt von einem Rudel ausgelassener Hunde, am Waldrand entlang.

In flüchtig eingeblendetem Kleindruck zeichnete eine Organisation namens *Gunowners United Now* (GUN) für den Spot verantwortlich.

Tatsächlich war es bei dem zuerst erwähnten Fall um den Unfalltod eines Jägers gegangen, dessen Witwe den Todesschützen verklagt hatte. Nach einem hässlichen Prozess sprach ihr ein Geschworenengericht in Calhoun County sechshunderttausend Dollar zu. Das war die höchste Summe, auf die in dem Gerichtssaal je erkannt worden war. Bei dem Verfahren wurde schmutzige Wäsche gewaschen wie bei einer Scheidung. Angeblich waren Alkohol, Marihuana und andere Exzesse im Spiel gewesen. Beide Männer waren Mitglieder eines Jagdvereins und hatten eine Woche lang in der Wildnis kampiert. Bei der Verhandlung kamen auch Sicherheitsfragen zur Sprache. Mehrere Sachverständige wurden zum Thema Waffengesetze und Ausbildung der Jäger gehört. Obwohl die Aussagen umstritten waren, waren sich die meisten Experten laut Protokoll darüber einig, dass der Staat Mississippi bei den Sicherheitsbestimmungen hinter anderen Bundesstaaten herhinkte.

Im zweiten Fall hatte die Stadt Tupelo nach einer Schieß- -

351

rei auf einem Schulhof, bei der es keine Toten, aber vier Verletzte gegeben hatte, den Besitz von Feuerwaffen in einem Umkreis von einhundert Metern um öffentliche Schulen untersagt. Dagegen klagten die Anwälte der Waffenlobby, und die *American Rifle Association* verfasste einen bedeutungsschweren und völlig überzogenen Amicus-curiae-Brief, in dem sie ihre

Einstellung zu dem Verfahren kundtat. Das Gericht erklärte die Verordnung unter Berufung auf den Zweiten Zusatzartikel zur Verfassung für unwirksam. Sheila McCarthy sprach sich dagegen aus und schrieb eine Stellungnahme, in der sie sich einen Seitenhieb auf die ÄRA nicht verkneifen konnte.

Die schlug nun zurück. Als Sheila Fisks neuesten Spot allein in ihrem Büro ansah, sank ihr der Mut. Bei einer Wahlkampfrede hätte sie ihre Entscheidung begründen und darauf hinweisen können, wie unfair es war, sie aus dem Zusammenhang zu reißen. Im Fernsehen dagegen blieben ihr nur dreißig Sekunden, was jeden Erklärungsversuch unmöglich machte. Die cleveren Berater von Ron Fisk wussten das.

Nach einem Monat im Pirate's Cove hatte sich Clete Coley gründlich unbeliebt gemacht. Der Besitzer hatte keine Lust mehr, ihm eine Penthouse-Suite zur Verfügung zu stellen und jeden Tag drei Mahlzeiten zu servieren, von denen ihm viele auch noch auf das Zimmer gebracht werden mussten. Der Kandidat besaß einen erstaunlichen Appetit. An den Blackjack-Tischen trank er Rum, als wäre es Wasser. Jeden Abend war er sturzbetrunken. Er schikanierte die Kartengeber, beleidigte die anderen Spieler und begrapschte die Kellnerinnen. Das Kasino hatte an Coley zwanzigtausend Dollar verdient, aber er hatte mindestens dieselbe Summe gekostet.

Mariin fand ihn früh am Abend an der Bar, wo er sich einen Drink gönnte und sich für die nächste lange Nacht an den Spieltischen vorbereitete. Nachdem sie ein wenig über Belanglosigkeiten geplaudert hatten, kam Mariin zum Thema.

352

»Wir möchten, dass Sie Ihre Kandidatur zurückziehen«, sagte er, »und dabei Ihre Unterstützung für Ron Fisk erklären.«

Coleys Augen verengten sich zu Schlitzern, und seine Stirn legte sich in tiefe Falten. »Wie bitte?«

»Sie haben mich schon verstanden.«

»Da wäre ich mir nicht so sicher.«

»Sie sollen Ihre Kandidatur zurückziehen und erklären, dass Sie Fisk unterstützen. Ganz einfach.«

Coley kippte seinen Rum hinunter, ohne Mariin aus den Augen zu lassen. »Und weiter?«

»Da gibt es nicht viel zu sagen. Vorsichtig ausgedrückt, sind Ihre Chancen eher bescheiden. Bisher haben Sie einen guten Job gemacht - Bewegung in die Sache gebracht und McCarthy attackiert. Aber jetzt ist es Zeit, aufzugeben und dazu beizutragen, dass Fisk gewählt wird.«

»Und wenn ich Fisk nicht leiden kann?«

»Das beruht bestimmt auf Gegenseitigkeit, aber es ist irrelevant. Die Party ist vorbei. Sie haben Ihren Spaß gehabt, waren ein paarmal in den Schlagzeilen und haben jede Menge interessante Leute kennengelernt. Und jetzt haben Sie Ihre letzte Rede gehalten.«

»Die Stimmzettel sind gedruckt. Mein Name steht drauf.«

»Das heißt, ein paar Ihrer Fans werden nicht erfahren, dass Sie nicht mehr zur Wahl stehen. Sie werden es überleben.«

Coley gönnte sich erneut einen ordentlichen Schluck Rum. »Okay. Für einhunderttausend war ich dabei. Was kriege ich, damit ich abtauche?«

»Fünfzig.«

Coley schüttelte den Kopf und warf einen Blick auf die Blackjack-Tische in der Ferne. »Das reicht nicht.«

»Ich verhandle nicht. Fünfzigtausend in bar. Derselbe Koffer wie beim letzten Mal, nur nicht so schwer.«

»Tut mir leid. Mein Preis ist einhunderttausend.«

»Ich bin morgen wieder hier. Selbe Zeit, selber Ort.« Damit verschwand Mariin.

Um neun Uhr am nächsten Morgen hämmerten zwei FBI-Agenten an die Tür der Penthouse-Suite, bis Coley schließlich zur Tür torkelte.

»Wer zum Teufel ist das?«

»FBI. Aufmachen!«

Coley öffnete die Tür einen Spaltbreit und spähte über die Sicherheitskette hinweg nach draußen. Eineiige Zwillinge mit identischem Haarschnitt in dunklen Anzügen. »Was wollen Sie?«

»Wir möchten Ihnen ein paar Fragen stellen und würden nur ungern durch die Tür schreien.«

Coley öffnete und winkte die beiden herein. Er trug ein T-Shirt und Basketballshorts, die ihm bis zu den Knien reichten und den halben Hintern sehen ließen. Während sich seine Besucher an den kleinen Esstisch setzten, durchforstete er sein benebeltes Gehirn danach, welches Gesetz er gebrochen haben könnte. In der jüngeren Vergangenheit fiel ihm da nichts ein, aber um diese unchristliche Zeit war das auch kaum zu erwarten. Er manövrierte sich und seinen sperrigen Bauch auf einen Stuhl - wie viel hatte er im vergangenen Monat eigentlich zugenommen? - und sah sich die Marken an.

»Sagt Ihnen der Name Mick Runyun etwas?«, fragte einer der Beamten.

Allerdings, aber noch hatte er nicht vor, das zuzugeben. »Vielleicht.«

»Ein Meth-Dealer. Sie haben ihn vor drei Jahren vor einem Bundesgericht vertreten. Bekam zehn Jahre, weil er mit der Regierung kooperierte. Ein richtig netter Mensch.«

»Ach, *der* Mick Runyun.«

»Ja, genau der. Hat er Ihnen Honorar bezahlt?«

»Meine Akten sind in der Kanzlei in Natchez.«

»Gut. Wir haben nämlich einen Durchsuchungsbeschluss. Können wir uns morgen dort treffen?«

»Mit Vergnügen.«

»Allerdings würden wir darauf wetten, dass uns Ihre Unterlagen nicht viel über das Honorar von Mr Runyun sagen.

354

Wir wissen aus zuverlässiger Quelle, dass er Sie bar bezahlt hat. Zwanzigtausend Dollar, die Sie nie angegeben haben.«

»Was Sie nicht sagen.«

»Sollte das stimmen, wäre das ein Verstoß gegen das Antikorruptionsgesetz und ein paar andere Bundesgesetze.«

»Gut, dass es solche Gesetze gibt. Sonst hätte euersgleichen ja nichts zu tun.«

»Um wie viel Uhr morgen?«

»Eigentlich wollte ich mich morgen um meinen Wahlkampf kümmern. In zwei Wochen fällt die Entscheidung.«

Die beiden fanden es witzig, dass dieser verkaterte Bauern-trampel mit den trüben Augen und dem wirren Haar für den Supreme Court kandidierte.

»Wir sind morgen um zwölf Uhr mittags an Ihrer Kanzlei in Natchez. Wenn wir Sie nicht antreffen, ergeht Haftbefehl gegen Sie. Das kommt bei den Wählern bestimmt gut an.«

Damit marschierten sie aus dem Zimmer und knallten die Tür hinter sich zu.

Am frühen Abend erschien Mariin, wie angekündigt. Er bestellte Kaffee, den er nicht anrührte. Coley nahm Rum mit Soda und roch, als hätte er davon schon einige intus.

»Können wir uns auf fünfzig einigen, Coley?«, fragte Mariin, nachdem beide eine ganze Weile den geschäftig umhereilenden Kellnerinnen zugesehen hatten.

»Ich überlege noch.«

»Waren die beiden FBI-Leute heute Morgen nett zu Ihnen?«

Coley zuckte nicht mit der Wimper. Er war nicht im Geringsten überrascht. »Nette Jungs«, sagte er. »Ich vermute mal, dass Senator Rudd seine Finger im Spiel hat. Er will, dass Fisk gewinnt, weil beide vom selben Schlag sind. Bekanntlich ist Rudd der Onkel des Bundesstaatsanwalts hier unten. Der Kerl ist ein Schwachkopf, der den Job nur seinen Beziehun-

gen verdankt. Ich wette, sonst wollte ihn keiner haben. Rudd setzt seinen Neffen unter Druck, und der schickt mir das FBI auf den Hals. Daraufhin ziehe ich meine Kandidatur zurück

355

und ergehe mich in Lobeshymnen auf Ron Fisk, der mit großem Vorsprung gewinnt. Er ist glücklich, Rudd ist glücklich, Big Business ist glücklich. Ist das Leben nicht schön?«

»Sie sind dicht dran«, erwiderte Mariin. »Und außerdem haben Sie zwanzigtausend Dollar in bar von einem Drogendealer genommen und das Geld nicht versteuert. Ganz schön dumm, aber nicht das Ende der Welt. Der Senator wird das schon in Ordnung bringen. Wenn Sie jetzt mitspielen, Ihr Geld nehmen und elegant abtreten, hören Sie nie wieder vom FBI. Der Fall wird zu den Akten gelegt.«

Coleys rote Augen hingen an Marlins blauen. »Schwören Sie mir das?«

»Ich schwöre. Wenn wir uns jetzt einigen, können Sie Ihre Verabredung morgen Mittag in Natchez vergessen.«

»Wo ist das Geld?«

»Vor der Tür rechts. Derselbe grüne Mustang wie beim letzten Mal.« Mariin legte behutsam seine Schlüssel auf die Theke. Coley grapschte danach und verschwand.

356

29

Nur fünfzehn Tage vor der Wahl erhielt Barry Rinehart eine Einladung in das winzige vietnamesische Restaurant in der Bleeker Street. Mr Trudeau brauchte ein Update.

Auf dem Flug von Boca Raton nach New York sonnte sich Rinehart im Triumph seiner letzten Meinungsumfrage. Fisk führte mit sechzehn Punkten. Solch ein Vorsprung war nicht mehr aufzuholen. Die Aktion mit der Homoehe hatte ihm vier Punkte eingebracht, die GUN-Attacke auf McCarthy weitere drei. Clete Coleys eher lahmmer Ausstieg war drei Punkt wert gewesen. Der Wahlkampf lief reibungslos. Ron Fisk war ein Arbeitstier und hielt sich genau an die Anweisungen von Tony Zachary. An Geld mangelte es nicht. Ihre Fernsehspots waren mit schöner Regelmäßigkeit in allen Märkten vertreten. Die Reaktion auf die Direktmailings war erstaunlich gewesen. Bisher waren dreihundertzwanzigtausend Dollar aus kleinen Spenden von Leuten zusammengekommen, die sich über Schwulenehe und Waffengesetze empörten. McCarthy gab sich alle Mühe aufzuholen und fiel dabei immer weiter zurück.

Mr Trudeau war sonnengebräunt, schlank und entzückt von den letzten Neuigkeiten. Während

des Essens bestimmte der Vorsprung von sechzehn Punkten das Gespräch. Trudeau hinterfragte Rineharts Zahlen gnadenlos. Konnte man sich darauf verlassen? Wie waren sie zustande gekommen? Wie sahen sie im Vergleich zu anderen Rinehart-Kampagnen aus? Konnte ein solcher Vorsprung verloren gehen? Hatte Rinehart das je erlebt?

Rinehart meinte, der Sieg sei praktisch garantiert.

357

In den ersten drei Quartalen des Jahres meldete Krane Chemical deprimierende Umsatz- und Gewinnzahlen. Das Unternehmen hatte in Texas und Indonesien mit Fertigungs-problemen zu kämpfen. Drei Werke wurden wegen wichtiger, nicht eingeplanter Reparaturen geschlossen. Ein Werk in Brasilien machte ohne Angabe von Gründen dicht, wodurch die zweitausend Beschäftigten ihre Arbeit verloren. Großaufträge wurden nicht erfüllt. Langjährige Kunden wechselten frustriert den Lieferanten. Der Vertrieb konnte keinen Nachschub besorgen. Die Wettbewerber senkten ihre Preise, um Krane Marktanteile abzunehmen. Die Stimmung war schlecht, und Gerüchte wollten von enormen Kostensenkungen und Entlassungen wissen.

Hinter dem Chaos zog Carl Trudeau gekonnt die Strippen. Er hatte schon vor Jahren gelernt, wie man die Bücher frisierte, ohne gegen Gesetze zu verstoßen. Wenn eines seiner Unternehmen schlechte Zahlen brauchte, lieferte er sie. Im Lauf des Jahres schrieb Krane enorme Summen für Forschung und Entwicklung ab, nahm ungewöhnlich hohe Rücklagen vor, schöpfte seine Kreditlinien weitgehend aus, dämpfte den Absatz durch Sabotage der Fertigung, blähte die Kosten auf, verkaufte zwei rentable Geschäftsbereiche und brachte es fertig, viele Kunden zu verprellen. Trudeau sorgte dafür, dass die Nachrichten im großen Stil durchsickerten. Seit dem Urteil interessierte sich die Wirtschaftspresse für Krane, und alle Hiobsbotschaften wurden ausführlich kommentiert. Natürlich wurden stets die massiven rechtlichen Probleme des Unternehmens erwähnt. Nach gezielten Hinweisen von Trudeau war die Möglichkeit eines Insolvenzverfahrens mehrfach erwähnt worden.

Die Aktie hatte das Jahr mit einem Kurs von 17 Dollar begonnen. Neun Monate später notierte sie bei 12,50 Dollar. Bis zu den Wahlen waren es nur noch zwei Wochen. Trudeau hielt die Zeit für einen letzten Angriff auf die arg gebeutelten Stammaktien der Krane Chemical Corporation für gekommen.

358

Der Anruf von Jared Kurtin war wie ein Traum. Wes schloss die Augen, während er Kurtins Worten lauschte. Das klang zu gut, um wahr zu sein.

Kurtin erklärte ihm, er sei von seiner Mandantin angewiesen worden, die Möglichkeiten eines Vergleichs im Bowmore-Verfahren auszuloten. Krane Chemical stecke in größten Schwierigkeiten. Solange die Prozesse noch im Raum stünden, könne sich das Unternehmen nicht auf seine Geschäftstätigkeit konzentrieren und wettbewerbsfähig arbeiten. Kurtin schlug vor, alle Anwälte in einem Raum zu versammeln und mit den Verhandlungen zu beginnen. Das werde nicht einfach, weil es so viele Kläger mit unterschiedlichen Anliegen gebe. Die Vielzahl der Anwälte sei ebenfalls problematisch. Wes und Mary Grace sollten als Sprecher der Anwaltschaft fungieren, aber Details dieser Art klärten sie am besten bei ihrer ersten Zusammenkunft. Die Zeit dränge. Kurtin hatte bereits in einem Hotel in Hattiesburg ein Besprechungszimmer reserviert. Die Verhandlungen sollten am Freitag beginnen und, wenn nötig, über das Wochenende weiterlaufen.

»Heute ist Dienstag.« Wes packte das Telefon so fest, dass sich seine Knöchel weiß färbten.

»Ja, ich weiß. Wie gesagt, meine Mandantin legt Wert darauf, dass die Verhandlungen so bald wie möglich beginnen. Sie werden sich unter Umständen wochen- oder gar monatelang hinziehen, aber wir sind bereit, uns mit Ihnen an einen Tisch zu setzen.«

Wes war auch bereit. Für Freitag war die Protokollierung einer Aussage angesetzt, aber das ließ sich leicht verschieben. »Wie sind die Regeln?«, fragte er.

Kurtin war im Vorteil, weil er den Ablauf gründlich hatte planen können. Wes dagegen war überrascht und aufgeregt. Außerdem besaß Kurtin deutlich mehr Erfahrung. Er hatte bereits

mehrfach in Sammelverfahren Vergleiche ausgehandelt, während Wes nur davon träumen konnte.
»Ich schreibe alle bekannten Anwälte von Beklagten an«,

359

sagte Kurtin. »Überprüfen Sie die Liste bitte auf Vollständigkeit. Wie Sie wissen, tauchen ständig neue auf. Alle Anwälte sind geladen, aber wenn man den Prozessanwälten das Mikrofon überlässt, wird das nie etwas. Sie und Ihre Frau agieren als Sprecher der Klägerseite, ich vertrete Krane. Unsere erste Aufgabe ist die Ermittlung sämtlicher Personen, die irgendwelche Ansprüche stellen. Unseren Unterlagen zufolge sind das etwa sechshundert. Das Spektrum reicht von Todesfällen bis hin zu Nasenbluten. In meinem Anschreiben bitte ich die Anwälte um die Namen ihrer Mandanten, unabhängig davon, ob diese Klage eingereicht haben oder nicht. Anders als bei Sammelklagen mit zehntausend Klägern ist die Zahl überschaubar, sodass wir die individuellen Ansprüche klären können. Unseren aktuellen Unterlagen zufolge handelt es sich um achtundsechzig Todesfälle und ein-hundertdreißig Erkrankungen, die voraussichtlich zum Tode führen werden. Bei den übrigen Fällen geht es um verschiedene Leiden, die aller Voraussicht nach nicht lebensbedrohlich sind.«

Kurtin hakte die Zahlen ab wie ein Kriegsreporter, der aus der Schlacht berichtet. Wes verzog das Gesicht und bekam unwillkürlich finstere Gelüste - wie so oft, wenn er an Krane Chemical dachte.

»Auf jeden Fall werden wir diese Zahlen durchgehen. Wir brauchen ein Ergebnis, das wir mit den Mitteln abgleichen können, die meine Mandantin aufzuwenden bereit ist.«

»Und von welcher Größenordnung sprechen wir?«, fragte Wes mit einem verzweifelten Lachen.

»Das kann ich Ihnen zu diesem Zeitpunkt nicht sagen. Vielleicht später. Ich bitte alle Anwälte, für jeden Mandanten ein Standardformular auszufüllen. Wenn wir das bis Freitag zurückbekommen können, ist ein großer Schritt getan. Ich bringe ein komplettes Team mit. Prozessanwälte, administrative Mitarbeiter, Sachverständige, Finanzleute und sogar einen Vertreter von Krane mit weitreichender Handlungsvollmacht. Und natürlich das übliche Team von den Versi-

360

cherungsgesellschaften. Ich würde vorschlagen, dass Sie für Ihre eigenen Mitarbeiter einen ausreichend großen Raum buchen.«

Womit denn?, hätte Wes am liebsten gefragt. Kurtin wuss-te doch bestimmt von dem Insolvenzverfahren.

»Gute Idee«, sagte er stattdessen.

»Ach ja, meine Mandantin legt großen Wert auf Vertraulichkeit. Es gibt keinen Grund, die Sache öffentlich zu machen. Wenn etwas durchsickert, wird das unter Klägern, Anwälten und der Bevölkerung von Bowmore für unnötige Aufregung sorgen. Was, wenn die Verhandlungen ergebnislos bleiben? Diskretion ist angesagt.«

»Selbstverständlich.« Nachdem Kurtin nicht weniger als zwanzig Anwaltskanzleien anschreiben wollte, war das absolut lächerlich. Noch vor dem Mittagessen würde die Nachricht von der Zusammenkunft in Babe's Coffeeshop kursieren.

Am nächsten Morgen brachte das *Wallstreet Journal* auf der Titelseite einen Bericht über das Gesprächsangebot von Krane Chemicals. Eine anonyme Quelle aus dem Unternehmen bestätigte die Gerüchte. Die Experten waren geteilter Meinung, aber generell wurde davon ausgegangen, dass sich dieser Schritt positiv für das Unternehmen auswirken würde. Große Vergleiche sind berechenbar, Zahlungsverpflichtungen kontrollierbar. Die Wall Street mag harte Zahlen und hasst Unwägbarkeiten. Gebeutelte Unternehmen schaffen es häufig, ihre finanzielle Zukunft mit teuren Vergleichen zu sichern, die zwar viel Geld kosten, aber das Prozessrisiko aus der Welt schaffen.

Krane eröffnete bei 12,75 Dollar und kam bei lebhaftem Handel um 2,75 Dollar voran.

Am Mittwochnachmittag fingen die Telefone bei Payton & Payton und vielen anderen Anwaltskanzleien an, ununterbrochen zu klingeln. Die Nachricht von dem anstehenden Vergleich war in aller Munde, auf der Straße ebenso wie im Internet.

361

Denny Ott telefonierte mit Mary Grace. In der Kirche hatte sich eine Gruppe aus Pine Grove versammelt, um zu beten, Klatsch auszutauschen und auf ein Wunder zu warten. Es sei wie eine Mahnwache, sagte er. Wie zu erwarten, waren verschiedene Versionen der Wahrheit in Umlauf. Der Vergleich war bereits ausgehandelt, und das Geld unterwegs. Nein, der Vergleich sollte am Freitag geschlossen werden, aber das war eine reine Formalität. Nein, es gab überhaupt keinen Vergleich, nur eine Besprechung unter Anwälten. Mary Grace erklärte Denny den tatsächlichen Sachverhalt und bat ihn, das weiterzugeben. Schnell wurde klar, dass Wes oder sie selbst zur Kirche fahren mussten, um mit ihren Mandanten zu sprechen.

Babe's Coffeeshop war voll mit aufgeregten Kaffeetrinkern, die auf die letzten Neuigkeiten warteten. Würde Krane die Giftmülldeponie beseitigen müssen? Jemand, der sich angeblich auskannte, behauptete, das sei Voraussetzung für den Vergleich. Wie viel würde für jeden Toten gezahlt werden? Ein anderer wollte etwas von fünf Millionen pro Fall gehört haben. Die Diskussion wurde hitzig. Selbst ernannte Experten standen auf und wurden sogleich niedergebrüllt.

F. Clyde Hardin kam aus seiner Kanzlei herüber und riss sofort das Gespräch an sich. Viele Einheimische hatten sich über seine Sammelklage lustig gemacht, weil er sich mit seinen opportunistischen Mandanten an die Paytons angehängt hatte. Angeblich vertraten er und sein guter Freund Sterling Bintz aus Philadelphia fast dreihundert »dauerhaft schwer Geschädigte«. Seit sie im Januar Klage eingereicht hatten, war jedoch nichts passiert. Nun allerdings hatte F. Clyde schlagartig an Ansehen gewonnen. Jeder Vergleich musste »seine Leute« einschließen. Am Freitag werde er mit Wes und Mary Grace Payton am Tisch sitzen, erklärte er der schweigenden Menge.

Jeannette Baker stand in einem Supermarkt am südlichen Stadtrand von Bowmore hinter der Theke, als Mary Grace anrief.

»Freuen Sie sich nicht zu früh«, warnte die Anwältin streng.

362

»Die Verhandlungen könnten sich hinziehen, und ein Vergleich liegt in weiter Ferne.«

Jeannette hatte Fragen, wusste aber nicht, wo sie anfangen sollte. Mary Grace wollte um neunzehn Uhr zu einer ausführlichen Besprechung mit ihren Mandanten in die Kirche von Pine Grove kommen. Jeannette versprach, da zu sein.

Nachdem Jeannette Baker einundvierzig Millionen Dollar zugesprochen worden waren, musste ihr Fall als erster auf den Tisch kommen.

Die Nachricht von dem Vergleich war zu viel für Bowmore. In den kleinen Büros in der Innenstadt redeten Sekretärinnen, Immobilienmakler und Versicherungen von nichts anderem. Auf der Hauptstraße mit ihrem ohnehin gemächlichen Tempo ging gar nichts mehr, weil Freunde und Nachbarn ständig stehen blieben, um Klatsch auszutauschen. Die Justizangestellten im Gericht von Cary County sammelten Gerüchte, feilten daran herum, schmückten einige aus, kürzten andere und gaben sie dann weiter. In den Schulen versammelten sich die Unterrichtenden in den Lehrerzimmern, um die letzten Neuigkeiten zu erfahren. Pine Grove war nicht die einzige Kirche, wo sich die Gläubigen voller Hoffnung zu Gebet und Gespräch trafen. Viele Pastoren der Stadt verbrachten den Nachmittag mit Telefonaten mit den Opfern von Krane Chemical.

Mit einem Vergleich würde das hässlichste Kapitel in der Geschichte der Stadt ein Ende finden. Dann war ein Neuanfang möglich. Die Betroffenen würden für ihr Leid entschädigt werden. Dieses Geld würde in Umlauf kommen und der dahinsiechenden Wirtschaft auf die Beine helfen. Krane würde den Schaden beheben müssen. War die Verseuchung erst einmal beseitigt, konnte man vielleicht das Wasser wieder trinken. Bowmore mit sauberem Wasser - das war ein Traum,

an den man kaum glauben mochte. Endlich würde die Gemeinde den Spitznamen Krebs-County loswerden.

Ein Vergleich bedeutete ein schnelles Ende des Alptrahms. Niemand in der Stadt wollte lange, hässliche Verfahren. Niemand wollte einen Prozess wie den von Jeannette Baker.

363

Seit einem Monat saß Nat Lester Zeitungsredakteuren und -reportern im Nacken. Die irreführende Propaganda, mit der der Süden des Bundesstaats Mississippi überschwemmt wurde, brachte ihn zur Weißglut. Noch mehr ärgerte ihn, dass die Presse diese Vorgehensweise kommentarlos hinnahm. Er stellte einen Bericht zusammen, in dem er die Fisk-Kampagne - Presse, Direktmailings, Radio, Internet und Fernsehen - auseinandernahm und jede einzelne Lüge, Halbwahrheit und Manipulation beleuchtete. Außerdem schätzte er, basierend auf den Kosten für Direktmailings und Werbezeit, die Höhe der Summen, die in den Fisk-Wahlkampf flössen. Dabei kam er auf mindestens drei Millionen Dollar, von denen er vermutete, dass mit Abstand der größte Teil nicht aus dem Bundesstaat Mississippi stammte - was sich allerdings erst nach der Wahl überprüfen ließe. Sein Bericht wurde per E-Mail über Nacht an sämtliche Zeitungen des Bezirks verschickt. Dann hakte er mit aggressiven Telefonanrufen nach. Lester aktualisierte seinen Bericht jeden Tag, versandte ihn erneut und wurde am Telefon immer nerviger. Schließlich zahlte sich sein Einsatz aus.

Zu seinem Erstaunen und zu seiner großen Freude ließen ihn die drei größten regionalen Zeitungen unabhängig voneinander und selbstverständlich vertraulich wissen, dass sie in der nächsten Sonntagsausgabe vernichtende Leitartikel über die Fisk-Kampagne veröffentlichen würden.

Und Nats Glückssträhne hielt an. Die *New York Times* wurde auf das Theater um die gleichgeschlechtliche Ehe aufmerksam. Ein Reporter kam nach Jackson, um Nachforschungen anzustellen. Sein Name war Gilbert, und er fand rasch den Weg zum Wahlkampfbüro von Sheila McCarthy, wo er von Nat - natürlich vertraulich - einiges zu hören bekam. Außerdem erhielt Gilbert die Telefonnummern der beiden schwulen Jurastudenten, die Meyerchec und Spano nachspionierten.

Ebenfalls unter dem Siegel der Verschwiegenheit erzählten sie Gilbert die gesamte Geschichte und zeigten ihm ihre

364

Akte. Sie hatten vier aufschlussreiche Tage in Chicago verbracht, wo sie in Meyerchecs Bar gegangen waren und ihm erzählt hatten, sie seien neu in der Stadt und suchten Freunde. In den vielen Stunden, die sie in dem Lokal verbrachten und mit den Stammgästen tranken, hörten sie nicht ein einziges Mal von einem Prozess in Mississippi. Auf den Fotos des *Clarion-Ledger* hatte Meyerchec blondes Haar und trug eine flippige Brille. Die Aufnahmen, die die Studenten in der Bar in Chicago gemacht hatten, zeigten ihn mit dunklerem Haar, und eine Sehhilfe schien er auch nicht zu brauchen. Spano hatten die Studenten in einem Designcenter besucht, wo er als Berater für Hauskäufer mit beschränkten Mitteln tätig war. Sie behaupteten, eben in ein altes Gebäude in der Nachbarschaft eingezogen zu sein, und unterhielten sich zwei Stunden lang mit ihm. Irgendwann fragte sie Spano, dem ihr Akzent aufgefallen war, wo sie herkämen. Als sie Jackson, Mississippi, sagten, zeigte er keinerlei Reaktion.

»Kennen Sie die Stadt?«, fragte einer der Studenten.

»Nur vom Durchfahren«, erwiderte Spano, ein in Mississippi registrierter Wähler mit einem Führerschein des Bundesstaates, der beim Supreme Court ebendieses Bundesstaates Berufung eingelegt hatte. Obwohl sich Spano nie in Meyerchecs Bar blicken ließ, schienen die beiden Männer tatsächlich ein Paar zu sein. Auf jeden Fall wohnten sie unter derselben Adresse in einem Bungalow in der Clark Street.

Die Jurastudenten hatten immer wieder in der leeren Wohnung in Jackson angerufen und waren dort vorbeigefahren, hatten aber nie jemanden angetroffen. Nachdem sie vor ein-undvierzig Tagen

an die Tür geklopft hatten, klemmten sie einen Werbeprospekt in einen kleinen Spalt in der Nähe der Klinke. Der Prospekt war noch da, die Tür war nicht geöffnet worden. Der alte Saab hatte sich nicht von der Stelle gerührt, und ein Reifen war platt.

Gilbert fand die Story faszinierend und verfolgte sie hartnäckig. Der Versuch, in Mississippi zu heiraten, roch nach einem zynischen Komplott, um die gleichgeschlechtliche Ehe

365

zum Brennpunkt des Wahlkampfes zwischen McCarthy und Ron Fisk zu machen, was ausschließlich McCarthy Stimmen kostete.

Gilbert bedrängte den radikalen Anwalt, der Meyerchec und Spano vertrat, aber ohne Erfolg. Zwei Tage lang verfolgte er Tony Zachary, brachte jedoch nichts aus ihm heraus. Seine Anrufe bei Ron Fisk und dessen Wahlkampfzentrale blieben ohne Antwort. Er telefonierte sowohl mit Meyerchec als auch mit Spano, wurde aber rasch abgewimmelt, als er sich nach ihrer Verbindung mit Mississippi erkundigte. Also beschränkte er sich auf ein paar ausgewählte Zitate von Nat Lester und prüfte die Fakten, die die Jurastudenten ausgegraben hatten.

Dann schloss er seinen Bericht ab und schickte ihn an seine Zeitung.

366

30

Bei dem ersten Streit ging es um die Frage, wer überhaupt in den Saal gelassen wurde. Auf der Seite der Verteidigung hatte Jared Kurtin seine Truppen voll unter Kontrolle. Dort gab es keine Probleme. Dafür ging es auf der anderen Seite umso turbulenter zu.

Sterling Bintz legte frühzeitig mit einem Gefolge von Anwälten und Schlägertypen einen lärmenden Auftritt hin, behauptete, mehr als die Hälfte der Bowmore-Opfer zu vertreten, und verlangte deswegen eine führende Rolle bei den Verhandlungen. Mit seiner abgehackten, nasalen Stimme und dem im Süden des Bundesstaates Mississippi völlig unbekannten Akzent machte er sich sofort allgemein unbeliebt. Wes überredete ihn schließlich, sich hinzusetzen, aber das war nur vorübergehend. F. Clyde Hardin verfolgte den Streit von einer sicheren Ecke aus, knabberte an einem Keks und betete um eine schnelle Einigung. Das Finanzamt schickte seine Briefe mittlerweile per Einschreiben.

Ein landesweit bekannter Staranwalt aus Melbourne Beach, Florida, der sich auf Giftmüllskandale spezialisiert hatte, traf mit seinem Team ein und warf sich ins Getümmel. Angeblich vertrat er ebenfalls Hunderte von Geschädigten, und er fand, in Anbetracht seiner großen Erfahrung mit Schadenersatz-Sammelklagen müsse *er die Klägerseite* vertreten.

Bald stritten sich die beiden Sammelklagenspezialisten um angeblich abgeworbene Mandanten. Siebzehn weitere Anwaltskanzleien kämpften um ihre Po-

367

sition. Darunter waren einige angesehene Kanzleien, die sich auf Körperverletzung spezialisiert hatten, aber die meisten waren schmierige Kleinstadtjuristen, die sich in Bowmore ein oder zwei Fälle unter den Nagel gerissen hatten.

Schon Stunden vor Beginn der Besprechung herrschte eine enorme Spannung, die jeden Augenblick in eine Schlägerei auszuarten drohte. Als das Gebrüll am lautesten war, schaltete sich Jared Kurtin ein und verkündete in aller Ruhe, Wes und Mary Grace Payton würden über die Sitzordnung entscheiden. Falls jemand etwas dagegen habe, werde er mit dem Geld seiner Mandantin und der Versicherung den Raum verlassen. Das beruhigte die Lage.

Dann war da das Problem mit der Presse. Mindestens drei Reporter waren vor Ort, um aus erster Hand über die »geheimen« Verhandlungen zu berichten. Als sie gebeten wurden, den Saal zu verlassen, weigerten sie sich, der Aufforderung Folge zu leisten. Glücklicherweise hatte Kurtin bewaffnete Sicherheitskräfte engagiert, die die Journalisten aus dem Hotel eskortierten.

Kurtin hatte weiterhin vorgeschlagen, einen Schiedsrichter hinzuzuziehen, einen unbeteiligten Dritten, der etwas von Rechtsstreiten und Vergleichen verstand. Nachdem sich Wes damit einverstanden erklärt hatte, hatte Kurtin in Fort Worth einen pensionierten Bundesrichter aufgetrieben, der Teilzeit als Schlichter arbeitete. Nachdem sich die Prozessanwälte einigermaßen beruhigt hatten, übernahm Richter Rosenthal ohne jede Hektik die Leitung. Es dauerte eine Stunde, bis er die Sitzordnung ausgehandelt hatte. Er selbst würde am Ende des langen Tisches sitzen. Rechts von ihm würde Mr Kurtin in der Mitte der Längsseite Platz nehmen, flankiert von seinen Partnern und Verbündeten: Frank Sully aus Hatties-burg, zwei Anzugträgern von Krane und einem von der Haftpflichtversicherung des Unternehmens. Insgesamt saßen auf der Seite der Beklagten elf Personen am Tisch. Zwanzig weitere drängten sich hinter ihnen.

Links von Richter Rosenthal hatten die Paytons Jared Kur-

368

tin gegenüber in der Mitte des Tisches Platz genommen. Neben ihnen saß Jim McMay, der Prozessanwalt aus Hatties-burg, der die Familien von vier Verstorbenen aus Bowmore vertrat. McMay hatte mit dem Rechtsstreit gegen die Hersteller des Schlankmachers Fenphen ein Vermögen verdient und bereits mehrfach an Vergleichsverhandlungen in Sammelverfahren teilgenommen. Ihm schloss sich ein Anwalt aus Gulfport mit ähnlicher Erfahrung an. Die übrigen Stühle wurden von Anwälten aus Mississippi eingenommen, die Mandanten aus Bowmore mit berechtigten Ansprüchen vertraten. Die Sammelklagenhaie wurden in den Hintergrund verbannt. Als Sterling Bintz lautstark protestierte, rief Wes ihn barsch zur Ordnung, was den Schlägern in seinem Gefolge gar nicht gefiel. Daraufhin erklärte Jared Kurtin, die Sammelklagen stünden ganz unten auf der Prioritätenliste von Krane. Falls Bintz auch nur einen Cent kassieren wolle, solle er gefälligst den Mund halten und ihnen nicht in die Quere kommen.

»Wir sind hier nicht in Philadelphia«, stellte Richter Rosenthal fest. »Sind das Leibwächter oder Anwälte?«

»Sowohl als auch«, erwiderte Bintz unwirsch.

»Halten Sie sie unter Kontrolle.«

Bintz setzte sich leise fluchend.

Es war erst zehn Uhr morgens, und Wes war bereits erschöpft. Seine Frau dagegen wurde gerade erst warm.

Drei Stunden lang wurden ohne Pause Akten gewälzt. Richter Rosenthal regelte den Verkehr, während Mandantenprofile vorgelegt, im Nebenzimmer kopiert, geprüft und dann nach dem improvisierten System des Richters eingestuft wurden: Todesfälle waren Klasse eins, erwiesene Krebserkrankungen Klasse zwei und alle anderen Fälle Klasse drei.

Die Verhandlungen gerieten ins Stocken, als Mary Grace vorschlug, Jeannette Baker oberste Priorität und damit eine höhere Entschädigung einzuräumen, weil sie tatsächlich vor Gericht gegangen war. Ein Prozessanwalt wollte wissen, wieso ihr Fall mehr wert sein solle als andere Todesfälle.

369

»Weil sie vor Gericht gegangen ist«, erwiderte Mary Grace mit hartem Blick. Mit anderen Worten, Jeannette Bakers Anwälte hatten es gewagt, sich mit Krane anzulegen, während die übrigen Anwälte aus sicherer Entfernung zugesehen hatten. In den Monaten vor der Verhandlung hatten die Paytons mindestens fünf der anderen anwesenden Prozessanwälte geradezu um Hilfe angefleht, unter anderem auch Jim McMay. Alle hatten abgelehnt.

»Wir räumen ein, dass der Baker-Fall mehr wert ist«, erklärte Jared Kurtin. »Offen gesagt, kann ich ein Urteil über einundvierzig Millionen Dollar nicht einfach ignorieren.« Das trug ihm zum ersten Mal seit Jahren ein Lächeln von Mary Grace ein. Am liebsten wäre sie ihm um den Hals gefallen.

Um dreizehn Uhr wurde eine zweistündige Mittagspause eingelegt. Die Paytons zogen sich mit Jim McMay in eine Ecke des Hotelrestaurants zurück und versuchten, den bisherigen Verlauf der Besprechung zu analysieren. Von Anfang an hatten sie sich gefragt, wie ernst Krane es meinte. Wollte die Firma wirklich einen Vergleich? Oder handelte es sich um ein Täuschungsmanöver, mit dem das Unternehmen eigene Interessen verfolgte? Die Tatsache, dass die überregionale Wirtschaftspresse so viel über die geheimen Verhandlungen wusste, erregte das Misstrauen der Anwälte. Allerdings schien Mr Kurtin es seinem bisherigen Verhalten nach ernst zu meinen. Weder die Vertreter von Krane noch die Leute von der Versicherung hatten besonders glücklich ausgesehen - vielleicht ein Zeichen dafür, dass sie tatsächlich zahlen würden.

Um fünfzehn Uhr ließ Carl Trudeau in New York das Gerücht durchsickern, die Verhandlungen in Mississippi kämen gut voran. Krane sei optimistisch, dass es zu einem Vergleich kommen werde.

Der Wochenschlusskurs der Aktie lag mit 16,50 Dollar um 4 Dollar über dem Kurs der Vorwoche.

In Hattiesburg nahmen zu dieser Stunde die Verhand-

370

lungsführer ihre Plätze wieder ein, und Richter Rosenthal ließ die Druckerpresse erneut anlaufen. Drei Stunden später lagen die ersten Zahlen vor. Insgesamt machten siebenhundertvier Personen Ansprüche geltend. Achtundsechzig waren an Krebserkrankungen gestorben, für die Krane verantwortlich gemacht wurde. Einhundertdreißig Personen waren an Krebs erkrankt. Die übrigen litten an den verschiedensten weniger schweren Erkrankungen und Symptomen, die mutmaßlich durch das verseuchte Trinkwasser aus der Pumpstation von Bowmore verursacht waren.

Richter Rosenthal gratulierte beiden Seiten zu diesem mühsamen, aber produktiven Arbeitstag und vertagte die Besprechung auf Samstagmorgen, neun Uhr.

Wes und Mary Grace fuhren direkt ins Büro, um die restliche Kanzlei zu informieren. Sherman, der den ganzen Tag über im Verhandlungsraum gewesen war, berichtete von seinen Beobachtungen. Sie waren sich darüber einig, dass Jared Kurtin wohl wirklich nach Hattiesburg gekommen war, um den Rechtsstreit beizulegen. Seine Mandantin schien hinter ihm zu stehen. Wes warnte allerdings davor, sich zu früh zu freuen. Bisher war es ihnen nur gelungen, die

Parteien zu ermitteln. Geld war noch lange nicht in Sicht.

Mack und Liza wollten unbedingt ins Kino gehen. Wes nickte während der Zwanzig-Uhr-Vorstellung ein, während Mary Grace geistesabwesend auf die Leinwand starrte, Pop-corn mampfte und im Geiste mit den Zahlen für Behandlungskosten, Verlust der Lebensgemeinschaft, Verdienstausschlag und alle möglichen anderen Verluste jonglierte. An Anwaltshonorare wagte sie gar nicht zu denken.

Am Samstagmorgen waren am Tisch weniger Anzüge und Krawatten zu sehen. Selbst Richter Rosenthal wirkte mit einem schwarzen Polohemd und Sportsakko einigermaßen leger. Als die nervösen Anwälte endlich Platz genommen hatten und es ruhig wurde im Saal, ließ er seine mächtige Stimme ertönen, die viele Verhandlungen beherrscht haben muss-

371

te. »Ich schlage vor, wir fangen mit den Todesfällen an und gehen jeden von ihnen einzeln durch.«

Für die Zwecke des Vergleichs war kein Toter wie der andere. Kinder waren weniger wert als Erwachsene, weil ihre Erwerbsfähigkeit nicht zu belegen war. Junge Väter waren wegen des entgangenen künftigen Verdienstes deutlich teurer. Einige der Verstorbenen hatten jahrelang gelitten, bei anderen war es schnell gegangen. Jeder hatte andere Beträge für Behandlungskosten. Richter Rosenthal legte eine weitere, willkürlich festgelegte Skala vor, die aber zumindest Anhaltspunkte für die Einstufung der Fälle nach ihrem Wert lieferte. Die höchste Punktzahl war fünf, die niedrigste (Kinder) eins. Mehrfach mussten die Verhandlungen unterbrochen werden, weil sich die Anwälte der Kläger nicht einigen konnten. Als die Skala schließlich angenommen war, wurde zunächst Jeannette Baker eingestuft. Sie erhielt zehn Punkte. Beim nächsten Fall ging es um eine vierundfünfzigjährige Frau, die Teilzeit in einer Bäckerei gearbeitet hatte und nach dreijährigem Kampf ihrer Leukämie erlegen war. Sie bekam drei Punkte.

Während die Liste abgearbeitet wurde, erhielt jeder Anwalt Gelegenheit, seinen konkreten Fall vorzustellen und auf eine höhere Bewertung zu plädieren. Jared Kurtin äußerte sich mit keinem Wort dazu, wie viel er für die Todesfälle zu zahlen bereit war. Mary Grace beobachtete ihn genau, während die anderen Anwälte debattierten, aber seine Züge und sein Verhalten zeigten nur tiefe Konzentration.

Um 14.30 Uhr waren sie mit Klasse eins fertig und wandten sich den noch lebenden Krebskranken zu. Die Bewertung dieser Fälle war deutlich schwieriger. Niemand wusste, wie lange diese Menschen überleben und wie sehr sie leiden würden. Es war unmöglich, vorherzusagen, ob sie sterben würden. Wer Glück hatte, würde überleben und den Krebs besiegen. Die Diskussion zerfaserte in hitzige Einzelgespräche. Manchmal war selbst Richter Rosenthal überfordert und wusste keinen Kompromissvorschlag mehr. Zu vorgerückter Stunde

372

ließ Jared Kurtin erste Anzeichen von Stress und Frustration erkennen.

Als sich die Sitzung gegen neunzehn Uhr gnädigerweise ihrem Ende näherte, konnte sich Sterling Bintz nicht mehr beherrschen.

»Lange sehe ich mir diese Spielchen nicht mehr an«, blaffte er, wobei er sich Richter Rosenthal gegenüber am anderen Ende des Tisches aufbaute. »Ich sitze jetzt seit zwei Tagen hier rum und habe noch kein Wort sagen können. Das heißt natürlich auch, dass meine Mandanten ignoriert werden. Jetzt reicht es! Ich vertrete eine Sammelklage von mehr als dreihundert Geschädigten, die Sie alle offenkundig übers Ohr hauen wollen.«

Wes setzte zu einem Tadel an, überlegte es sich jedoch anders. Sollte er doch reden. Die Verhandlungen würden ohnehin vertagt werden.

»Ich werde nicht zulassen, dass meine Mandanten vernachlässigt werden!«, brüllte Bintz. Es wurde still im Raum. In seiner Stimme und in seinem Blick lag eine Spur von Wahnsinn. Vielleicht war es am besten, ihn einfach reden zu lassen. »Meine Mandanten haben großes Leid

erfahren und leiden immer noch, auch wenn Ihnen das anscheinend egal ist. Ich kann hier nicht ewig rumhängen. Morgen Nachmittag werde ich zu einem anderen Vergleich in San Francisco erwartet. Ich vertrete achttausend Mandanten, die Schmelt-zer wegen des bekannten Abfuhrmittels verklagt haben. Da hier offenbar keiner über Geld reden will, werde ich Ihnen jetzt mal sagen, was ich mir vorstelle.«

Die anderen waren ganz Ohr. Jared Kurtin und die Finanzleute wurden wach und wirkten plötzlich ein wenig steif. Mary Grace verfolgte jede Regung in Kurtins Gesicht. Wenn dieser Irre eine Zahl in den Raum stellte, würde sie sehen, wie ihr Gegner darauf reagierte.

»Wenn nicht jeder meiner Mandanten mindestens hunderttausend bekommt, können Sie Ihren Vergleich vergessen«, tönte Bintz. »Je nach Fall kann es auch deutlich mehr werden.«

373

Kurtin verzog keine Miene, aber das tat er nie. Einer seiner Mitarbeiter schüttelte den Kopf, ein anderer lächelte albern. Die beiden Krane-Manager runzelten die Stirn und rutschten angesichts dieses absurden Vorschlags ungeduldig hin und her.

Damit stand ein Betrag von dreißig Millionen Dollar im Raum. Wes überschlug in aller Eile die Zahlen, was nicht weiter schwer war. Bintz würde sich vermutlich ein Drittel unter den Nagel reißen, F. Clyde Hardin ein paar Krumen zuwerfen und sich dann rasch der nächsten Sammelklagen-Goldgrube zuwenden.

F. Clyde kauerte seit vielen Stunden in der hintersten Ecke und hielt einen Pappbecher in der Hand, der mit viel Wodka und wenig Eis und Orangensaft gefüllt war. Schließlich war es Samstagabend. Die Rechnung war kinderleicht. Sein Anteil belief sich auf fünf Prozent des gesamten Honorars. Das waren fünfhunderttausend Dollar nach dem höchst vernünftigen Vorschlag, den sein Anwaltskollege da so energisch unterbreitete. Laut Vereinbarung sollte F. Clyde zudem fünfhundert Dollar pro Mandant erhalten. Das waren bei dreihundert Mandanten einhundertfünfzigtausend Dollar, von denen er bisher etwa ein Drittel bekommen hatte. Bintz schien nicht geneigt, über den Rest zu sprechen. Er war ein sehr beschäftigter Anwalt und telefonisch schwer zu erreichen. Aber bestimmt würde er sein Wort halten.

Während Bintz vom Leder zog, nuckelte F. Clyde an seinem Drink.

»Wir lassen uns nicht mit Peanuts abspeisen!«, drohte Bintz. »Je eher die Ansprüche meiner Mandanten auf den Tisch kommen, desto besser.«

»Morgen früh um neun«, polterte Richter Rosenthal plötzlich. »Die Sitzung ist vertagt.«

»Eine erbärmliche Kampagne« lautete der Titel des Leitartikels in der Sonntagsausgabe des *Clarion-Ledger*, der Lokalzeitung von Jackson. Die Redaktion berief sich auf eine Seite aus

374

Nat Lesters Bericht, um Ron Fisks schmierige Wahlpropaganda zu verdammen. Sie warf Fisk vor, Millionenbeträge von Großunternehmen einzustecken und mit diesem Geld die Öffentlichkeit hinters Licht zu führen. In seinen Spots wimmele es nur so Halbwahrheiten und aus dem Zusammenhang gerissenen Äußerungen. Angst sei seine Waffe -Angst vor Homosexuellen, Angst vor strengeren Waffengesetzen, Angst vor Sexualverbrechern. Fisk wurde beschuldigt, Sheila McCarthy als »Liberale« abzuqualifizieren, während ihre Arbeit, mit der sich die Redaktion eingehend auseinandergesetzt habe, doch bestenfalls als gemäßigt zu bezeichnen sei.

Das gesamte System wurde an den Pranger gestellt. Beide Kandidaten hätten so viele Spender gewinnen müssen, dass die faire und unparteiische Entscheidungsfindung gefährdet sei. Wie solle Sheila McCarthy, die bisher über 1,5 Millionen Dollar von Prozessanwälten erhalten habe, die Unterstützung ignorieren, wenn diese Anwälte vor ihr als Richterin erschienen?

Der Artikel endete mit der Forderung, die Wahl von Richtern abzuschaffen. Stattdessen sollten sie unter Berücksichtigung ihrer Qualifikation und Erfahrung durch ein unparteiisches Gremium ernannt werden.

Der *Sun Herald* in Biloxi wurde noch deutlicher. Er beschuldigte die Fisk-Wahlkämpfer offen

der Irreführung und zog das Darrell-Sackett-Mailing als Beispiel heran. Sackett sei seit vier Jahren tot und stelle damit keine Gefahr mehr dar. Nat Lester sei es gelungen, das mit wenigen Telefonanrufen in Erfahrung zu bringen.

Die *Hattiesburg American* forderte die Fisk-Wahlkampfzentrale auf, die negativen und irreführenden Spots zurückzuziehen und noch vor dem Wahltag bekannt zu geben, welche großen Spenden nicht aus Mississippi kamen. Außerdem drängte die Zeitung beide Kandidaten, sich für ein sauberes Rennen einzusetzen, das die Würde des Supreme Court respektierte.

375

Auf der dritten Seite von Teil A der *New York Times* enthielt Gilberts Artikel Fotos von Meyerchec und Spano sowie von Fisk und McCarthy. Nach einem allgemeinen Bericht über den Wahlkampf konzentrierte sich der Artikel auf die Homosexuellenehe, die erst durch zwei Männer aus Illinois zum Wahlkampfthema geworden war. Gilbert wies überzeugend nach, dass die beiden seit Jahren in Chicago lebten und praktisch keine Verbindung nach Mississippi hatten. Er spekulierte nicht darüber, ob sie von konservativen politischen Kräften eingesetzt worden waren, um McCarthy zu unterminieren. Das war auch nicht nötig. Die Pointe kam im letzten Absatz, in dem Nat Lester zitiert wurde.

»Das sind Strohmänner, die von Ron Fisk und seinen Leuten benutzt werden, um ein Problem zu schaffen, das es gar nicht gibt. Ihr Ziel ist es, die christliche Rechte aufzuscheuchen und an die Urnen zu treiben«, sagte er.

Ron und Doreen Fisk saßen am Küchentisch, aber der Morgenkaffee war vergessen. Vor Wut kochend, lasen sie den Artikel im *Clarion-Ledger*. Bisher war der Wahlkampf so reibungslos gelaufen. Immer führten sie in den Umfragen. Noch neun Tage, und der Sieg schien zum Greifen nah. Wieso wurde Ron nun plötzlich von der größten Zeitung des Bundesstaates als »hinterlistig« und »unehrlich« abqualifiziert? Es war ein schmerzhafter, demütigender Schlag ins Gesicht, der völlig unerwartet kam. Und unverdient. Sie waren ehrliche, aufrechte Christen ohne Arg. Warum musste ihnen so etwas passieren?

Das Telefon klingelte, und Ron griff nach dem Hörer. Es war Tony Zachary.

»Haben Sie den *Clarion-Ledger* gesehen?«, fragte er müde.

»Ja, wir haben den Artikel gerade vor uns.«

»Was ist mit *Sun Herald* und *Hattiesburg Americarti*«

»Nein, warum?«

»Lesen Sie die *New York Times*?«

»Nein.«

376

»Sehen Sie im Internet nach, und rufen Sie mich in einer Stunde an.«

»Ist es sehr schlimm?«

»Ja.«

Nachdem sie eine weitere Stunde mit der Zeitungslektüre verbracht hatten, beschlossen die Fisks voller Empörung, nicht zur Kirche zu gehen. Ron fühlte sich hintergangen und bloßgestellt und hatte keine Lust, das Haus zu verlassen. Die letzten Zahlen von Zacharys Meinungsumfrageinstitut in Atlanta hatten einen komfortablen Vorsprung für ihn gezeigt. Jetzt schien ihm eine sichere Niederlage zu drohen. Kein Kandidat konnte eine derartige Attacke überleben. Das war alles die Schuld der liberalen Presse. Und die von Tony Zachary und seinem Wahlkampf team. Ron machte sich selbst Vorwürfe, weil er so naiv gewesen war. Warum hatte er Menschen, die er kaum kannte, solches Vertrauen geschenkt?

Doreen versicherte ihm, es sei nicht sein Fehler gewesen. Er sei in dem Wahlkampf völlig aufgegangen, sodass er kaum Zeit gehabt hätte, sich um anderes zu kümmern. Ein Wahlkampf sei immer chaotisch. Niemand könne alle Mitarbeiter und Freiwilligen überwachen.

Ron führte ein langes und sehr angespanntes Telefonat mit Tony Zachary.

»Sie haben mich bloßgestellt«, sagte Ron. »Sie haben mich und meine Familie derart gedemütigt, dass ich mich nicht mehr aus dem Haus wage. Ich denke daran, aufzugeben.«

»Das können Sie nicht. Dafür haben Sie zu viel investiert«, erwiderte Zachary, der sich große Mühe gab, sich seine Panik nicht anmerken zu lassen und seinen Kandidaten zu beruhigen.

»Das ist das Problem. Ich habe zugelassen, dass viel zu große Summen fließen, die Sie offenbar nicht unter Kontrolle haben. Stellen Sie sofort die Fernsehwerbung ein.«

»Das geht nicht. Die Zeit ist schon gebucht.«

»Soll das heißen, dass ich bei meinem eigenen Wahlkampf nichts zu sagen habe?«

377

»So einfach ist das nicht.«

»Ich gehe nicht mehr aus dem Haus. Ziehen Sie auf der Stelle alle Spots zurück. Stoppen Sie die gesamte Propaganda. Ich werde die Redaktionen der Zeitungen anrufen und meine Fehler zugeben.«

»Überstürzen Sie nichts!«

»Ich bin der Boss. Es ist mein Wahlkampf.«

»Ja, und Sie haben so gut wie gewonnen. Nur noch neun Tage! Das dürfen Sie nicht riskieren.«

«

»Wussten Sie, dass Darreil Sackett tot ist?«

»Nun ja, ich kann nicht ...«

»Beantworten Sie meine Frage. Wussten Sie, dass er tot ist?«

»Ich bin mir nicht sicher.«

»Sie wussten, dass er tot ist, und haben absichtlich einen falschen Eindruck erweckt, stimmt's?«

«

»Nein, ich ...«

»Sie sind entlassen, Tony. Sie sind entlassen, und ich gebe auf.«

»Nur keine Überreaktion. Beruhigen Sie sich erst einmal.«

»Sie sind entlassen.«

»Ich bin in einer Stunde bei Ihnen.«

»Gute Idee. Sie kommen so schnell wie möglich. In der Zwischenzeit betrachten Sie sich als entlassen.«

»Ich bin schon unterwegs. Bitte unternehmen Sie in der Zwischenzeit nichts.«

»Ich rufe jetzt sofort bei den Zeitungsredaktionen an.«

»Tun Sie das nicht! Bitte! Warten Sie, bis ich komme.«

Die Anwälte hatten am Sonntagmorgen nicht viel Zeit zum Zeitunglesen. Um acht Uhr trafen die Ersten zu dem bisher wohl wichtigsten Tag der Verhandlungen im Hotel ein. Jared Kurtin hatte sich nicht dazu geäußert, wann er wieder nach Atlanta zurückwollte, aber man ging davon aus, dass die erste Runde am Sonntagnachmittag vorbei sein würde. Bis auf die dreißig Millionen, die Sterling Bintz in den Raum gestellt

378

hatte, war von Geld keine Rede gewesen. Das musste sich am Sonntag ändern. Wes und Mary Grace waren fest entschlossen, den Raum nicht zu verlassen, bis sie eine ungefähre Vorstellung davon hatten, was Fälle der Klasse eins und zwei wert sein mochten.

Um 8.30 Uhr waren alle Anwälte der Klägersseite versammelt. Die meisten waren in ernsthafte Gespräche vertieft, und alle ignorierten den mit voller Entourage erschienenen Sterling Bintz, der die anderen seinerseits ignorierte. Selbst mit dem Sammelklagenanwalt aus Melbourne Beach wechselte er kein Wort. Um 8.45 Uhr traf Richter Rosenthal ein, dem auffiel, dass kein Vertreter der Beklagten erschienen war. Endlich merkten auch die Prozessanwälte, dass auf der anderen Seite des Tisches gähnende Leere herrschte. Wes gab die Nummer von Jared Kurtins Mobiltelefon ein, aber es meldete sich nur die Mailbox.

»Wir hatten doch neun Uhr verabredet?«, fragte Richter Rosenthal fünf Minuten vor der vollen Stunde. Alle waren sich darüber einig, dass neun Uhr vereinbart worden war. Die Zeit verging plötzlich im Schnecken tempo.

Um 9.02 Uhr kam Frank Sully, der örtliche Anwalt von Krane, herein. »Meine Mandantin hat beschlossen, diese Verhandlungen bis auf Weiteres auszusetzen«, sagte er unbeholfen, geradezu verlegen. »Ich bedaure die Unannehmlichkeiten.«

»Wo ist Jared Kurtin?«, fragte Richter Rosenthal.

»Im Flugzeug nach Atlanta.«

»Wann hat Ihre Mandantin das beschlossen?«

»Das weiß ich nicht. Ich habe vor etwa einer Stunde davon erfahren. Es tut mir wirklich leid, Richter Rosenthal. Ich entschuldige mich bei allen Anwesenden.«

Der Raum schien zu kippen, als eine Seite unter der Last dieser plötzlichen Wende unterging. Die Anwälte, die eben noch so aufgeregt der Verteilung des großen Kuchens entgegengesehen hatten, ließen die Stifte fallen und starrten einander entsetzt an. Viele rangen nach Luft, andere fluchten

379

deutlich vernehmbar und ließen die Köpfe sinken. Am liebsten hätten sie sich auf Sully gestürzt, aber er war nur der Mann vor Ort, und alle wussten seit Langem, dass er nichts zu sagen hatte.

F. Clyde Hardin wischte sich den Schweiß vom nassen Gesicht und versuchte tapfer, seinen rebellierenden Magen im Griff zu behalten.

Plötzlich wollten alle nur noch weg. Sie ertrugen es nicht mehr, die leeren Stühle anzustarren. Stühle, auf denen die Männer gesessen hatten, die sie hätten reich machen können. Die Prozessanwälte rafften in aller Eile ihre Papiere zusammen, stopften sie in ihre Aktentaschen und verabschiedeten sich abrupt.

Wes und Mary Grace fuhren schweigend nach Hause.

Am Montagmorgen verkündete das *WM Street Journal* das Scheitern der Vergleichsverhandlungen in Hatties-burg. Der Artikel erschien auf der zweiten Seite und stammte von einem Reporter mit guten Insiderquellen bei Krane Chemical. Eine davon sah die Schuld bei den Anwälten der Kläger. »Die Forderungen waren zu unrealistisch. Wir waren guten Willens, aber es ging einfach nicht.« »Es ist hoffnungslos«, meinte eine andere anonyme Quelle. »Nach diesem Urteil denkt jeder Prozessanwalt, sein Fall ist vierzig Millionen wert.« Mr Watts, der CEO von Krane, äußerte sich enttäuscht. »Wir wollten den Rechtsstreit beilegen und uns anderen Dingen zuwenden. Jetzt bleiben große Unsicherheiten für die Zukunft des Unternehmens.«

Carl Trudeau las den Bericht online um 4.30 Uhr in seinem Penthouse und rieb sich lachend die Hände. Es würde eine höchst rentable Woche werden.

Wes versuchte den ganzen Vormittag über, Jared Kurtin zu erreichen, aber der große Mann war verreist. Unter seiner Handynummer meldete sich nur die Mailbox. Seine Sekretärin wurde schließlich unhöflich, Wes auch. Er und Mary Grace hatten Zweifel daran, dass die wilden Forderungen von Sterling Bintz Krane verschreckt hatten. Wenn man realistisch sein wollte, waren die von ihm vorgeschlagenen dreißig Millionen Dollar nur ein Bruchteil einer eventuellen Vergleichssumme.

In Bowmore schlug die Nachricht ein wie eine Bombe.

381

Im McCarthy-Hauptquartier hatte Nat Lester die gesamte Nacht durchgearbeitet. Als Sheila wie üblich um 8.30 Uhr eintraf, war er noch topfit. Er hatte den Artikel der *New York Times* an alle örtlichen Zeitungen gemailt und telefonierte gerade Reporter und Redakteure ab, als sie ausgeruht hereinkam und lächelnd um einen Ananassaft bat.

»Wir treiben diese Gauner vor uns her!«, jubelte er. »Ihre schmutzigen Tricks haben sie eingeholt.«

»Herzlichen Glückwunsch. Das freut mich wirklich.«

»Wir schicken die Leitartikel und den *Times*-Artikel an alle registrierten Wähler.«

»Wie viel kostet das?«

»Das ist doch völlig egal. Eine Woche vor den Wahlen dürfen wir nicht geizig sein. Sind Sie bereit?«

»In einer Stunde geht es los.«

In den nächsten sieben Tagen würde sie vierunddreißig Orte in zwanzig Countys besuchen. Möglich waren diese Blitzvisiten nur, weil ihr zwei Prozessanwälte eine King Air und einen kleinen Jet zur Verfügung gestellt hatten. Nat hatte die Tournee koordiniert. Vor Ort konnten sie auf die Hilfe von Lehrern, Gewerkschaftsbossen, Führern der afroamerikanischen Gemeinschaft und natürlich Prozessanwälten zählen. Nach Jackson würde sie im Anschluss an die Wahl zurückkehren. Während sie selbst ihre Wahlkampfreden hielt, würde eine letzte Runde Fernsehspots den Bezirk überfluten.

Wenn die Stimmen ausgezählt waren, war auch der letzte Cent ihrer Spendengelder ausgegeben. Sie konnte nur hoffen, dass sie nicht ins Minus gerieten.

Ron Fisk verließ das Haus schließlich am Montagmorgen, aber er ging nicht wie sonst ins Büro. Stattdessen fuhr er mit Doreen nach Jackson, wo er sich in den Räumen von *Judicial Vision* zu einer weiteren langwierigen und anstrengenden Besprechung mit Tony Zachary traf. Am Sonntagnachmittag hatten sie sich im Wohnzimmer der Fisks durch ein vierstündiges Gespräch gequält, das zu keiner echten Lösung geführt

382

hatte. Ron wollte alle Wahlkampfaktivitäten einstellen, solange sein guter Name nicht gerettet war. Er hatte Zachary bestimmt viermal gefeuert, aber zumindest redete er noch mit ihm.

Am Sonntag hatte Tedford in Atlanta den gesamten Tag über und bis in die Nacht hinein hektisch die Wähler befragt. Am späten Montagvormittag lagen erste Ergebnisse vor. Trotz des Sperrfeuers der Kritik führte Ron Fisk immer noch mit drei Punkten vor George W. Bush. Das Thema Homosexuelle Ehe beschäftigte die Wähler, und die meisten setzten auf den konservativeren Kandidaten.

Ron wusste nicht mehr, ob er überhaupt noch jemandem, der mit seinem Wahlkampf zu tun hatte, vertrauen konnte. Trotzdem hob sich seine Stimmung angesichts der neuen Umfrage etwas.

»Sie haben so gut wie gewonnen«, sagte Zachary wieder und wieder. »Werfen Sie das nicht weg!«

Schließlich kamen sie zu einer Einigung, die Ron unterschreiben lassen wollte wie einen Vertrag. Erstens würde Ron im Rennen bleiben. Zweitens sollte Tony Zachary seinen Job als Wahlkampfmanager behalten. Drittens würde sich Ron mit den Zeitungsredakteuren treffen, seine Fehler eingestehen und für die verbleibenden acht Tage ein faires Rennen versprechen. Viertens mussten Wahlkampfliteratur, Anzeigen, Fernsehspots, Direktmailings, Radiowerbung, überhaupt alles, vorab von Ron Fisk abgesegnet werden.

Als sie sich wieder vertragen hatten, gönnten sie sich ein kurzes Essen im Capitol Grill. Dann fuhren Ron und Doreen nach Hause. Sie waren stolz auf sich, weil sie nicht nachgegeben hatten. Jetzt brannten sie darauf, sich wieder in den Wahlkampf zu stürzen. Der Sieg schien zum Greifen nah.

Barry Rinehart kam um zwölf Uhr in Jackson an und richtete sein Basislager in der größten Suite eines Hotels in der Innenstadt ein. Er würde Mississippi erst nach der Wahl wieder verlassen.

383

Ungeduldig wartete er darauf, dass Tony Zachary ihm meldete, ob sie noch ein Pferd im Rennen hatten. Für einen Mann, der stolz darauf war, auch unter Druck nie die Fassung zu verlieren, waren die letzten vierundzwanzig Stunden nervenzerfetzend gewesen. Rinehart hatte kaum geschlafen. Wenn Ron Fisk aufgab, war seine eigene Karriere zumindest schwer beschädigt, wenn nicht ruiniert.

Tony Zachary betrat die Suite mit einem breiten Grinsen. Beide Männer konnten endlich wieder lachen. Kurz darauf gingen sie die gebuchte Medienzeit und die geplante Propaganda durch. Sie hatten genug Geld, um den Bezirk mit Fernsehspots zu überschwemmen. Wenn Mr Fisk nur positive Werbung wollte, würden sie ihm den Gefallen tun.

Die Reaktion des Marktes auf das Scheitern der Vergleichsverhandlungen war schnell und drastisch. Krane eröffnete mit 15,25 Dollar. Gegen Mittag notierte die Aktie bei 12,75 Dollar. Carl Trudeau lachte sich ins Fäustchen, während er zusah, wie das Papier abstürzte. Sein Nettovermögen schrumpfte zusehends. Um noch mehr Furcht und Panik zu säen, organisierte er eine Besprechung des Spitzenmanagements von Krane mit den Insolvenzanwälten des Unternehmens und ließ diese Information an einen Reporter durchsickern.

Am Dienstagmorgen wurde ein Anwalt der Rechtsabteilung von Krane im Wirtschaftsteil der *New York Times* mit den Worten zitiert: »Wir werden vermutlich diese Woche Insolvenzantrag stellen.« Die Aktie fiel auf 9,50 Dollar und damit zum ersten Mal seit zwanzig Jahren unter die Schwelle von 10 Dollar.

Am Dienstagmittag trafen Meyerchec und Spano mit einem Privatjet in Jackson ein. Sie wurden von einem Taxi abgeholt und in die Kanzlei ihres Anwalts gefahren, wo sie sich mit einem Reporter vom *Clarion-Ledger* trafen. In einem einstündigen Interview wiesen sie Gilberts Vorwürfe zurück, betonten noch einmal, sie seien nunmehr Bürger Mississippis, und ließen sich lang und breit über die Bedeutung des am

384

Supreme Court von Mississippi anhängigen Verfahrens aus. Während des gesamten Interviews

hielten sie Händchen und posierten schließlich für einen Fotografen der Zeitung.

Unterdessen brüteten Barry Rinehart und Tony Zachary über den Ergebnissen der letzten Umfrage. Fisks komfortabler Vorsprung war zusammengeschmolzen. Einen so dramatischen Einbruch innerhalb von zweiundsiebzig Stunden hatte Rinehart noch nie erlebt. Aber er war zu erfahren, um in Panik zu verfallen. Zachary dagegen war mit seinen Nerven am Ende.

Sie beschlossen, die Fernsehspots neu zu arrangieren. Die Darrell-Sackett-Attacke und ein Spot, der illegale Einwanderer bei der Überquerung der Grenze zeigte, wurden ausgemustert. In den nächsten drei Tagen würden sie sich an die Themen Homosexuellenehe und Waffengesetze halten. Am Wochenende würden sie auf Wohlfühlspots über den guten Menschen Ron Fisk umstellen, die bei den Wählern ein Gefühl verschwommener Wärme hinterlassen sollten.

Unterdessen würden die erschöpften Postboten im Süden des Bundesstaates Mississippi jeden Tag Tonnen von Fisk-Propaganda ausliefern, bis der Wahlkampf vorüber war.

Alles natürlich nur mit Mr Fisks Genehmigung.

Nach mehreren Ansätzen war Denny Ott schließlich mit seinem Brief fertig und bat seine Frau, ihn zu lesen. Als sie nichts daran auszusetzen hatte, brachte er ihn zur Post. Und das war der Inhalt:

lieber bruder ted,

ich habe eine Aufzeichnung Ihrer Predigt vom letzten Sonntag gehört, die während des Gottesdienstes vom Radiosender WBMR übertragen wurde. Für mich war das keine Predigt, sondern eine Wahlkampfrede. Ich bin mir sicher, dass Sie regelmäßig Homosexuelle von der Kanzel aus verdammen, und will mich nicht dazu äußern. Ihre Attacke gegen liberale Richter neun Tage vor der Wahl

385

ist jedoch ein offener Angriff auf Sheila McCarthy, auch wenn diese nicht namentlich erwähnt wird. Dadurch unterstützen Sie natürlich ihren Gegner.

Politische Reden dieser Art sind gesetzlich verboten und vor allem durch die Steuergesetze streng untersagt. Als gemeinnützige Organisation darf sich Harvest Tabernacle nicht politisch engagieren. Ansonsten riskieren Sie, den Status der Gemeinnützigkeit zu verlieren, was für jede Kirche eine Katastrophe sein dürfte.

Ich weiß aus zuverlässigen Quellen, dass sich auch andere Pastoren Ihrer Brotherhood Coalition persönlich und mit ihren Gemeinden in diesem Wahlkampf engagieren. Ich bin davon überzeugt, dass es sich um eine wohlkoordinierte Unterstützung für Ron Fisk handelt, und bin mir sicher, dass Sie und andere an diesem Sonntag Ihre Mitglieder von der Kanzel aus auffordern werden, für ihn zu stimmen.

Mr Fisk wird von einer Verschwörung großer Wirtschaftsunternehmen dazu benutzt, unseren Supreme Court mit Mitgliedern zu besetzen, die kriminelle Machenschaften von Unternehmen schützen, indem sie deren Haftung beschränken. Darunter werden nur die kleinen Leute zu leiden haben - Ihre und meine Gemeindemitglieder.

Denken Sie daran, dass ich an diesem Sonntag zusehen und zuhören werde. Und wenn Sie Ihre ungesetzlichen Aktivitäten nicht einstellen, werde ich nicht zögern, das Finanzamt zu informieren.

Ihr Bruder in Christus, denny ott

Am Donnerstagmittag trafen sich die Mitarbeiter der Kanzlei Payton zu einem kurzen Mittagessen, um die letzten Wahlkampfaktivitäten zu besprechen. An einer Rigipswand im »Loch« hatte Sherman in chronologischer Reihenfolge die bisher von Ron Fisk verwendeten Zeitungsanzeigen arrangiert. Darunter waren sechs ganzseitige Spendenaufrufe aus Zeitungen und fünf Direktmailings. Die Sammlung wur-

de mittlerweile täglich aktualisiert, weil die Druckerpressen von Fisk Überstunden machten.

Es war eine eindrucksvolle und einigermaßen deprimierende Zusammenstellung.

Mithilfe eines Stadtplans von Hattiesburg und einer Liste der registrierten Wähler teilte Sherman die Viertel in der Nähe der Universität auf. Er würde mit Tabby von Haus zu Haus gehen, Rusty mit Vicky und Wes mit Mary Grace. In den nächsten fünf Tagen mussten sie an zweitausend Türen klingeln. Olivia erklärte sich bereit, den Telefondienst zu übernehmen. Mit ihrer Arthritis war der Einsatz auf der Straße nichts für sie.

Andere Teams, von denen viele aus den Kanzleien örtlicher Prozessanwälte kamen, würden das übrige Hattiesburg und die Vororte abgrasen. Neben der McCarthy-Werbung würden diese Freiwilligen auch Broschüren für Richter Thomas Harrison verteilen.

Die Aussicht, an Hunderte von Türen klopfen zu dürfen, schien zumindest Wes und Mary Grace geradezu verlockend. Seit Montag herrschte in der Kanzlei Beerdigungsstimmung. Das Fiasko mit den Vergleichsverhandlungen hatte sie die letzte Energie gekostet, und die ständigen Gerüchte über einen Insolvenzantrag von Krane jagten ihnen Angst ein. Sie waren entnervt und zerstreut und brauchten ein paar freie Tage.

Der letzte Anstoß kam von Nat Lester. Jeder Wahlkreis in allen siebenundzwanzig Countys war einem Freiwilligen zugewiesen worden, und Nat hatte alle Handynummern. Am Donnerstagnachmittag fing er an, einen nach dem anderen anzurufen. Bis spät am Montagabend würde er ihnen keine Ruhe mehr lassen.

Bruder Teds Antwort wurde der Pine Grove Church persönlich zugestellt. Er lautete folgendermaßen:

lieber pastor ott,

Ihre Sorge rührt mich, und ich freue mich, dass Sie sich für meine Predigten interessieren. Wenn Sie aufmerksam zuhören, werden Sie vielleicht eines Tages Jesus Christus als Ihren persönlichen Erlöser kennenlernen. Bis dahin werde ich weiter für Sie und alle, die von Ihnen in die Irre geführt werden, beten.

Gott hat unseren Tempel vor vierzehn Jahren errichtet und selbst für uns die Hypothek bezahlt. Er hat mich auf die Kanzel geführt und spricht jede Woche durch meine Worte zu seiner geliebten Herde.

Wenn ich meine Predigten vorbereite, höre ich nur auf Ihn. Er verdammt die Homosexualität, diejenigen, die sie praktizieren, und die, die sie unterstützen. Das steht in der Bibel, die Sie vielleicht häufiger lesen sollten.

Verschenden Sie Ihre Zeit nicht damit, sich um mich und meine Kirche zu sorgen. Sie haben in Pine Grove doch bestimmt genug andere Probleme.

Ich werde predigen, was mir richtig erscheint. Schicken Sie mir ruhig die Bundesregierung auf den Hals. Mit Gott an meiner Seite habe ich nichts zu fürchten.

Gelobet sei der Herr, bruder ted

Bis Freitagmittag hatten sich Barry Rineharts Umfragewerte so weit erholt, dass er sich traute, Mr Trudeau anzurufen. Fisk führte mit sieben Punkten und schien sich wieder auf dem aufsteigenden Ast zu befinden. Rinehart hatte keine Skrupel, die Zahlen ein wenig aufzurunden, damit sich der große Mann besser fühlte. Er log schließlich schon die ganze Woche. Mr Trudeau würde nie erfahren, dass sie um ein Haar einen Vorsprung von sechzehn Punkten verspielt hatten.

»Wir führen mit zehn Punkten«, verkündete er zuversichtlich von seiner Hotelsuite aus.

»Dann ist die Sache gegessen?«

»Ich habe noch nie von einer Wahl gehört, bei der jemand über das letzte Wochenende einen Vorsprung von zehn Punkten eingebüßt hätte. Und bei all dem Geld, das wir für die Medien ausgeben, können wir nur gewinnen.«

»Gute Arbeit, Rinehart«, sagte Trudeau und klappte sein Telefon zu.

Während die Wall Street daraufwartete, dass Krane Chemical Insolvenzantrag stellte, erwarb Carl Trudeau in einer privaten Transaktion fünf Millionen Aktien des Unternehmens. Verkäufer war der Investmentmanager des Pensionsfonds der Angestellten des öffentlichen Dienstes von Minnesota. Trudeau hatte das Aktienpaket schon seit Monaten im Auge. Als der Mann endlich zu dem Schluss kam, dass von Krane nichts mehr zu erwarten war, war er froh, den gesamten Bestand für elf Dollar pro Aktie abstoßen zu können.

Dann ging Trudeau sein nächstes Projekt an: Sobald die Börse öffnete, würde er noch einmal fünf Millionen Aktien erwerben. Seine Identität als Käufer musste er erst preisgeben, wenn er das 1 SD-Formular bei der Börsenaufsicht einreichte, und dafür hatte er zehn Tage Zeit.

Bis dahin war die Wahl längst vorbei.

In dem Jahr seit dem Urteil hatte er seinen Anteil an dem Unternehmen insgeheim systematisch erhöht. Über Offshore Trusts, panamaische Banken, zwei Strohfirmen mit Sitz in Singapur und mithilfe eines erfahrenen Schweizer Bankiers war es der Trudeau Group gelungen, ihren Anteil an Krane auf sechzig Prozent zu erhöhen. Mit dem Erwerb von zehn Millionen weiteren Aktien konnte Trudeau den Anteil auf sie-benundsiebzig Prozent steigern.

Am Freitag um 14.30 Uhr veröffentlichte Krane eine kurze Pressemitteilung, in der es hieß, der Insolvenzantrag sei auf unbestimmte Zeit verschoben.

Barry Rinehart verfolgte die Nachrichten von der Wall Street nicht. Krane Chemicals Finanzgeschäfte interessierten ihn nicht. In den nächsten zweiundsiebzig Stunden musste er sich um mindestens drei Dutzend wichtige Angelegenheiten kümmern, von denen keine vernachlässigt

werden durfte. Nach fünf Tagen in der Hotelsuite war es nun an der Zeit, sich ins Feld zu begeben.

Tony Zachary fuhr ihn von Jackson nach Hattiesburg, wo sich Rinehart die wichtigsten Sehenswürdigkeiten zeigen ließ: das Gebäude des Circuit Court von Forrest County, wo das Urteil die Lawine ins Rollen gebracht hatte, das halb leer stehende Einkaufszentrum, in dem die Paytons zwischen Kenny's Karate und einem Whiskeyladen ihre sogenannte Kanzlei hatten, und eine Reihe von Wohnvierteln, in denen doppelt so viele Plakate von Ron Fisk wie von Sheila McCarthy in den Vorgärten standen. Sie aßen in einem Restaurant in der Innenstadt, das sich 206 Front Street nannte. Um 19 Uhr hielten sie vor dem Reed Green Coliseum auf dem Campus der

390

Universität. Dreißig Minuten lang saßen sie im Auto und sahen zu, wie die Menge in Kleinbussen, umfunktionierten Schulbussen und eleganten Reisebussen, auf deren Seiten die Namen der Kirchen prangten, anrollte. Die Leute kamen aus Purvis, Poplarville, Lumberton, Bowmore, Collins, Mount Olive, Brooklyn und Sand Hill.

»Die haben zum Teil eine Anfahrt von einer Stunde«, erklärte Zachary befriedigt.

Die Gottesdienstbesucher stellten ihre Fahrzeuge auf den Parkplätzen um das Coliseum ab und drängten in die Halle. Viele trugen blau-weiße Schilder mit der Aufschrift »Rettet die Familie« vor sich her.

»Wo haben Sie die Schilder her?«, fragte Zachary.

»Aus Vietnam.«

»Vietnam?«

»Fünzigtausend für eins zehn pro Stück. Die Chinesen wollten eins dreißig.«

»Freut mich, dass Sie so sparsam sind.«

Um 19.30 Uhr betraten Rinehart und Zachary das Coliseum und suchten sich ganz oben einen Platz, der möglichst weit von der aufgeregten Menge unter ihnen entfernt war. An einem Ende war eine Bühne aufgebaut, hinter der riesige Banner »Rettet die Familie« forderten. Ein bekanntes weißes Gospelquartett (viertausendfünfhundert pro Abend, fünfzehn tausend für das ganze Wochenende) sorgte für Stimmung. Auf dem Spielfeld hatte die freudig erregte Masse in ordentlichen Klappstuhlreihen Platz gefunden.

»Wie viele Personen fasst die Halle?«, fragte Rinehart.

»Bei Basketballspielen achttausend«, sagte Zachary. Er sah sich in der Arena um und entdeckte ein paar leere Reihen hinter der Bühne. »Mit der Bestuhlung auf dem Spielfeld eher neuntausend.«

Rinehart schien zufrieden.

Geleitet wurde die Veranstaltung von einem örtlichen Prediger, der die Menge mit einem langen Gebet zum Schweigen brachte, gegen dessen Ende viele in der Menge die Hän-

391

de gen Himmel reckten. Flüsternd und murmelnd sprachen sie leidenschaftlich mit Gott. Rinehart und Zachary sahen zufrieden zu, ohne sich an dem Gebet zu beteiligen.

Das Quartett heizte die Stimmung mit einem weiteren Song an. Dann brachte eine schwarze Gospelgruppe (fünfhundert Dollar pro Abend) den Saal mit einer lautstarken Version von *Flly away* zum Kochen. Erster Sprecher war Walter Utley von der *American Family Alliance* in Washington. Als er das Podium betrat, fiel Tony Zachary ihre erste Begegnung vor zehn Monaten im Rahmen von Ron Fisks Antrittsbesuchen ein. Das schien Jahre her zu sein. Utley war kein Prediger und auch kein großer Redner. Er schläfernte die Menge mit einer furchterregenden Liste aller Übel ein, die in Washington ersonnen wurden. Er wütete gegen Gerichte, Politiker und ein ganzes Heer anderer Missetäter. Als er fertig war, applaudierte die Menge und schwenkte Schilder.

Noch mehr Musik, gefolgt von einem weiteren Gebet. Star der Versammlung war David Wilfong, ein christlicher Aktivist, der es verstand, sich in jede öffentliche Diskussion um Gott

einzumischen. Zwanzig Millionen Menschen hörten jeden Tag seine Rundfunksendung. Viele davon schickten ihm Geld, viele kauften seine Bücher und Kassetten. Er war ordinierter Pastor und ein kultivierter Mensch mit einer feurigen, leidenschaftlichen Stimme, der die Menge innerhalb von fünf Minuten zu stehenden Ovationen getrieben hatte. Unmoralisches Verhalten wurde von ihm in Bausch und Bogen verdammt, aber gegen heiratswillige Schwule und Lesben fuhr er besonders schweres Geschütz auf. Das Publikum, das die Gelegenheit gekommen sah, seiner Empörung lautstark Luft zu machen, hielt es nicht mehr auf seinen Stühlen. Endlich konnte man seinen Protest in aller Öffentlichkeit kundtun. Nach jedem dritten Satz musste Wilfong warten, bis der Beifall verklungen war.

Er erhielt für das Wochenende fünfzigtausend Dollar, die aus den geheimnisvollen Tiefen der Trudeau Group stamm-

392

ten und nach menschlichem Ermessen nicht zurückzuverfolgen waren.

Nach zwanzig Minuten unterbrach Wilfong seine Rede, um zwei ganz besondere Gäste vorzustellen. Als Ron und Doreen Fisk die Bühne betraten, bebte die Arena. Ron sprach fünf Minuten lang. Er bat die Anwesenden, ihm am Dienstag ihre Stimme zu geben und ihn in ihre Gebete einzuschließen. Unter tosendem Beifall ging er gemeinsam mit Doreen an das eine Ende der Bühne. Dort winkten beide und schüttelten triumphierend die Fäuste. Dann marschierten sie ans andere Ende der Bühne, während der Mob begeistert mit den Füßen trampelte.

Barry Rinehart konnte seine Belustigung kaum verbergen. Ron Fisk war die vollkommenste seiner Kreaturen.

Überall im Süden des Staates Mississippi wurden den gesamten Samstag und bis in den Sonntag hinein Familien gerettet. Utley und Wilfong lockten riesige Menschenmassen an, die von Ron und Doreen Fisk begeistert waren.

Wer nicht mit dem Bus seiner Gemeinde zu einer der Veranstaltungen gefahren war, wurde unablässig mit Wahlwerbung im Fernsehen bombardiert. Unterdessen schlepten die Postboten beständig Wahlpropaganda in die belagerten Häuser.

Während der öffentliche Wahlkampf mit atemberaubendem Tempo tobte, versammelten sich über das Wochenende dunkle Kräfte. Unter Marlins Leitung verteilte sich ein Dutzend Einsatzkräfte im Bezirk und nahm mit alten Bekannten Kontakt auf. Sie suchten Vorarbeiter auf ihren Farmen, schwarze Prediger in ihren Kirchen und lokale Größen in ihren Jagdhütten auf. Die Wählerlisten wurden geprüft und ein Preis vereinbart. Bargeld wechselte säckeweise den Besitzer. Der Tarif lag bei fünfundzwanzig Dollar pro Stimme. Manche sprachen von »Benzingeld«, als handle es sich um legale Kosten.

Die Einsatzkräfte arbeiteten für Ron Fisk, obwohl der

393

nichts davon ahnte. Nach Auszählung der Stimmen würden Verdächtigungen laut werden, weil Fisk in den schwarzen Wahlkreisen erstaunlich gut abschneiden würde, aber Zachary würde ihm versichern, dass es eben überall kluge Leute gab, die wussten, was Sache war.

Am 4. November gaben zwei Drittel der im südlichen Bezirk registrierten Wähler ihre Stimme ab.

Als die Wahllokale um 19 Uhr schlossen, fuhr Sheila Mc-Carthy ins Riviera Casino in Biloxi, wo ihre freiwilligen Helfer eine Party vorbereiteten. Reporter waren nicht zugelassen. Die ersten Ergebnisse waren einigermaßen erfreulich. Ihren Heimatwahlkreis Harrison County gewann sie mit fünf-undfünfzig Prozent der Stimmen.

Als Nat Lester im McCarthy-Hauptquartier in Jackson diese Zahl sah, wusste er, dass sie erledigt waren. Fisk hatte im tolerantesten County des Bezirks fast die Hälfte der Stimmen bekommen. Danach ging es rasch bergab.

Ron und Doreen aßen im überfüllten Wahlkampfbüro im Zentrum von Brookhaven Pizza. Nur

ein paar Häuser weiter wurden die Stimmen für Lincoln County ausgezählt. Als bekannt wurde, dass seine Nachbarn in großer Zahl an die Wahlurnen geströmt waren und ihm fünfundsiebzig Prozent der Stimmen verschafft hatten, fingen sie an zu feiern. Im angrenzenden Pike County bekam Fisk vierundsechzig Prozent.

Als Sheila McCarthy Hancock County an der Küste verlor, war der Abend für sie gelaufen - wie ihre Karriere am Supreme Court. Danach unterlag sie innerhalb von zehn Minuten in Forrest County (Hattiesburg), Jones County (Laurel) und Adams County (Natchez).

Um 23 Uhr waren alle Wahlkreise ausgezählt. Mit drei-undfünfzig Prozent der Stimmen hatte Ron Fisk mit großem Abstand gewonnen. Sheila McCarthy lag bei vierundvierzig Prozent, und Clete Coley hatte immer noch genügend Fans, um drei Prozent einzuheimsen. Es war eine empfindliche

394

Niederlage. Bis auf Harrison County und Stone County hatte Fisk überall gewonnen.

Er schlug McCarthy sogar im Krebs-County, allerdings nicht in den vier Wahlkreisen innerhalb der Stadtgrenzen von Bowmore. Dafür bekam Ron Fisk in den ländlichen Gegenden, wo die Pastoren der *Brotherhood* agierten, fast achtzig Prozent der Stimmen.

Mary Grace weinte, als sie die endgültigen Zahlen aus Cary County sah: Fisk 2238, McCarthy 1870, Coley 55.

Die einzige gute Nachricht war, dass Richter Thomas Harrison es geschafft hatte, wenn auch nur sehr knapp.

In der Woche nach der Wahl glätteten sich die Wogen. Sheila McCarthy zeigte sich in mehreren Interviews als gute Verliererin. Allerdings sagte sie: »Mich würde interessieren, wie viele Spendengelder Mr Fisk erhalten und ausgegeben hat.«

Richter Jimmy McElwayne war weniger tolerant. »Ich lege keinen Wert darauf, mit einem Mann zusammenzuarbeiten, der drei Millionen bezahlt hat, um Richter zu werden.«

Als die Berichte vorgelegt wurden, sah es jedoch so aus, als seien 3 Millionen bei Weitem zu niedrig gegriffen. Das Wahlkampfteam von Ron Fisk hatte insgesamt 4,1 Millionen Dollar eingenommen. Davon war die enorme Summe von 2,9 Millionen in den einunddreißig Tagen des Monats Oktober eingegangen. Einundneunzig Prozent dieser Gelder kamen nicht aus Mississippi. In dem Bericht waren keine Zahlungen von oder an Gruppierungen wie *Lawsuit Victims for Truth*, *Victims Rising* und GUN aufgeführt. Ron Fisk unterzeichnete das Dokument, weil er gesetzlich dazu verpflichtet war, hatte aber viele offene Fragen, was die Finanzierung anging. Er wollte von Tony Zachary wissen, wie er an diese Beträge gekommen war, doch die Antworten blieben vage, und es fielen harte Worte. Fisk warf Zachary vor, nicht alle Spenden angegeben zu haben und seine Unerfahrenheit auszunutzen. Zachary erwiderte empört, Fisk seien unbegrenzte Mittel versprochen worden, und genau die habe er bekommen.

395

»Sie sollten mir dankbar sein, anstatt wegen des Geldes zu meckern«, brüllte er während einer langen, kontroversen Besprechung.

Bald allerdings würden sie von der Presse attackiert werden und gezwungenermaßen vereint auftreten müssen.

Für den Wahlkampf von Sheila McCarthy waren Spendengelder in Höhe von 1,9 Millionen Dollar geflossen, die bis auf den letzten Cent ausgegeben waren. Es würde Jahre dauern, bis der Wechsel über fünfhunderttausend Dollar, den Willy Benton von den zwölf Vorstandsmitgliedern des MTA hatte unterzeichnen lassen, bedient war.

Als die endgültigen Zahlen vorlagen, brach in den Medien ein Sturm der Entrüstung los. Ein Team von Enthüllungsjournalisten vom *Clarion-Ledger* nahm sich Tony Zachary, *Judicial Vision*, Ron Fisk und viele der Spender vor, die von außerhalb des Bundesstaates 5000-Dollar-Schecks geschickt hatten. Wirtschaftsverbände und Prozessanwälte attackierten sich über verschiedene

Zeitungsartikel gegenseitig. Leitartikel schrien nach Reformen. Der Innenminister des Bundesstaates wollte von *Lawsuit Victims for Truth*, *Victims Rising* und GUN solche Kleinigkeiten wissen wie die Namen ihrer Mitglieder und welche Summen insgesamt für Wahlpropaganda ausgegeben worden waren. Aber die Anfragen prallten an einer unerschütterlichen Front Washingtoner Anwälte mit langjähriger Erfahrung in Wahlanglegenheiten ab.

Barry Rinehart verfolgte die Geschehnisse aus der Sicherheit seines spektakulären Büros in Boca Raton. Solche Kapriolen nach Spielende waren die Regel, nicht die Ausnahme. Die Verlierer beschwerten sich immer über den Mangel an Fair-ness. Wenn Mr Fisk in wenigen Monaten am Richtertisch saß, würde sich kaum noch jemand an den Wahlkampf erinnern.

Für Rinehart war die Sache abgeschlossen, er verhandelte bereits mit anderen Kunden. Ein Berufungsrichter in Illinois fällte seit Jahren Entscheidungen, die der Versicherungsbranche nicht genehm waren. Es war an der Zeit, ihn zu entfernen. Aber bisher hatte es noch keine Einigung über Rine-

396

harts Honorar gegeben, das nach dem Fisk-Erfolg drastisch gestiegen war.

Von den acht Millionen, die Carl Trudeau Rinehart und Konsorten über verschiedene Kanäle hatte zukommen lassen, lagen sieben Millionen immer noch unberührt auf geheimen Konten.

Rinehart dankte Gott mehrmals am Tag für das demokratische System. »Lasst die Menschen wählen!«

DIE STELLUNGNAHME

33

In der ersten Januarwoche legte Ron Fisk seinen Eid als Richter am Supreme Court von Mississippi ab. Es war eine kurze, stille Zeremonie, an der Doreen und die drei Kinder, ein paar Freunde aus Brookhaven, Tony Zachary, die acht übrigen Richter und einige Angestellte des Gerichts teilnahmen. Der Gerichtspräsident hielt eine kurze Begrüßungsansprache, dann gab es Punsch und Kekse. Richter Jimmy McElwayne schenkte sich den Imbiss und ging wieder in sein Büro. Er hatte nicht erwartet, Ron Fisk zu mögen, und bisher keinen Grund, seine Meinung zu ändern. Fisk hatte sich sehr unbeliebt gemacht, als er Sheila McCarthys Mitarbeiter in Bausch und Bogen entließ, ohne ihnen jemals begegnet zu sein. Er fiel erneut unangenehm auf, als er Anfang Dezember auftauchte und den Gerichtspräsidenten belästigte, weil er unbedingt die Prozessliste mit den anstehenden Fällen sehen wollte. Mit vierzig war Fisk bei Weitem das jüngste Mitglied des Gerichts, und sein übertriebener Arbeitseifer hatte bereits einige seiner Kollegen verärgert.

Nachdem er den Eid geleistet hatte, war Fisk berechtigt, an jedem Fall mitzuarbeiten, in dem noch keine Entscheidung ergangen war, unabhängig davon, wie lange die Sache bereits anhängig war. Er stürzte sich in die Arbeit und schuftete bald bis spätabends. Zehn Tage nach seiner Vereidigung stimmte er mit einer Mehrheit von sieben Richtern - die auch McElwayne einschloss - für die Aufhebung des Urteils in einem Bauplanungsverfahren aus DeSoto County. In einem Rechtsstreit um ein Sumpfgebiet in Pearl River County

401

stimmte er mit drei anderen gegen die Mehrheit. Zu keiner dieser Entscheidungen gab er eine Stellungnahme ab.

Jeder Richter kann in jedem Verfahren eine eigene Stellungnahme verfassen, ganz unabhängig davon, ob er mit der Mehrheit übereinstimmt oder eine abweichende Meinung vertritt. Fisk juckte es in den Fingern, etwas zu schreiben, aber er hielt sich wohlweislich zurück. Er wollte nichts überstürzen.

Den ersten Vorgeschmack auf den neuen Gerichtshof der Post-McCarthy-Ära erhielt das Volk von Mississippi Ende Januar. Dabei ging es um eine achtzigjährige Alzheimerpatientin, die ihr Sohn in ihrem Pflegeheim nackt und völlig verdreckt unter dem Bett gefunden hatte. Der Sohn war empört und verklagte das Pflegeheim schließlich in ihrem Namen. Obwohl es unterschiedliche Aussagen gab und die Unterlagen unvollständig waren, ergab sich aus den Zeugenaussagen bei der Verhandlung, dass seit mindestens sechs Stunden niemand mehr nach der Frau gesehen hatte. Die letzte Mahlzeit lag mindestens neun Stunden zurück. Das Heim gehörte einer Firma in Florida, die eine Reihe einfach ausgestatteter Einrichtungen besaß, und konnte auf eine lange, traurige Geschichte von Verstößen gegen Sicherheits- und Hygienevorschriften zurückblicken. Die Geschworenen im ländlichen Covington County erkannten auf einen Schadenersatz in Höhe von zweihundertfünfzigtausend Dollar, obwohl sich das Ausmaß der körperlichen Schäden nur schwer beziffern ließ. Die Frau hatte blaue Flecken auf der Stirn gehabt, aber den Verstand hatte sie bereits zehn Jahre zuvor verloren. Interessant an diesem Fall war der Strafschadenersatz in Höhe von zwei Millionen Dollar, für Covington County ein Rekord.

Der Fall war Richter Calligan übertragen worden. Er fand drei Richter, die mit ihm stimmen würden, und verfasste eine Stellungnahme, in der er sich dafür aussprach, das Urteil über die zweihundertfünfzigtausend Dollar aufzuheben und an die untere Instanz zurückzuverweisen. Seines Erachtens waren die

402

Schäden nicht hinreichend nachgewiesen. Was den Strafschadenersatz anging, so war dieser »mit dem Gewissen des Gerichts unvereinbar«. Das Urteil wurde in diesem Punkt aufgehoben und ein für alle Mal verworfen. Richter McElwayne schrieb eine Stellungnahme, der zufolge das Urteil in

vollem Umfang zu bestätigen war. Er schilderte die trostlose Geschichte des Heims in allen Einzelheiten: zu wenig und schlecht ausgebildetes Personal, verdreckte Räume, schmutzige Bettwäsche und Handtücher, verdorbenes Essen, unzureichende Klimatisierung, überbelegte Zimmer und so fort. Da sich drei weitere Richter seiner Meinung anschlossen, gab es unter den langjährigen Kollegen ein Patt. Zünglein an der Waage würde der neue Mann sein.

Richter Fisk zögerte nicht. Er fand die medizinischen Beweise ebenfalls unzureichend und zeigte sich schockiert über die Höhe des Strafschadenersatzes. Als Versicherungsanwalt hatte er vierzehn Jahre lang dafür gekämpft, die horrenden Schadenersatzforderungen abzuwehren, mit denen die Anwälte der Kläger so leichtfertig um sich warfen. In mindestens der Hälfte der Verfahren, in denen er als Verteidiger aufgetreten war, waren völlig aus der Luft gegriffene Anträge auf absurd hohe Beträge wegen des »empörenden und grob fahrlässigen Verhaltens« der Beklagten gestellt worden.

Das Gericht steckte mit einer Entscheidung von fünf zu vier Stimmen seinen neuen Kurs ab und verwies die Sache ins Covington County zurück, wo der Kläger nun schlechte Karten hatte.

Der Sohn der alten Dame war ein sechsundfünfzigjähriger Rinderzüchter und Diakon einer ländlichen Kirche ein paar Meilen außerhalb des Städtchens Mount Olive. Er und seine Frau hatten sich sehr für Ron Fisk eingesetzt, den sie als got-tesfürchtigen Menschen sahen, der ihre Werte teilte und ihre Enkelkinder schützen würde.

Warum entschied dieser Mr Fisk nun zugunsten einer gesetzlosen Firma, die noch nicht einmal aus Mississippi war?

403

Jeder Fall, der zur Prüfung durch den Supreme Court zugelassen wird, wird von der Geschäftsstelle einem der neun Richter zugewiesen, die auf dieses Verfahren keinen Einfluss haben. Alle wissen, dass jeder neunte Fall auf ihrem Schreibtisch landen wird. Jeweils drei Richter arbeiten sechs Wochen lang zusammen, dann werden die kleinen Gruppen neu gemischt.

In fast allen am Supreme Court anhängigen Verfahren beantragen die Anwälte eine Anhörung, die aber nur selten gewährt wird. In weniger als fünf Prozent der Berufungsverfahren lassen die Richter mündliche Ausführungen der Anwälte zu.

Aufgrund der Bedeutung des Urteils in der Sache *Baker gegen Krane Chemical* wurde den Anwälten eine Anhörung durch das dreiköpfige Richtergremium gewährt. Am 7. Februar erschienen daher Jared Kurtin und Co sowie die gesamte Kanzlei Payton & Payton.

Die Sache war bereits Monate zuvor Richter Albritton übertragen worden. Ron Fisk hatte an dem Tag nichts im Gerichtssaal zu tun und war auch nicht anwesend. Tony Zachary kam aus reiner Neugier vorbei, setzte sich aber in die hinterste Reihe und sprach mit niemandem. Er machte sich Notizen, um Barry Rinehart sofort nach dem Ende der Anhörung informieren zu können. Ein Spitzenmanager von Krane saß ebenfalls ganz hinten im Saal und schrieb mit.

Jede Seite bekam zwanzig Minuten, die mit einem digitalen Kurzzeitwecker gemessen wurden. Der Protokollführer warnte Anwälte, die sich in langatmigen Ausführungen ergingen. Jared Kurtin war zuerst an der Reihe und kam schnell zur Sache. Krane war immer der Ansicht gewesen, dass es keine glaubhafte, nachweisbare medizinische Verbindung zwischen dem auf dem Firmengelände gefundenen BCL und Cartolix und dem gehäufteten Auftreten von Krebserkrankungen in Bowmore gab. Krane räumte keinerlei illegale Entsorgung von Abfällen ein, aber selbst wenn man, rein hypothetisch gesprochen, davon ausgehe, dass giftige Abfallprodukte in den Boden und ins Wasser gelangt seien, ge-

404

be es »im medizinischen Sinne keinen kausalen Zusammenhang« zwischen den Chemikalien und den Krebsfällen. Spekulationen über die Gründe für die hohe Krebsrate in Bowmore und die Krebscluster gebe es zuhauf, aber die Krebsraten weisen immer beträchtliche regionale Schwankungen auf. Vor allem sei die Liste krebserregender Substanzen in Luft, Nahrung,

Getränken und Haushaltsprodukten endlos. Wer wolle da sagen, dass der Krebs, der den kleinen Chad Baker das Leben gekostet habe, durch das Wasser verursacht wurde und nicht aus der Luft komme? Wie könne man die Karzinogene in den stark verarbeiteten Lebensmitteln, die die Familie laut Aussage von Mrs Baker über Jahre hinweg zu sich genommen habe, als Ursache ausschließen? Das sei unmöglich.

Kurtin war ordentlich in Fahrt, und die drei Richter ließen ihn zehn Minuten lang reden. Zwei davon hatte er bereits überzeugt, nicht aber Richter Albritton.

»Mr Kurtin«, unterbrach ihn dieser schließlich, »würden Sie mir die Frage beantworten, ob es in der Gegend andere Fabriken oder Werke gab, die Pestizide oder Insektizide herstellten?«

»Nicht dass ich wüsste, Euer Ehren.«

»Ist das ein Nein?«

»Die Antwort ist Nein, Euer Ehren. Es gab in Cary County keine anderen Produzenten.«

»Danke. Und hat irgendeiner Ihrer Experten eine andere Fabrik oder ein anderes Werk entdeckt, das Bichloronylen, Cartolox oder Aklar verarbeitet und/oder entsorgt?«

»Nein, Euer Ehren.«

»Danke. Und was die hohen Krebsraten in anderen Teilen des Landes angeht, wollen Sie damit doch wohl nicht sagen, dass diese um das Fünfehnfache über dem nationalen Durchschnitt liegen?«

»Nein, aber diese Zahl wird von uns bestritten.«

»Gut. Können wir uns dann darauf einigen, dass die Krebsrate das Zwölfwache des nationalen Durchschnitts beträgt?«

»Ich bin nicht sicher ...«

405

»Das hat Ihr Sachverständiger in der Verhandlung ausgesagt, Mr Kurtin. Die Krebsrate in Bowmore betrage das Zwölf fache des nationalen Durchschnitts.«

»Ja, ich glaube, das ist richtig, Euer Ehren.«

»Danke.«

Es gab keine weiteren Unterbrechungen, und Kurtin beendete seine Ausführungen, wenige Sekunden nachdem der Timer geklingelt hatte.

Mary Grace sah umwerfend aus. Während die Männer wie jeden Tag langweilige schwarze oder marineblaue Anzüge, weiße Hemden, langweilige Krawatten und schwarze Schuhe tragen mussten, galten für die Frauen keine Regeln. Mary Grace hatte sich für ein farbenfrohes Kleid, das bis knapp über die Knie reichte, und eine passende Jacke mit halblangen Ärmeln entschieden. Dazu trug sie schwarze Stilettes. Sie zeigte viel Bein, wovon die drei Richter allerdings nicht mehr viel zu sehen bekamen, nachdem sie ihren Platz am Rednerpult eingenommen hatte.

Sie griff Richter Albrittons Argumente auf und attackierte Kranes Verteidigung. Mindestens zwanzig Jahre lang hatte die Firma illegal tonnenweise Klasse-1-Karzinogene im Boden entsorgt. Als direkte Folge daraus war das Trinkwasser in Bowmore durch eben diese krebserregenden Substanzen verseucht worden, die nirgendwo anders im Land in nennenswerten Mengen hergestellt und entsorgt wurden oder auch überhaupt nur vorkamen. Die Menschen von Bowmore tranken das Wasser, wie es jedes Mitglied des Richterorgans am Morgen getan hatte.

»Sie haben sich rasiert, sich die Zähne geputzt, geduscht und Ihren Tee oder Kaffee mit dem Wasser Ihrer Stadtwerke gekocht. Sie haben das Wasser bei sich zu Hause getrunken, und Sie trinken es hier in der Arbeit. Haben Sie sich jemals die Frage gestellt, woher es stammt und ob es sicher ist? Haben Sie sich heute Morgen auch nur eine Sekunde lang überlegt, ob Ihr Wasser Krebserreger enthält? Vermutlich nicht. Die Menschen in Bowmore auch nicht.«

406

Die Menschen seien krank geworden, weil sie das Wasser getrunken hätten - eine direkte Folge. Eine Krebswelle, wie sie das Land noch nicht gesehen habe, habe die Stadt getroffen.

Und - bei diesen Worten wandte sie sich um und deutete mit der Hand in Richtung Jared Kurtin

- wie immer streite diese noble, aufrechte New Yorker Firma alles ab. Alles: die illegale Entsorgung, die Vertuschungsmanöver, die Lügen, sogar die eigenen Dementis. Und vor allem werde jeder ursächliche Zusammenhang zwischen den Karzinogenen des Unternehmens und den Krebserkrankungen geleugnet. Wie sie soeben gehört hätten, suche Krane Chemical die Ursache stattdessen in der Luft, dem Sonnenlicht, der Umwelt, ja sogar die Erdnussbutter und der Putenaufschnitt, die Jeannette Baker ihrer Familie zu essen gegeben habe, seien verdächtig.

»Die Geschworenen fanden diesen Teil der Verhandlung besonders eindrucksvoll«, sagte sie in den totenstillen Saal hinein. »Krane kippt tonnenweise Chemikalien in unseren Boden und unser Wasser, aber schuld ist Jif-Erdnussbutter.«

Ob aus Respekt vor dem weiblichen Geschlecht oder weil die Richter diesen leidenschaftlichen Vortrag nicht unterbrechen wollten - auf jeden Fall sagte keiner von ihnen ein Wort.

Mary beendete ihre Ausführungen mit einem kurzen juristischen Exkurs. Sie seien rechtlich nicht verpflichtet, nachzuweisen, dass das im Gewebe von Pete Baker gefundene BCL direkt aus dem Krane-Werk stamme. Das würde bedeuten, einen eindeutigen und überzeugenden Beweis erbringen zu müssen. Das Gesetz verlange jedoch nur ein überwiegendes Ergebnis der Beweisaufnahme und stelle damit weniger hohe Anforderungen.

Als ihre Zeit um war, setzte sie sich neben ihren Mann. Die Richter bedankten sich bei den Anwälten und riefen die nächste Sache auf.

407

Das Wintertreffen des MTA war eine trübselige Geschichte. Die Zahl der Teilnehmer war drastisch in die Höhe geschneit. Die Prozessanwälte waren beunruhigt, zutiefst besorgt, ja geradezu verängstigt. Das neue Gericht hatte die ersten beiden Urteile auf der Prozessliste für das Jahr zugunsten der Kläger aufgehoben. War das der Beginn einer furchtbaren Pechsträhne? War es an der Zeit, in Panik zu geraten, oder war es selbst dafür schon zu spät?

Ein Anwalt aus Georgia trug mit seiner Schilderung der üblen Lage in seinem Staat sein Scherflein zu der düsteren Stimmung bei. In Georgia hatte der Supreme Court ebenfalls neun Mitglieder, von denen acht den Interessen der Wirtschaft treu ergeben waren und Urteile zugunsten der Kläger bei Gesundheitsschäden oder Todesfällen grundsätzlich ablehnten. Zweiundzwanzig der letzten fünfundzwanzig Urteile waren aufgehoben worden. Die Folge davon war, dass die Versicherungen nicht mehr bereit waren, sich auf Vergleiche einzulassen - warum auch? Vor den Geschworenengerichten hatten sie keine Angst mehr, weil sie den Supreme Court in der Tasche hatten. Früher einmal waren die meisten Verfahren beigelegt worden, ohne dass es zur Hauptverhandlung kam. Für einen Prozessanwalt bedeutete das, dass seine Arbeitsbelastung überschaubar blieb. Jetzt gab es keine Vergleiche mehr, und die Anwälte des Klägers mussten jeden Fall bis zur Hauptverhandlung durchziehen. Und selbst wenn sie ein für ihre Mandanten günstiges Urteil erwirkten, fielen sie damit in der Berufung durch. Im Endeffekt nahmen die Anwälte weniger Mandanten an, und weniger Geschädigte mit berechtigten Ansprüchen erhielten eine Entschädigung. »Der Rechtsweg ist vielen versperrt«, sagte er am Ende seiner Ausführungen.

Obwohl es erst zehn Uhr war, sahen sich viele der Anwesenden bereits nach einer Bar um.

Bei der nächsten Rede hob sich die Stimmung ein wenig, aber wirklich nur ein wenig. Die frühere Richterin Sheila McCarthy wurde mit herzlichem Applaus empfangen. Sie be-

408

dankte sich bei den Prozessanwälten für ihre unerschütterliche Unterstützung und deutete an, dass es möglicherweise nicht ihr letzter Ausflug in die Politik gewesen sei. Zum Ende ihrer Rede bekam sie stehende Ovationen, als sie verkündete, sie habe nunmehr als Anwältin ihren Beitrag bezahlt und sei damit stolzes Mitglied des MTA.

Der Supreme Court von Mississippi entscheidet durchschnittlich in zweihundertfünfzig Fällen pro Jahr. Die meisten davon sind unkomplizierte Routinesachen. Manche werfen Rechtsfragen auf,

mit denen sich das Gericht noch nicht be-fasst hat. Und gelegentlich löst ein Fall einen wahren Krieg aus.

Bei der betreffenden Sache ging es um eine große gewerbliche Grasmähmaschine, einen sogenannten Bush Hog. Das Gerät war von einem John-Deere-Traktor über ein leer stehendes Grundstück gezogen worden und dabei gegen einen weggeworfenen Gullydeckel geprallt, der im Unkraut verborgen gelegen hatte. Die wirbelnden Klingen der Maschine rissen ein zwölf Zentimeter langes, scharfkantiges Stahlstück los und schleuderten es achtzig Meter weit durch die Luft und traf einen sechsjährigen Jungen an der linken Schläfe. Der Kleine hieß Aaron und ging gerade an der Hand seiner Mutter im Städtchen Hörn Lake in die Zweigstelle einer Bank. Aaron wurde schwer verletzt, wäre fast gestorben und musste insgesamt elfmal operiert werden. Die Krankenversicherung der Familie übernahm die Kosten nur bis zu einem Höchstbetrag von fünfhunderttausend Dollar, was bei Weitem nicht ausreichte. Die Kosten für die zukünftige Pflege wurden auf siebenhundertfünfzigtausend Dollar geschätzt.

Aarons Anwälte fanden heraus, dass das Gerät fünfzehn Jahre alt war und weder über Seitenleisten noch über einen Steinschlagschutz oder andere Sicherheitsvorrichtungen verfügte, wie sie bei den meisten Geräten seit mindestens dreißig Jahren im Einsatz waren. Sie gingen vor Gericht. Eine Jury in DeSoto County sprach Aaron siebenhundertfünfzigtau-

409

send Dollar zu. Der Richter der ersten Instanz schlug auf diesen Betrag die Kosten für die medizinische Behandlung auf, weil er der Ansicht war, Aaron habe Anspruch auf höheren Schadenersatz. Der Haftungsanspruch sei ja von den Geschworenen bereits festgestellt worden.

Dem Supreme Court standen mehrere Möglichkeiten offen. Er konnte erstens die von den Geschworenen zugesprochene Schadenersatzsumme von 750000 Dollar bestätigen, zweitens die 1,3 Millionen bestätigen, auf die der Richter erkannt hatte, drittens das Urteil bezüglich der Haftung oder des Schadenersatzes aufheben und zur Neuverhandlung an die untere Instanz zurückverweisen oder viertens das Urteil aufheben und die Sache ein für alle Mal verwerfen. Die Haftungsfrage schien klar, daher ging es in erster Linie um die Höhe der Zahlungen.

Die Sache wurde Richter McElwayne übertragen. In einem ersten Memo zeigte er sich mit dem Richter der ersten Instanz einer Meinung und drängte darauf, den höheren Betrag zu bestätigen. Er hielt auch den noch für zu niedrig gegriffen, sah aber keine Möglichkeit, daran etwas zu ändern. Keine dieser Summen sei geeignet, das Kind für die unerträglichen Schmerzen zu entschädigen, die es erlitten habe und in Zukunft noch erleiden werde. Außerdem sei der Verlust der künftigen Erwerbsfähigkeit nicht berücksichtigt. Ein Kind sei für den Rest seines Lebens verkrüppelt worden - durch ein von Natur aus gefährliches Produkt, dessen Hersteller es an der erforderlichen Sorgfalt habe fehlen lassen.

Richter Romano aus dem zentralen Bezirk sah das anders. Normalerweise fand er immer eine Schwachstelle, wenn ein Gericht auf Schadenersatz erkannt hatte, aber diesmal war das gar nicht so einfach. Er kam zu dem Schluss, die Mähmaschine sei vom Hersteller ursprünglich ordnungsgemäß konstruiert und montiert worden. In der Folge seien die Sicherheitsvorrichtungen jedoch von den wechselnden Eigentümern entfernt worden, die sich nicht mehr ermitteln ließen. Produkte wie Grasmähmaschinen seien eben von Natur aus

410

nicht harmlos. Sie seien dafür gedacht, hohes Gras und Gestrüpp mit Messern zu schneiden, die mit hoher Geschwindigkeit rotierten. Es handle sich um extrem gefährliche Produkte, die aber effizient und notwendig seien.

Drei Richter entschieden sich schließlich, mit Richter McElwayne zu stimmen. Richter Romano musste seine Kollegen mehrere Wochen bearbeiten, bis er drei davon auf seine Seite gezogen hatte. Wieder lag die Entscheidung bei dem neuen Mann.

Richter Fisk rang mit dem Fall. Er hatte die Schriftsätze kurz nach seiner Verteidigung gelesen und änderte täglich seine Meinung. Natürlich musste ein Hersteller damit rechnen, dass sein

Produkt im Lauf der Jahre verändert wurde, vor allem wenn es sich um solch ein gefährliches Gerät handelte. Aber aus den Unterlagen ging nicht zweifelsfrei hervor, ob der Hersteller bei der Produktion nicht vielleicht doch alle gesetzlichen Bestimmungen eingehalten hatte. Bei allem Mitgefühl mit dem Kind konnte Ron nicht zulassen, dass seine Emotionen die Oberhand gewannen.

Schließlich war er gewählt worden, um für eine Beschränkung der Haftung zu sorgen. Seine Gegner waren die Prozessanwälte gewesen, und die von ihnen so gern Verklagten hatten ihn unterstützt.

Das Gericht wartete, eine Entscheidung war gefragt. Ron änderte seine Meinung so oft, dass er am Ende völlig verwirrt war. Als er schließlich mit Romano stimmte, war ihm der Appetit vergangen. Er ging früh nach Hause.

Richter McElwayne überarbeitete seine Stellungnahme. In bitteren Worten beschuldigte er die Mehrheit, Tatsachen neu zu schreiben, gesetzliche Anforderungen zu ändern und das Geschworenenvorfahren zu umgehen, um durch die Hintertür eine Reform des Haftungsrechts durchzusetzen. Mehrere Kollegen reagierten ihrerseits mit heftigen Worten, nicht aber Ron Fisk. Als die Stellungnahme schließlich veröffentlicht wurde, sagte sie mehr über den Zwist innerhalb des Supreme Court aus als über die Notlage des kleinen Aaron.

411

Solche hässlichen Vorgänge waren unter zivilisierten Juristen extrem selten, aber angeschlagene Egos und verletzte Gefühle hatten eine tiefe Kluft zwischen beiden Seiten aufgerissen. Es gab keinen Mittelweg, keinen Raum für Kompromisse mehr.

Wenn es um Schadenersatz ging, konnten sich die Versicherungsgesellschaften nun beruhigt zurücklehnen.

Bis ins Frühjahr hinein schrieb Richter McElwayne seine bitteren Stellungnahmen. Aber nachdem er zum sechsten Mal in Folge wieder mit fünf zu vier unterlegen war, verlor er ein wenig den Biss. Bei der Sache ging es um grobe Fährlässigkeit seitens eines inkompetenten Arztes. Als das Gericht dieses Urteil aufhob, wusste McElwayne, dass seine Kollegen so weit nach rechts abgedriftet waren, dass es kein Zurück mehr gab.

Ein Orthopäde aus Jackson hatte einen Bandscheibenvorfall operiert - eigentlich nichts weiter als eine Routinesache. Unglücklicherweise war der Patient danach jedoch querschnittsgelähmt und klagte schließlich. Der Arzt war vorher bereits fünfmal verklagt worden, hatte in zwei anderen Bundesstaaten seine Zulassung verloren und war mindestens dreimal wegen Schmerzmittelsucht in Behandlung gewesen. Die Geschworenen sprachen dem Querschnittsgelähmten 1,8 Millionen Schadenersatz zu und schlugen weitere 5 Millionen Strafschadenersatz für Arzt und Krankenhaus auf.

In seiner ersten schriftlichen Stellungnahme für die Mehrheit erklärte Richter Fisk den Schadenersatz für überhöht und den Strafschadenersatz für sittenwidrig. Der Fall wurde zur Neuverhandlung des Schadenersatzes an die untere Instanz zurückverwiesen. Jeglicher Strafschadenersatz wurde ein für alle Mal verworfen.

Richter McElwayne tobte. Seine abweichende Stellungnahme klang geradezu verleumderisch:

Der Verfasser der Mehrheitsstellungnahme gibt sich schockiert über die Höhe des Strafschadenersatzes. Dabei sollte ihm der Betrag von fünf Millionen doch vertraut sein. Für dieses Geld hat er sich sein Richteramt gekauft.

Nur zum Spaß mailte er eine Kopie des Entwurfs an Sheila McCarthy. Sie lachte, bat ihn aber, den letzten Satz zu streichen, was er schließlich tat.

McElwaynes Tirade war vier Seiten lang, Albritton schrieb drei weitere, auf denen er ihm beipflichtete. Ingeheim fragten sie sich, ob sie sich damit abfinden konnten, für den Rest ihres beruflichen Lebens nutzlose Stellungnahmen zu verfassen.

Barry Rinehart klangen genau diese nutzlosen Stellungnahmen wie Musik in den Ohren. Er las jede Entscheidung des Supreme Court von Mississippi aufmerksam. Seine Mitarbeiter analysierten die Stellungnahmen, die anhängigen Fälle und die derzeit vor Geschworenengerichten verhandelten Sachen, die eines Tages vor dem obersten Gerichtshof enden mochten. Rinehart war stets wachsam.

Für die Wahl eines Richters zu sorgen, der einem wohlgesinnt war, stellte einen Sieg dar, aber dieser Sieg war erst vollständig, wenn sich die Sache auszahlte. Bisher hatte Richter Fisk immer richtig entschieden. Die Zeit war reif für eine Entscheidung in der Sache *Baker gegen Krane Chemical*.

Auf einem Flug zu einem Treffen mit Mr Trudeau in New York beschloss Rinehart, dass ihr Mann noch ein wenig gepöppelt werden musste.

Das Dinner fand im University Club im obersten Stockwerk des höchsten Gebäudes von Jackson statt. Es war eine ruhige, geradezu geheime Veranstaltung, zu der nur geladene Gäste zugelassen waren. Gedruckte Einladungen gab es nicht: Die etwa achtzig Anwesenden waren über eine Telefonkette

414

informiert worden. Der Abend war als Ehrung für Richter Ron Fisk gedacht. Doreen war ebenfalls dabei und hatte das große Vergnügen, neben Senator Myers Rudd sitzen zu dürfen, der soeben aus Washington eingeflogen war. Der erste Sprecher war der Präsident des Ärzteverbands von Mississippi, ein ehrwürdiger Mediziner aus Natchez, der immer wieder den Tränen nahe zu sein schien, als er von dem enormen Gefühl der Erleichterung unter den Ärzten sprach. Jahrelang hätten sie ständig fürchten müssen, vor Gericht gezerrt zu werden. Ihnen seien enorme Versicherungsprämien abverlangt worden. Man habe sie unter fadenscheinigen Vorwänden verklagt. Wenn sie als Zeugen und Sachverständige aussagten, seien sie beschimpft worden. Aber jetzt sei alles anders geworden. Nachdem der Supreme Court seine Politik geändert habe, könnten sie endlich ihre Patienten richtig behandeln, ohne dass ihnen die Angst im Nacken sitze. Er bedankte sich bei Ron Fisk für seinen Mut, seine Klugheit und seinen Einsatz für Ärzte, Krankenpflegepersonal und Krankenhäuser des Bundesstaates von Mississippi.

Senator Rudd hatte bereits seinen dritten Scotch intus, und der Gastgeber wusste aus Erfahrung, dass es ab dem vierten heikel wurde. Daher bat er den Senator, ein paar Worte zu sagen. Nachdem Rudd eine halbe Stunde sämtliche Probleme der Welt erläutert und alle bis auf den Konflikt im Nahen Osten gelöst hatte, erinnerte er sich schließlich daran, weshalb er da war. Er machte sich grundsätzlich keine Notizen, plante seine Ansprachen nicht und verschwendete keine Zeit damit, sich vor einer Rede zu überlegen, was er sagen wollte. Seine Anwesenheit allein war Belohnung genug für seine Zuhörer. Ach ja, Ron Fisk. Er schilderte ihre erste Begegnung in Washington vor einem Jahr und nannte ihn dabei mindestens dreimal »Ronny«. Als sein Gastgeber auf die Uhr deutete, setzte er sich endlich und bestellte seinen vierten Scotch.

Der nächste Redner war der Präsident des *Commerce Council*, der auf viele erbitterte Schlachten mit Prozessanwälten

zurückblicken konnte. Er sprach beredt von den tiefgreifenden Veränderungen des wirtschaftlichen Umfelds in Mississippi. Plötzlich schmiedeten neue und alte Unternehmen kühne Pläne und gingen Risiken ein, die sie früher aus Angst vor einem Rechtsstreit gemieden hätten. Ausländische Firmen sähen sich nach Standorten im Bundesstaat um. Danke, Ron Fisk.

Über Nacht habe Mississippi seinen Ruf als Brutstätte offensichtlich unbegründeter Klagen und Zuflucht für skrupellose Anwälte abgeschüttelt. Danke, Ron Fisk.

Viele Firmen entdeckten erste Anzeichen dafür, dass sich die Haftpflichtversicherungsprämien stabilisierten. Es sei noch zu früh für endgültige Aussagen, aber die Entwicklung sei vielversprechend. Danke, Ron Fisk.

Nachdem Richter Fisk so mit Lob überhäuft worden war, dass es schon fast peinlich wirkte, wurde er gebeten, selbst ein paar Worte zu sprechen. Er dankte allen für ihre Unterstützung im Wahlkampf. Mit seinen ersten drei Monaten am Gericht sei er sehr zufrieden, und er sei davon überzeugt, dass sich dort weiterhin eine Mehrheit gegen überzogene Haftungs- und Schadenersatzansprüche finden werde. (Donnernder Applaus.) Seine Kollegen seien intelligente, hart arbeitende Menschen, und er genieße die intellektuelle Auseinandersetzung mit der Materie. Seine mangelnde Erfahrung sehe er keineswegs als Nachteil.

Dann bedankte er sich, auch im Namen von Doreen.

Am Freitagabend, auf der Heimfahrt nach Brookhaven, schwebten sie nach all der Anerkennung und Bewunderung noch auf Wolken. Als sie um Mitternacht zu Hause ankamen, schliefen die Kinder schon.

Nach sechs Stunden Schlaf erwachte Ron in panischer Hektik, weil er nicht wusste, wo er einen Catcher finden sollte. Die Tryouts für die Elf- und Zwölfjährigen begannen um neun Uhr. Der elfjährige Josh kam in die nächste Altersgruppe und würde zu den am höchsten eingestuften Neu-

lingen in der Liga zählen. Wegen seiner anspruchsvollen Tätigkeit stand Ron als Cheftrainer nicht mehr zur Verfügung. Zu allen Trainings würde er es auch nicht schaffen, aber er hatte sich fest vorgenommen, kein Spiel zu versäumen. Für Pitcher und Catcher blieb er weiterhin zuständig. Einer der Partner aus seiner alten Kanzlei würde den Rest übernehmen und zumindest dem Namen nach Cheftrainer werden. Ein dritter Vater sollte die Trainings organisieren.

Es war der Morgen des ersten Samstags im April. In ganz Mississippi war es unangenehm frisch. Nervöse Spieler, Eltern und vor allem Trainer trafen sich zum Saisonauftakt im örtlichen Baseballstadion. Die Neun- und Zehnjährigen wurden zu einem Feld geschickt, die Elf- und Zwölfjährigen zu einem anderen. Alle Spieler mussten beurteilt, eingestuft und für die Liga-Auswahl zum Draft-Verfahren gemeldet werden.

Die Trainer trafen sich zur Besprechung hinter dem Home-plate. Wie üblich redeten alle aus Nervosität besonders viel, wechselten flapsige Bemerkungen und rempelten sich freundschaftlich an. Die meisten von ihnen waren im Vorjahr in derselben Liga Trainer gewesen. Ron war damals ein beliebter Trainer, ein junger Vater wie alle anderen, der von April bis Juli viele Stunden auf dem Spielfeld verbrachte. Diesmal hatte er eine gewisse Sonderstellung. Er hatte einen brillanten Wahlkampf hingelegt und ein wichtiges politisches Amt mit einem Rekordergebnis gewonnen. Das machte ihn zum Ersten unter Gleichen. Immerhin gab es in Brookhaven nur einen Richter am Supreme Court. Es war eine gewisse Distanz entstanden, die ihm nicht besonders zusagte, obwohl er nicht recht wusste, ob sie ihm missfiel.

Man nannte ihn bereits »Richter«.

Richter Fisk zog einen Namen aus dem Hut. Sein Team waren die Rockies.

An den Samstagen hielt es die Paytons nicht mehr in der engen Wohnung, in der sie die ganze

Woche verbrachten. Sie lockten Mack und Liza mit der Aussicht auf ein Pfann-

417

kuchenfrühstück in einem Restaurant in der Nähe aus dem Bett. Danach fuhren sie nach Bowmore, wo sie noch vor zehn Uhr eintrafen. Mrs Shelby, die Mutter von Mary Grace, hatte ihnen ein ausgiebiges Mittagessen im Schatten einer Eiche versprochen: Catfish und selbst gemachte Eiscreme zum Nachtisch. Mr Shelby hatte das Boot fertig gemacht und fuhr mit Wes und den Kindern an einen kleinen See, wo die Barsche fleißig bissen.

Mary Grace und ihre Mutter saßen eine Stunde lang auf der Veranda und plauderten über die üblichen Themen, wobei sie alle Rechtsfragen tunlichst vermieden. Neues von der Familie, Kirchenklatsch, Hochzeiten, Beerdigungen, aber kein Wort über Krebserkrankungen, die jahrelang in Cary County das beherrschende Thema gewesen waren.

Lange vor dem Mittagessen fuhr Mary Grace in die Stadt, nach Pine Grove, wo sie sich mit Denny Ott traf. Sie sagte ihm, wie sie den neuen Supreme Court einschätzte - eine ziemlich traurige Geschichte. Nicht zum ersten Mal wies sie ihn daraufhin, dass sie wahrscheinlich verlieren würden. Er bereitete seine Leute darauf vor und wusste, dass sie auch das durchstehen würden, nachdem sie bereits alles andere verloren hatten.

Dann fuhr sie zwei Blocks weiter und parkte auf dem Kiesweg vor Jeannettes Trailer. Die beiden Frauen setzten sich draußen in den Schatten eines Baumes, tranken Mineralwasser und redeten über Männer. Jeannette hatte einen neuen Freund, einen fünfundfünfzigjährigen Witwer mit einer guten Stelle und einem schönen Haus, der sich nicht weiter für ihren Prozess interessierte. Überhaupt beschäftigte das Verfahren die Gemüter nicht mehr so wie früher. Seit dem Urteil waren siebzehn Monate vergangen. In dieser Zeit war nicht ein Cent geflossen, und inzwischen rechnete auch keiner mehr damit.

»Wir erwarten noch in diesem Monat eine Entscheidung«, sagte Mary Grace. »Es wäre ein Wunder, wenn wir gewinnen würden.«

418

»Ich bete für ein Wunder«, erwiderte Jeannette, »aber ich bin für alles bereit. Ich will nur, dass es endlich vorbei ist.«

Nach einem langen Gespräch verabschiedete sich Mary Grace mit einer flüchtigen Umarmung. Sie fuhr durch die Straßen ihrer Heimatstadt, vorbei an der Highschool, den Häusern ihrer Schulfreunde und den Geschäften an der Hauptstraße. Außerhalb der Stadt hielt sie an Treadway's Grocery, wo sie eine Limo erstand und eine Dame begrüßte, die sie ihr ganzes Leben lang gekannt hatte.

Auf dem Rückweg zum Haus ihrer Eltern kam sie an der Station der freiwilligen Feuerwehr von Barrysville vorbei. Sie war in einem kleinen Metallgebäude mit einer alten Feuerlöschpumpe stationiert, die an Wahltagen von den Freiwilligen nach draußen gefahren und gewaschen wurde. Die Station wurde auch als Wahllokal genutzt, wo vor fünf Monaten vierundsiebzig Prozent der anständigen Bürger von Barrysville für Gott und Waffen und gegen Schwule und Liberale gestimmt hatten. Nur acht Kilometer von der Stadtgrenze von Bowmore entfernt, hatte Ron Fisk den Menschen einreden können, er sei ihr Beschützer.

Vielleicht war er das ja wirklich. Vielleicht besaß seine bloße Präsenz am Gericht eine gewisse Abschreckungskraft.

Die Berufung von Meyerchec und Spano wurde vom Leiter der Geschäftsstelle abgewiesen, nachdem die Kläger das Verfahren nicht weiterverfolgt hatten. Sie hatten die erforderlichen Schriftsätze nicht eingereicht und waren vom Gericht deswegen verwarnet worden. Daraufhin erklärte ihr Anwalt, die beiden würden ihre Berufung zurückziehen. Sie gaben keinerlei Kommentare ab, und ihr Anwalt rief die Journalisten nicht zurück.

Am Tag der Abweisung erreichte die drastische Begrenzung des unternehmerischen Risikos durch den Supreme Court einen neuen Tiefpunkt. Ein im Privatbesitz befindliches Unternehmen

namens Bosk hatte ein starkes Schmerzmittel entwickelt und erfolgreich vermarktet. Das Produkt nannte sich

419

Rybadell und besaß ein enormes Suchtpotenzial. Innerhalb weniger Jahre wurde Bosk mit Klagen überschwemmt. Bei einer der ersten Verhandlungen wurden Manager beim Lügen ertappt. Ein Bundesanwalt in Pennsylvania leitete Ermittlungen ein. Es hieß, die Firma habe von der Suchtgefahr gewusst, aber versucht, diese Informationen zu verheimlichen, weil das Medikament enorme Gewinne einbringe.

Ein früherer Polizeibeamter aus Jackson, ein gewisser Dill-man, der bei einem Motorradunfall verletzt worden war, wurde im Rahmen seiner Behandlung von Rybadell abhängig. Zwei Jahre lang kämpfte er gegen die Sucht. In dieser Zeit verschlechterte sich sein Gesundheitszustand dramatisch, und sein Leben geriet aus den Fugen. Zweimal wurde er wegen Ladendiebstahls festgenommen. Schließlich reichte er beim City Court von Rankin County Klage gegen Bosk ein. Die Geschworenen befanden die Firma für schuldig und erkannten auf einen Schadenersatz von zweihundertfünf-undsiebzigtausend Dollar. Das war die niedrigste Summe, die Rybadell-Opfern im ganzen Land je zugesprochen worden war.

In der Berufung hob der Supreme Court das Urteil mit fünf zu vier Stimmen auf. Die von Richter Romano verfasste Stellungnahme der Mehrheit begründete dies in erster Linie damit, dass Dillman als Drogensüchtiger keinen Anspruch auf Schadenersatz habe.

In einer giftigen Gegendarstellung forderte Richter Albritton die Mehrheit auf, auch nur die Spur eines Beweises dafür vorzulegen, dass Dillman bereits »vor seiner Bekanntschaft mit Rybadell« drogensüchtig war.

Drei Tage nach der Entscheidung bekannten sich vier Bosk-Manager schuldig, der für die Zulassung von Medikamenten zuständigen Food and Drug Administration Informationen vorenthalten und Beamte des FBI belegen zu haben.

420

35

Im ersten Quartal schrieb Krane Chemical deutlich bessere *Zahlen* als allgemein erwartet. Die Analysten, die mit einem Gewinn von höchstens 1,25 Dollar je Aktie gerechnet hatten, waren überrascht. Als Krane einen Gewinn von 2,05 Dollar je Aktie meldete, nahm das Interesse der Wirtschaftspresse an dem Unternehmen und seinem erstaunlichen Comeback weiter zu.

Alle vierzehn Werke liefen auf Hochtouren. Die Preise waren gesenkt worden, um Marktanteile zurückzugewinnen. Der Vertrieb machte Überstunden, um die Auftragsbücher zu füllen. Die Verschuldung war deutlich reduziert worden. Die Probleme, die die Firma im Vorjahr verfolgt hatten, schienen sich zum Großteil in Luft aufgelöst zu haben.

Der Aktienkurs hatte eine beeindruckende Erholung hinter sich und war kontinuierlich von einstelligen Werten auf 24 Dollar geklettert. Die Gewinnankündigung katapultierte ihn dann auf 30 Dollar. Zu diesem Kurs hatte das Papier vor dem Urteil von Hattiesburg zum letzten Mal notiert.

Der Trudeau Group gehörten mittlerweile achtzig Prozent von Krane, was achtundvierzig Millionen Aktien entsprach. Seit den Gerüchten um einen Insolvenzantrag im November unmittelbar vor den Wahlen war Mr Trudeaus Nettovermögen um achthundert Millionen gewachsen. Und diesen Betrag wollte er unbedingt verdoppeln.

421

Bevor eine endgültige Entscheidung des Supreme Court ergeht, lesen die Richter wochenlang

gegenseitig ihre Memos und vorläufigen Stellungnahmen. Manchmal kommt es auch zu Einzelgesprächen. Jeder kämpft um Stimmen für seine Position und horcht seine Mitarbeiter nach möglicherweise nützlichem Büroklatsch aus. Gelegentlich kommt es zu Patts, die sich erst nach Monaten auflösen lassen.

Das Letzte, was Richter Fisk spät am Freitagnachmittag las, war McElwaynes Stellungnahme in der Sache *Baker gegen Krane Chemical*. Es wurde allgemein angenommen, dass drei andere Richter mit ihm stimmen würden. Die Stellungnahme für die Mehrheit schrieb Richter Calligan. Romano arbeitete an einer zustimmenden Stellungnahme, und es sah so aus, als würde Albritton eine eigene, abweichende Stellungnahme verfassen. Obwohl die Einzelheiten der endgültigen Entscheidung noch nicht vollständig geklärt waren, bestand wenig Zweifel daran, dass das Gericht das Urteil mit fünf zu vier Stimmen aufheben würde.

Fisk verzog bei der Lektüre von McElwaynes Argumentation verächtlich das Gesicht und beschloss, gleich am Montagmorgen seine Zustimmung zu Calligans Stellungnahme zu Papier zu bringen. Dann zog sich Richter Fisk um und wurde Trainer Fisk. Ein Spiel war angesetzt.

Die Rockies eröffneten die Saison mit einem Turnierwochenende in Russburg, einer im Delta gelegenen Stadt eine Stunde nordwestlich von Jackson. Für Freitagabend war ein Spiel angesetzt, mindestens zwei sollten am Samstag stattfinden und möglicherweise noch eines am Sonntag. Die Spiele waren nur vier Innings lang, und jeder Spieler sollte auf möglichst vielen verschiedenen Positionen spielen. Es gab keine Preise und keine Titel, nur eine lockere Aufwärmrunde zum Saisonauftakt. In der Gruppe der Elf- bis Zwölfjährigen waren dreißig Mannschaften gemeldet, von denen zwei ebenfalls aus Brookhaven kamen.

Der erste Gegner der Rockies war ein Team aus der Kleinstadt Rolling Fork. Der Abend war kühl, die Luft klar. In der

422

Sportanlage wimmelte es nur so von Spielern und Eltern, die aufgeregt die fünf gleichzeitig stattfindenden Spiele verfolgten.

Doreen war mit Clarissa und Zeke, der am Samstagmorgen um neun Uhr ein Spiel hatte, in Brookhaven geblieben.

Im ersten Inning spielte Josh Second Base, und als er mit dem Schlagen an der Reihe war, stand sein Vater als Betreuer am Third Base. Nachdem er viermal den Ball hatte passieren lassen, rief ihm sein Vater aufmunternde Worte zu und riet ihm, den Schläger von der Schulter zu nehmen, wenn er treffen wollte. Im zweiten Inning stand Josh auf dem Wurfhügel und sorgte rasch dafür, dass die ersten beiden Batter, die ihm gegenüberstanden, aus waren. Der dritte Schlagmann war ein stämmiger Zwölfjähriger, der Catcher, der in der Reihenfolge der Batter an siebter Stelle stand. Er schlug den ersten Ball sehr hart, aber ins Aus.

»Niedrig und so weit weg wie möglich!«, brüllte Ron von der Spielerbank.

Der zweite Wurf war keineswegs niedrig und weit weg, sondern ein Fastball, der mitten in die Strike Zone flog und vom Batter mit voller Kraft zurückgeschlagen wurde. Der Ball prallte von dem Aluminiumschläger ab und gewann dabei deutlich an Geschwindigkeit. Für einen Sekundenbruchteil stand Josh wie erstarrt. Als er reagierte, war es zu spät. Er zuckte nur leicht zusammen, als ihn der Ball mit voller Wucht an der rechten Schläfe traf. Dann raste der Ball über den Shortstop hinweg und rollte ins Left Field.

Josh brach stöhnend am Fuß des Wurfhügels zusammen, aber er hatte die Augen geöffnet, als ihn sein Vater erreichte.

»Sag was, Josh«, bat Ron, während er vorsichtig die Wunde berührte.

»Wo ist der Ball?«, fragte Josh.

»Das ist doch egal. Kannst du mich richtig sehen?«

»Ich glaub schon.« In Joshs Augen standen Tränen, aber er biss die Zähne zusammen, um nicht zu weinen. Die Haut war aufgeschürft, und ein wenig Blut war in sein Haar gesickert. Schon war eine leichte Schwellung zu erkennen.

»Wir brauchen Eis«, sagte jemand.

»Ruft lieber einen Krankenwagen.«

Die anderen Trainer und Schiedsrichter standen um die beiden herum. Der Junge, der den Line Drive geschlagen hatte, war selbst den Tränen nahe.

»Du musst die Augen offen halten«, drängte Ron.

»Okay, okay.« Joshs Atem ging immer noch schnell.

»Wer spielt bei den Braves Third Base?«

»Chipper.«

»Und Center Field?«

»Andrew.«

»Guter Junge!«

Nach ein paar Minuten setzte sich Josh auf, und die Fans applaudierten. Dann erhob er sich und ging, auf seinen Vater gestützt, zur Spielerbank, wo er sich ausgestreckt hinlegte. Ron, dessen Herz immer noch raste, legte ihm vorsichtig einen Eisbeutel auf die Schläfe. Langsam kam das Spiel wieder in Gang.

Ein Sanitäter erschien und untersuchte Josh, der ansprechbar schien. Er konnte sehen, hören und sich an Einzelheiten erinnern. Am liebsten hätte er weitergespielt, aber der Sanitäter war dagegen - genau wie Trainer Fisk.

»Vielleicht morgen«, sagte Ron, aber nur um seinen Sohn zu trösten. Ihm steckte ein dicker Kloß im Hals, und er hatte sich immer noch nicht recht von der Aufregung erholt. Auf jeden Fall wollte er Josh nach dem Spiel nach Hause fahren.

»Sieht aus, als wäre alles in Ordnung«, meinte der Sanitäter. »Aber ich würde ihn röntgen lassen.«

»Jetzt?«, fragte Ron.

»So eilig ist es nicht, aber am besten noch heute.«

Gegen Ende des dritten Innings saß Josh schon wieder aufrecht und alberte mit seinen Mannschaftskameraden herum. Ron nahm seinen Platz als Trainer am Third Base wieder ein und flüsterte gerade einem Runner Anweisungen zu, als einer der Rockies auf der Spielerbank »Josh bricht!« brüllte.

Die Schiedsrichter unterbrachen das Spiel erneut, und die

Trainer ließen die Spielerbank der Rockies räumen. Josh war schwindelig, er schwitzte stark und litt unter furchtbarer Übelkeit. Der Sanitäter war ganz in der Nähe, und schon nach wenigen Minuten wurde Josh von zwei Rettungssanitätern auf einer Fahrtrage zum Parkplatz gerollt. Ron hielt die ganze Zeit seine Hand.

»Du darfst die Augen nicht zumachen«, sagte er immer wieder. »Sprich mit mir, Josh.«

»Mein Kopf tut weh, Dad.«

»Das kommt schon wieder in Ordnung, aber mach bloß die Augen nicht zu.«

Die Trage wurde in einen Krankenwagen gehoben und befestigt. Ron durfte neben seinem Sohn sitzen und mitfahren. Fünf Minuten später wurde Josh in die Notaufnahme des Henry County General Hospital geschoben. Er war nun wieder bei vollem Bewusstsein und hatte seit dem Zwischenfall im Stadion nicht mehr erbrochen.

Eine Stunde zuvor waren drei Autos ineinandergerast, und in der Notaufnahme herrschte Chaos. Der erste Arzt, der Josh untersuchte, ordnete eine Computertomografie an und erklärte Ron, er müsse draußen warten.

»Ich glaube nicht, dass ihm etwas fehlt«, sagte der Arzt, und Ron suchte sich in dem überfüllten Wartezimmer einen Stuhl. Er rief Doreen an. Es war ein schwieriges Gespräch. Die Zeit schien stillzustehen, die Minuten dehnten sich ins Endlose.

Der Cheftrainer der Rockies, Rons früherer Partner in der Kanzlei, stürzte herein und rief ihn

nach draußen, weil er ihm etwas zeigen wollte. Er holte einen Aluminiumschläger vom Rücksitz seines Autos.

»Da haben wir den Übeltäter«, sagte er mit ernster Miene. Es handelte sich um einen *Screamer*, einen beliebten Schläger der Firma Win Rite Sporting Goods, wie er in jedem Stadion des Landes dutzendweise zu finden war.

»Sieh dir das hier an«, sagte der Trainer und rieb über den Schlagbereich des Schlägers, wo jemand versucht hatte, das

425

Etikett teilweise abzuschmirgeln. »Das ist ein minus sieben. Die sind schon seit Jahren verboten.«

Minus sieben bezog sich auf die Differenz zwischen Gewicht und Länge des Schlägers. Er war neunundzwanzig Zoll lang, wog aber nur zweiundzwanzig Unzen, also etwa sechs-hundertfünfundzwanzig Gramm, und war daher sehr leicht zu schlagen, ohne dass beim Ballkontakt Kraft verloren ging. Nach den aktuellen Regeln war nur eine Differenz von höchstens vier zulässig. Der Schläger war mindestens fünf Jahre alt.

Ron startete ihn an wie einen rauchenden Colt. »Woher hast du das Ding?«

»Ich habe den Schläger überprüft, als der Junge wieder zum Homeplate kam, und ihn dem Schiedsrichter gezeigt. Der hat ihn sofort aus dem Verkehr gezogen und sich den Trainer vorgeknöpft. Ich übrigens auch, aber der Mann hatte wirklich keine Ahnung. Er hat mir das Teufelsding gegeben.«

Weitere Eltern und einige Spieler des Teams trafen ein. Sie scharten sich um eine Bank in der Nähe des Notausgangs und warteten. Eine Stunde verging, bevor der Arzt zurückkam, um Ron zu informieren.

»Die Computertomografie hat nichts ergeben«, sagte er. »Ich glaube nicht, dass ihm etwas fehlt, außer einer leichten Gehirnerschütterung.«

»Gott sei Dank!«

»Wo wohnen Sie?«

»In Brookhaven.«

»Sie können ihn mit nach Hause nehmen, aber in den nächsten Tagen braucht er absolute Ruhe. Keinerlei Sport. Falls er über Schwindel oder Kopfschmerzen klagt, doppelt oder verschwommen sieht, erweiterte Pupillen oder Ohrensausen bekommt, einen schlechten Geschmack im Mund hat, launisch oder schläfrig wird, suchen Sie bitte vor Ort einen Arzt auf.«

Ron nickte und hätte sich am liebsten Notizen gemacht.

»Ich schreibe das alles in den Entlassungsbericht und lege die CT-Aufnahme bei.«

426

»Ja, danke.«

Der Arzt stutzte und sah Ron genauer an. »Was sind Sie von Beruf?«

»Ich bin Richter am Supreme Court.«

Der Arzt lächelte und schüttelte ihm die Hand. »Ich habe Ihnen letztes Jahr einen Scheck geschickt. Vielen Dank für Ihre Arbeit.«

»Ich danke Ihnen, Doktor.«

Eine Stunde später, es war zehn Minuten vor Mitternacht, verließen sie Russburg. Josh saß mit einem an seinem Kopf befestigten Eisbeutel auf dem Vordersitz und hörte sich im Radio das Spiel zwischen den Atlanta Braves und den Los Angeles Dodgers an. Ron warf ihm alle zehn Sekunden einen Seitenblick zu, um beim ersten Warnsignal sofort reagieren zu können. Es gab keines - bis sie den Stadtrand von Brook-haven erreichten.

»Dad, mein Kopf tut ein bisschen weh«, sagte Josh.

»Die Schwester hat gesagt, etwas Kopfweg ist in Ordnung, aber starke Kopfschmerzen dürfen nicht sein. Wie schlimm ist es auf einer Skala von eins bis zehn?«

»Drei.«

»Okay, bei fünf sagst du mir Bescheid.«

Doreen wartete mit Dutzenden von Fragen an der Tür. Sie las am Küchentisch den Entlassungsbericht, während Ron und Josh ein Sandwich aßen. Nach zwei Bissen hatte Josh keinen Appetit mehr, obwohl er bei der Abfahrt in Russburg am Verhungern gewesen war. Er war plötzlich gereizt, aber er hätte auch schon seit Stunden im Bett liegen sollen. Als Doreen ihn untersuchen wollte, fuhr er sie an und verschwand im Bad.

»Was meinst du?«, fragte Ron.

»Er scheint in Ordnung zu sein«, erwiderte sie. »Nur ein bisschen schlecht gelaunt und schläfrig.«

Als es ums Schlafen ging, gab es einen Riesenkrach. Josh war elf Jahre alt und hatte nicht die geringste Lust, bei seiner Mutter zu schlafen. Ron erklärte ihm energisch, dass er in dieser besonderen Nacht und unter diesen ungewöhnlichen

427

Umständen sehr wohl neben seiner Mutter schlafen werde. Ron selbst würde in einem Sessel neben dem Bett ein Nickerchen halten.

Unter dem unverwandten Blick beider Elternteile schlief Josh schnell ein. Dann döste Ron in seinem Sessel ein, und irgendwann gegen halb vier Uhr fielen auch Doreen die Augen zu.

Eine Stunde später wurde sie von Joshs Schreien geweckt. Er hatte sich erneut übergeben und litt unter rasenden Kopfschmerzen. Ihm war schwindelig, er redete zusammenhangloses Zeug, weinte und jammerte, weil er alles verschwommen sah.

Der Hausarzt war ein enger Freund namens Calvin Treet. Ron rief ihn an, während Doreen von nebenan eine Nachbarin holte. In weniger als zehn Minuten standen sie in der Notaufnahme des Krankenhauses von Brookhaven. Ron trug Josh, Doreen hatte die Entlassungspapiere und die CT-Aufnahme. Der diensthabende Arzt nahm eine kurze Untersuchung vor. Diesmal sah es gar nicht gut aus. Der Puls war zu niedrig, die Pupillen waren ungleich groß, und der Junge war benommen. Dann traf Dr. Treet ein und übernahm den Patienten, während der diensthabende Arzt den Entlassungsbericht studierte.

»Wer hat sich die Aufnahme angesehen?«, fragte Treet.

»Der Arzt in Russburg«, erwiderte Ron.

»Wann?«

»Gegen acht Uhr gestern Abend.«

»Vor acht Stunden?«

»So ungefähr.«

»Viel ist da nicht zu erkennen«, meinte der Arzt. »Wir machen eine eigene Computertomografie.«

Der diensthabende Arzt und eine Krankenschwester brachten Josh in ein Untersuchungszimmer.

»Ihr müsst hier warten«, sagte Treet zu den Fisks. »Ich bin gleich wieder da.«

Wie Schlafwandler gingen sie ins Wartezimmer der Not-

428

aufnahme, im Augenblick zu benommen und zu verängstigt, um etwas zu sagen. Der Raum war leer, sah aber aus, als hätte er eine harte Nacht erlebt: leere Getränkedosens, Zeitungen und Verpackungen von Schokoriegeln auf dem Fußboden. Wie viele andere hatten hier wie betäubt gegessen und darauf gewartet, dass die Ärzte die schlechte Nachricht verkündeten?

Sie hielten sich an der Hand und beteten lange. Zuerst schweigend, dann im Wechsel in kurzen leisen Sätzen. Als das Gebet beendet war, fühlten sie sich ein wenig erleichtert. Doreen rief zu Hause an, sprach mit der Nachbarin, die auf die anderen Kinder aufpasste, und versprach, sich wieder zu melden, wenn sie mehr wussten.

Als Calvin Treet den Raum betrat, war ihnen klar, dass es ernst war. Er setzte sich ihnen gegenüber und sah sie an. »Unserem CT zufolge hat Josh einen Schädelbruch. Die Aufnahme aus Russburg hilft uns nicht weiter, weil sie von einem anderen Patienten stammt.«

»Das ist doch nicht möglich!«, sagte Ron.

»Der Arzt dort hat sich das falsche CT angesehen. Der Name des Patienten am unteren Rand ist kaum zu lesen, aber Josh Fisk steht da nicht.«

»Das kann nicht wahr sein«, meinte Doreen.

»Leider doch, aber darum kümmern wir uns später. Hört mir gut zu, ich erkläre euch jetzt, wie es um Josh steht. Der Ball hat ihn hier getroffen.« Er deutete auf die rechte Schläfe. »Das ist die dünnste Stelle des Schädels, das Schläfenbein. Dieser Riss ist eine sogenannte lineare Fraktur, die etwa fünf Zentimeter lang ist. Direkt unter dem Schädelknochen liegt die Hirnhaut, die durch die mittlere Hirnhautarterie versorgt wird. Bei der Fraktur wurde die Arterie verletzt. Dadurch hat sich zwischen Knochen und Hirnhaut Blut angesammelt, das auf das Gehirn drückt. Dieses sogenannte Epiduralhämatom verursacht einen Anstieg des Hirndrucks. Die einzige Behandlungsmöglichkeit ist jetzt eine Kraniotomie, also eine Öffnung des Schädels, um das Hämatom zu entfernen.«

429

»O mein Gott!« Doreen bedeckte voller Entsetzen die Augen mit der Hand.

»Hört mir bitte zu«, fuhr Treet fort. »Wir müssen ihn nach Jackson in die Trauma-Abteilung des University Medical Center bringen. Ich schlage vor, wir rufen deren Rettungshubschrauber und lassen ihn abholen.«

Der diensthabende Arzt stürzte herein. »Dem Patienten geht es sehr schlecht«, sagte er zu Dr. Treet. »Sie müssen sofort kommen.«

Als sich Dr. Treet zum Gehen wandte, stand Ron auf und packte ihn am Arm. »Sag mir die Wahrheit, Calvin! Wie ernst ist die Sache?«

»Sehr ernst, Ron. Möglicherweise lebensbedrohlich.«

Josh wurde an Bord des Helikopters verfrachtet. Doreen und Calvin Treet flogen mit ihm, während Ron heimraste, nach Zeke und Clarissa sah und das Notwendigste in eine Reisetasche warf. Dann fuhr er mit überhöhter Geschwindigkeit über die Interstate 55. Sollten sie nur versuchen, ihn aufzuhalten! Wenn er nicht gerade mit Gott um das Leben seines Sohnes feilschte, verfluchte er den Arzt in Russburg, der die falsche CT-Aufnahme erwischte hatte. Und gelegentlich sah er sich um und warf einen Blick auf das fehlerhafte und unberechenbar gefährliche Produkt auf seinem Rücksitz. Aluminiumschläger hatte er noch nie leiden können.

430

36

Am Samstagmorgen um 8.10 Uhr, etwa dreizehn Stunden nachdem ihn der Ball getroffen hatte, wurde Josh im Medical Center der University of Mississippi in Jackson operiert.

Ron und Doreen warteten gemeinsam mit Freunden, die aus Brookhaven gekommen waren, in der Kapelle des Krankenhauses. Ihr Pastor war bei ihnen. Zu Hause fand im Altarraum der St.-Luke-Kirche eine Gebetswache statt. Gegen Mittag traf Rons Bruder mit Zeke und Clarissa ein,

die ebenso verängstigt waren und unter Schock standen wie ihre Eltern. Stunden vergingen, ohne dass sie etwas aus dem Operationssaal gehört hätten. Von Zeit zu Zeit sah Dr. Treet nach ihnen, aber er konnte ihnen nicht viel sagen. Manche der Freunde gingen, dafür erschienen andere, die ihren Platz ein-nahmen. Großeltern, Onkel, Tanten, Cousins und Cousinen kamen, warteten, beteten und streiften durch das weitläufige Krankenhaus.

Vier Stunden nachdem die Fisks ihren Sohn zuletzt gesehen hatten, erschien der Chefarzt und bedeutete ihnen, ihm zu folgen. Dr. Treet schloss sich ihnen an. Sie gingen durch einen Gang, um den vielen Menschen zu entkommen. Vor einer Toilettentür blieben sie stehen. Ron und Doreen hielten sich aneinander fest und versuchten, auf das Schlimmste gefasst zu sein. Die Stimme des Arztes klang müde und ernst.

»Er hat die Operation überlebt, und es geht ihm den Umständen entsprechend gut. Wir haben ein großes Hämatom entfernt, das das Gehirn komprimierte. Der Schädelinnen-

431

druck wurde gesenkt, aber es war eine ungewöhnlich starke Gehirnschwellung vorhanden. Sie müssen mit bleibenden Schäden rechnen.«

»Leben« und »Tod« sind einfach zu verstehende Begriffe, aber das Wort »Schäden« ruft unbestimmte Ängste hervor.

»Er wird doch nicht sterben?«, sagte Doreen.

»Im Augenblick ist er am Leben, und seine Vitalzeichen sind gut. Er hat eine neunzigprozentige Überlebenschance. Entscheidend sind die nächsten zweiundsiebzig Stunden.«

»Wie schwer werden diese Schäden sein?«, fragte Ron, der nicht um den heißen Brei herumreden wollte.

»Das lässt sich im Augenblick nicht sagen. Manche Schäden mögen reversibel sein, wenn man ihm genug Zeit lässt und für die richtige Behandlung sorgt. Aber darüber reden wir später. Im Augenblick beten Sie lieber dafür, dass sich sein Zustand in den nächsten drei Tagen bessert.«

Am späten Samstagabend durften Ron und Doreen Josh für zehn Minuten auf der Intensivstation besuchen, obwohl er im künstlichen Koma lag. Bei seinem Anblick war es um ihre Fassung geschehen. Sein Kopf war eingewickelt wie der einer Mumie, und aus seinem Mund ragte ein Schlauch, der zu einem Beatmungsgerät führte. Doreen wagte noch nicht einmal, seinen Fuß anzufassen.

Eine mitfühlende Schwester erklärte sich bereit, vor seinem Zimmer einen Stuhl aufzustellen, damit jeweils ein Elternteil während der Nacht Wache halten konnte. Ron und Doreen schickten ihr Support-Team zurück nach Brookhaven und fingen an, sich zwischen Intensivstation und Wartezimmer abzuwechseln. An Schlaf war nicht zu denken, und sie wanderten bis zum Sonnenaufgang durch die Gänge.

Die Ärzte waren mit Joshs erster Nacht zufrieden. Nach einer Besprechung am frühen Sonntagmorgen suchten sich Ron und Doreen in der Nähe ein Motel. Sie duschten und zwangen sich zu einem kurzen Nickerchen, bevor sie ihre Po-

432

sitionen im Krankenhaus wieder bezogen. Die Warerituale begannen erneut, während zu Hause die Gebetswachen weitergingen. Das ständige Kommen und Gehen der Besucher wurde bald zur Qual. Ron und Doreen wollten mit ihrem Sohn allein sein.

Spät am Sonntagabend - Doreen war auf der Intensivstation, und die Besucher waren gegangen - wanderte Ron durch die Gänge des Krankenhauses, um sich die Beine zu vertreten und nicht einzuschlafen. Er fand ein zweites Wartezimmer, eines für die Angehörigen von Patienten, die sich nicht in kritischem Zustand befanden. Der Raum war deutlich einladender, schöner eingerichtet und mit verschiedenen Verkaufsautomaten ausgestattet. Ron erstand eine Dose Diätlimo und eine Tüte Salzbrezeln. Während er geistesabwesend kaute, kam ein kleiner Junge vorbei, der nach Rons Knie greifen zu wollen schien.

»Aaron«, rief die Mutter vom anderen Ende des Zimmers. »Komm her!«

Aaron. Der Name weckte Erinnerungen. Aaron, so hatte auch der Junge geheißen, der von dem von der Grasmähmaschine in die Luft geschleuderten Metallstück am Kopf getroffen worden war. Schädel-Hirn-Trauma, dauerhafte Behinderung, die Familie finanziell ruiniert. Die Geschworenen waren zu dem Schluss gekommen, dass der Hersteller dafür haften musste. Verfahrensfehler waren nicht erkennbar gewesen. Im Augenblick konnte sich Richter Fisk nicht mehr erinnern, warum er solch leichten Herzens mit der Mehrheit für die Aufhebung des Urteils gestimmt hatte.

Damals, vor kaum zwei Monaten, hatte er nicht gewusst, wie sich Eltern fühlen, die um das Leben ihres schwer verletzten Kindes fürchten müssen.

Jetzt, mitten in diesem Albtraum, sah er den Fall in einem anderen Licht. Damals hatte er die Arztberichte in der Sicherheit seines Büros fernab der Realität gelesen. Natürlich hatte er es bedauerlich gefunden, dass der Junge schwer verletzt worden war, aber Unfälle gehörten nun einmal zum

433

Leben. Ob der Unfall vermeidbar gewesen war? Davon war er schon damals überzeugt gewesen, und jetzt erst recht.

Der kleine Aaron war wieder da und starrte die Tüte mit den Salzbrezeln an. Sie zitterte.

»Aaron, lass den Mann in Ruhe«, rief die Mutter.

Ron starrte ebenfalls auf die zitternden Brezeln.

Der Unfall wäre vermeidbar gewesen und hätte sich nicht ereignen dürfen. Wenn sich der Hersteller an die Vorschriften gehalten hätte, wäre die Grasmähmaschine wesentlich sicherer gewesen. Warum hatte er sich damals so bereitwillig für den Schutz des Unternehmens eingesetzt?

Die Sache war erledigt, ein für alle Mal verworfen von fünf angeblich weisen Männern, von denen keiner viel Mitgefühl für das Leid seiner Mitmenschen gezeigt hatte. Er fragte sich, ob die anderen vier - Calligan, Romano, Bateman und Ross - jemals Tag und Nacht durch die katakombenähnlichen Gänge eines Krankenhauses gewandert waren, während das Leben ihres Kindes in der Schwebe hing.

Nein, das waren sie nicht. Sonst wären sie nicht so geworden, wie sie waren.

Langsam wurde es Montag. Eine neue Woche begann, die so ganz anders war als alle vor ihr. Ron und Doreen weigerten sich, das Krankenhaus für länger als ein bis zwei Stunden zu verlassen. Josh ging es nicht gut, und sie fürchteten bei jedem Besuch an seinem Bett, ihn zum letzten Mal lebend zusehen. Freunde brachten Kleidung, Essen und Zeitungen und boten an, die Fisks abzulösen, falls sie für ein paar Stunden nach Hause gehen wollten. Aber Ron und Doreen hielten wie Zombies unbeirrt durch, weil sie davon überzeugt waren, dass es Josh besser ging, wenn sie in der Nähe waren. Müde und erschöpft, wie sie waren, hatten sie keine Geduld mehr für den Besucherstrom aus Brookhaven und versteckten sich immer öfter irgendwo im Krankenhaus.

Ron rief im Büro an und sagte seiner Sekretärin, er wisse nicht, wann er wieder arbeiten werde. Doreen teilte ihrem

434

Chef mit, sie lasse sich beurlauben. Als der sie freundlich daraufhinwies, dass das in den Richtlinien des Unternehmens nicht vorgesehen sei, erklärte sie ihm höflich, es sei an der Zeit, diese Richtlinien zu ändern. Er versprach, das sofort zu tun.

Das Krankenhaus lag nur fünfzehn Minuten vom Carroll-Gartin-Gebäude entfernt, und Ron schaute früh am Dienstagmorgen kurz in seinem Büro vorbei. Auf seinem Schreibtisch stapelten sich neue Akten. Sein Assistent ging die Liste aller anhängigen Fälle durch, aber Ron konnte sich nicht konzentrieren.

»Ich möchte mich beurlauben lassen. Erkundigen Sie sich beim Gerichtspräsidenten danach«,

sagte er dem Assistenten. »Für ein oder zwei Monate. Ich kann mich im Augenblick nicht auf diese Sachen konzentrieren.«

»Wird gemacht. Sie wollten heute Morgen Ihre Zustimmung zu Richter Calligans Stellungnahme in der Sache *Baker gegen Krane* zu Papier bringen.«

»Das kann warten. Alles kann warten.«

Er brachte es fertig, das Gebäude zu verlassen, ohne einem anderen Mitglied des Gerichts zu begegnen.

In der Dienstagsausgabe des *Clarion-Led^er* erschien ein Artikel über Joshs Unfall. Richter Fisk war nicht zu erreichen, aber eine nicht genannte Quelle hatte die Fakten parat. Die Ärzte hatten ein großes Blutgerinnsel entfernt, das auf das Gehirn gedrückt hatte. Das Kind war nicht mehr in Lebensgefahr, aber es war noch zu früh, um über langfristige Schäden zu spekulieren. Der Arzt, der sich die falsche CT-Aufnahme angesehen hatte, wurde nicht erwähnt.

Im Internetchat wurden die Lücken jedoch schnell gefüllt. Es hieß, der Unfall sei durch einen unvorschriftsmäßigen Baseballschläger verursacht worden, und jemand aus dem Henry County General Hospital behauptete zu wissen, dass den Ärzten dort ein Fehler unterlaufen sei. Es gab wilde Theorien darüber, ob Richter Fisk seine bisherigen Über-

435

Zeugungen als Jurist über den Haufen werfen würde. Eine Stimme behauptete sogar, er stehe kurz vor dem Rücktritt.

Wes Payton verfolgte die Geschichte aufmerksam von seinem Büro aus - im Gegensatz zu seiner Frau, die sich durch harte Arbeit an anderen Fällen abzulenken versuchte. Wes war gefesselt von dem Ereignis. Da er selbst kleine Kinder hatte, wollte er sich gar nicht vorstellen, wie die Fisks litten. Aber er konnte nicht umhin, sich zu fragen, ob sich diese Tragödie auf den Baker-Fall auswirken würde. Nicht dass er mit einer plötzlichen Kehrtwende von Ron Fisk rechnete, aber ausgeschlossen war das nicht.

Um ein Wunder zu bitten war alles, was ihnen in ihrer aktuellen Situation geblieben war. Waren sie erhört worden?

Sie warteten. Die Entscheidung konnte jeden Tag fallen.

Am frühen Dienstagnachmittag zeigte Josh erste Zeichen einer Besserung. Er war wach, ansprechbar und in der Lage, Anweisungen zu befolgen. Sprechen konnte er wegen des Beatmungsschlauches nicht, aber er war unruhig, was ein gutes Zeichen war. Der Gehirndruck war auf nahezu normale Werte gesunken. Die Ärzte hatten allerdings mehrfach erklärt, dass es Tage, vielleicht Wochen dauern werde, bis eine langfristige Prognose möglich sei.

Da Josh wieder bei Bewusstsein war, beschlossen die Fisks, die Nacht zu Hause zu verbringen. Ärzte und Schwestern bestärkten sie in ihrer Entscheidung, und Doreens Schwester erklärte sich bereit, fünf Meter vom Bett ihres Neffen entfernt auf der Intensivstation Wache zu halten.

Sie waren froh, Jackson und das Krankenhaus hinter sich zu lassen, und freuten sich auf Zeke und Clarissa. Unterwegs schwärmten sie einander von Hausmannskost, ausgiebigen Duschen und ihrem bequemen Bett vor. Sie schworen sich, die nächsten zehn Stunden zu genießen, weil sie wussten, dass sie erst am Anfang einer schweren Zeit standen.

Aber es sollte schwer werden, wirkliche Entspannung zu finden. Noch am Stadtrand von Jackson klingelte Rons Mo-

436

biltelefon. Es war Richter Calligan, der das Gespräch mit langatmigen Erkundigungen nach Joshs Zustand begann und Ron das Mitgefühl aller am Gericht aussprach. Er versprach, so bald wie möglich im Krankenhaus vorbeizukommen. Ron war dankbar, wurde aber das Gefühl nicht los, dass der Anrufer einen beruflichen Hintergrund hatte.

»Nur noch ein paar Fragen«, sagte Calligan. »Mir ist klar, dass Sie im Augenblick nicht wissen,

wo Ihnen der Kopf steht.«

»Allerdings.«

»Es gibt hier nur zwei wirklich dringende Fälle. Es sieht so aus, als stünde es in der Bowmore-Sache vier zu vier. Wohl keine große Überraschung. Ich hatte gehofft, Sie würden eine mit meiner übereinstimmende Stellungnahme verfassen.«

»Ich dachte, Romano schreibt schon an seiner.«

»Er ist mit seiner Stellungnahme bereits fertig und Albritton auch. Wir warten nur noch auf Ihre Zustimmung.«

»Lassen Sie mich darüber schlafen.«

»In Ordnung. Dann wäre da noch die Sache mit dem Pflegeheim in Webster County. Auch da steht es vier zu vier.«

»Eine sehr hässliche Angelegenheit«, erklärte Ron, geradezu angewidert. Auch in diesem Fall hatte ein Patient weder Nahrung noch Medikamente erhalten und war schließlich wund gelegen und im Delirium in seinen eigenen Exkrementen aufgefunden worden. Die Firma, der das Heim gehörte, hatte enorme Gewinne zu verzeichnen. Die Geschworenen waren überrascht gewesen, zu hören, wie wenig davon für die Pflege der Patienten ausgegeben wurde. Misshandlungen in Pflegeheimen waren so allgegenwärtig, dass Ron es allmählich satt hatte, wieder und wieder davon zu lesen.

»Ja, allerdings. Tragisch«, pflichtete Calligan bei, als wäre er in der Lage, überhaupt Mitgefühl zu empfinden.

»Und Sie wollen das Urteil aufheben?«

»Ich wüsste nicht, wieso die Firma haften sollte, und der Schadenersatz ist viel zu hoch angesetzt.«

437

In Rons dreieinhalb Monaten am Supreme Court hatte Richter Calligan noch nie eingesehen, wieso ein Unternehmen bei Todesfällen oder Gesundheitsschäden haftbar gemacht werden sollte. Er hielt Geschworene grundsätzlich für Dummköpfe, die sich von gewieften Prozessanwälten hinters Licht führen ließen. Und er hielt es für seine vornehmste Aufgabe, jedes Fehlurteil, also jedes Urteil zugunsten des Klägers, aus der Abgehobenheit seines komfortablen Umfelds zu korrigieren.

»Lassen Sie mich darüber schlafen«, sagte Ron erneut, während Doreen sich über den Anruf zu ärgern begann.

»Eine gute Idee, Ron. Wenn diese beiden Fälle abgeschlossen sind, ist eine kurze Beurlaubung vielleicht tatsächlich möglich.«

Tatsächlich lag jede Beurlaubung, ob kurz oder lang, ausschließlich im Ermessen des einzelnen Richters. Ron brauchte Calligans Genehmigung also nicht. Er bedankte sich trotzdem und legte auf.

In der Küche der Fisks wartete jede Menge Essen, das Freunde gebracht hatten, in erster Linie Kuchen, Pasteten und Auf laufe. Sie richteten auf der Arbeitsfläche ein Büfett an und aßen mit Zeke, Clarissa, zwei Nachbarn und Doreens Eltern. Nach sechs Stunden Schlaf fuhren sie zurück ins Krankenhaus.

Als sie ankamen, hatte Josh gerade einen nicht enden wollenden Anfall - den zweiten innerhalb einer Stunde. Auch das ging vorbei, und die Vitalzeichen besserten sich, doch was die ohnehin langsame Genesung anging, war es ein Rückschlag. Am Donnerstagmorgen war er wieder ansprechbar, aber reizbar, unruhig, unfähig, sich zu konzentrieren, und sehr erregt. An den Unfall konnte er sich überhaupt nicht mehr erinnern. Einer der Ärzte erklärte, sein Zustand sei typisch für ein postkommotionelles Syndrom.

Am Donnerstagabend kam der Trainer der Rockies, Rons ehemaliger Partner in der Anwaltskanzlei, zu einem erneuten Besuch nach Jackson. Sie aßen gemeinsam in der Kanti-

ne des Krankenhauses. Bei Suppe und Salat zog er seine Notizen hervor.

»Meine Recherchen haben ergeben, dass Win Rite die Produktion der leichteren Schläger vor sechs Jahren eingestellt hat, vermutlich weil es zu Unfällen gekommen ist. Die gesamte Branche hat auf maximal minus vier umgestellt. Im Lauf der Zeit sind die Aluminiumlegierungen immer leichter und zugleich fester geworden. Die Schlägerwand gibt im Schlagbereich unter dem Ball nach und katapultiert ihn wieder zurück, wenn sie in ihre ursprüngliche Position zurückkehrt. Das Ergebnis ist ein leichter, aber wesentlich gefährlicherer Schläger. Es gibt seit mindestens zehn Jahren Sicherheitsbedenken gegen diese Schläger und zahlreiche Untersuchungen zu dem Thema. Bei einem Test verließ ein Fastball, den eine Ballwurfmaschine mit hundertfünfund-vierzig Stundenkilometern geworfen hat, den Schläger mit einer Geschwindigkeit von hundertneunzig Stundenkilometern. Es sind zwei Todesfälle bekannt, einer an der Highschool, ein anderer am College, und Hunderte von Unfällen in allen Altersgruppen. Daher haben die Little League und verschiedene Jugendverbände gemeinsam beschlossen, alle Schläger mit einem Wert von über minus vier zu verbieten.

Das Problem liegt auf der Hand. Es sind immer noch Tausende alter Schläger von Win Rite und anderen Herstellern im Einsatz. So einen haben wir in dem Spiel vom letzten Freitag gesehen.

«

»Hat es denn keine Rückrufaktion gegeben?«, fragte Ron.

»Keine. Dabei wissen die von ihren eigenen Tests genau, wie gefährlich die Dinger sind.«

Ron knabberte an einem Cracker. Er hatte eine ziemlich genaue Vorstellung davon, worauf sein Freund hinauswollte, und die Richtung gefiel ihm gar nicht.

»Die Mannschaft von Rolling Fork müsste vermutlich für den Unfall haften, aber die Mühe kannst du dir sparen. Außerdem könntest du dich an die Stadt Russburg wenden, weil der Schiedsrichter, ein Angestellter der Stadt, die Aus-

439

rüstung nicht überprüft hat. Der ganz große Fisch ist natürlich Win Rite. Vermögenswerte in Höhe von zwei Milliarden. Versicherungen noch und noch. Für mich ein klarer Fall von Unternehmenshaftung. Schwere, wenn auch noch unbestimmte Schäden. Das einzige Problem wäre unser Supreme Court.«

»Du redest wie ein Prozessanwalt.«

»Auch Prozessanwälte haben manchmal recht. Wenn du mich fragst, solltest du wegen dieses Produkts klagen.«

»Ich habe dich aber nicht gefragt, und ich kann nicht klagen. Ich würde mich zum Gespött der Leute machen.«

»Und was ist mit dem nächsten Kind, Ron? Was ist mit der nächsten Familie, die diesen Albtraum erleben muss? Solche Verfahren haben dafür gesorgt, dass viele fehlerhafte Produkte vom Markt verschwunden sind, die für Menschen gefährlich waren.«

»Das geht unmöglich.«

»Und warum solltest du - oder der Staat Mississippi - eine Million Dollar Behandlungskosten zahlen? Win Rite besitzt Milliardenwerte. Die Firma hat Schrott fabriziert, lass sie dafür zahlen.«

»Du bist wirklich ein Prozessanwalt.«

»Nein. Ich war einmal dein Partner. Wir haben vierzehn Jahren lang zusammengearbeitet. Der Ron Fisk, den ich kannte, hatte großen Respekt vor dem Gesetz. Richter Fisk scheint das ändern zu wollen.«

»Schon gut. Das reicht.«

»Es tut mir leid, Ron. Ich hätte nicht ...«

»Ist schon in Ordnung. Lass uns nach Josh sehen.«

Als Tony Zachary am Freitag nach Jackson zurückkam und von Josh Fisks Unfall erfuhr, fuhr er sofort ins Krankenhaus, wo er Ron dösend auf einem Wartezimmer- sofa vorfand. Sie unterhielten sich eine Stunde lang über den Unfall, die Operation und Zacharys Angelurlaub in Belize.

Zachary machte sich große Sorgen um den Kleinen und

440

hoffte, dass er schnell und vollständig gesund wurde. Aber in Wirklichkeit brannte ihm eine ganz andere Frage auf der Zunge, die er nicht zu stellen wagte.

Wann treffen Sie endlich Ihre Entscheidung in der Krane-Sache?

Noch vom Auto aus rief er Barry Rinehart an und teilte ihm die beunruhigenden Neuigkeiten mit.

Eine Woche nachdem er ins Krankenhaus gekommen war, wurde Josh von der Intensivstation in ein Einzelzimmer verlegt, das sofort mit Blumen, Kuscheltieren, Karten von seinen Kameraden aus der fünften Klasse, Luftballons und genug Süßigkeiten für eine ganze Grundschule überschwemmt wurde. Ein Feldbett sorgte dafür, dass immer ein Elternteil neben seinem Bett schlafen konnte.

Während das Zimmer zunächst fröhlich wirkte, verschlechterte sich die Stimmung rasch. Das Neurologenteam führte intensive Untersuchungen durch. Es war keine Lähmung festzustellen, aber Motorik und Koordinationsvermögen hatten sich deutlich verschlechtert. Außerdem litt Josh unter einem weitgehenden Gedächtnisverlust und war unfähig, sich zu konzentrieren. Er ließ sich leicht ablenken und erkannte Gegenstände nur mit Verzögerung. Die Schläuche waren entfernt worden, aber er sprach deutlich langsamer. Vermutlich würde sich sein Zustand in den nächsten Monaten bessern; dennoch bestand ein hohes Risiko, dass dauerhafte Schäden zurückbleiben würden.

Der dicke Kopfverband wurde durch einen kleineren ersetzt, und Josh durfte zur Toilette gehen. Es war ein herzzerreißender Anblick, ihn mit unbeholfenen Schritten da-hinschlurfen zu sehen. Ron, der ihm half, kämpfte mit den Tränen.

Sein kleiner Baseballstar hatte sein letztes Spiel gespielt.

441

37

Dr. Calvin Treet fuhr nach Russburg zu einer Besprechung mit dem Arzt, der sich das falsche CT-Bild angesehen hatte. Nachdem sie es mit Joshs Aufnahme verglichen hatten, gab der Mediziner nach einem kurzen Wortwechsel zu, dass es in der Notaufnahme an dem bewussten Abend chaotisch zugegangen war. Sie hatten viel zu wenig Personal gehabt, und offenbar war ihm in der Hektik ein Fehler unterlaufen. Er konnte es nicht fassen, dass er sich bei dem Sohn eines Richters am Supreme Court derart geirrt hatte.

»Wird mich die Familie verklagen?«, fragte er, sichtlich erschüttert.

»Das weiß ich nicht, aber ich würde vorschlagen, Sie benachrichtigen Ihre Versicherung.«

Treet nahm die Akte mit nach Jackson, um sie mit Ron und Doreen zu besprechen. Er erklärte ihnen, wie eine routinemäßige Computertomografie ablief, und schilderte seine Unterhaltung mit dem Arzt in Russburg.

»Was hätte damals getan werden müssen?«, fragte Doreen.

Treet wusste, dass die Frage kommen würde. Seine Freunde würden wissen wollen, was er von dem Medizinerkollegen hielt. Er hatte bereits vor Tagen beschlossen, so aufrichtig wie möglich zu sein.

»Er hätte sofort hergebracht werden müssen, um das Blutgerinnsel entfernen zu lassen. Das ist zwar Gehirnchirurgie, aber keine sonderlich komplizierte Operation. Josh wäre zwei Tage nach der Operation wieder zu Hause gewesen und hätte keinerlei Schäden davongetragen.«

»Die Computertomografie wurde Freitagabend um zwanzig Uhr gemacht«, sagte Ron. »Du hast Josh neun Stunden später in Brookhaven untersucht, stimmt's?«

»In etwa.«

»Also ist der Schädelinnendruck neun Stunden lang ständig gestiegen?«

»Ja.«

»Und die Hirnkompression aufgrund des Blutgerinnsels schädigt das Gehirn?«

»Ja.«

Lange sagte keiner von ihnen etwas. Keiner wollte aussprechen, was auf der Hand lag.

»Calvin, was würdest du tun, wenn Josh dein Kind wäre?«, fragte Ron schließlich.

»Den Mistkerl verklagen. Das war grobe Fahrlässigkeit.«

»Das kann ich nicht, Calvin. Ich würde mich selbst zum Gespött machen.«

Nach einem Squashspiel, einer Dusche und einer Massage im Fitnesscenter des Senats stieg Myers Rudd in eine Limousine und quälte sich wie alle anderen durch den Spätnachmittagsverkehr. Eine Stunde später traf er am Terminal der Allgemeinen Luftfahrt in Dulles ein, wo er an Bord einer Gulfstream 5 ging, der neuesten Maschine in der Flotte von Mr Carl Trudeau. Der Senator wusste nicht, wem der Jet gehörte, und war Mr Trudeau nie persönlich begegnet. In den meisten Kulturen hätte man das in Anbetracht der Tatsache, dass Rudd so viel Geld von dem Mann bekommen hatte, für ungewöhnlich gehalten. Nicht aber in Washington, wo das Geld durch Myriaden merkwürdiger, nebulöser Kanäle fließt. Oft haben die Empfänger nur eine vage Vorstellung von der Herkunft der Mittel, häufig auch gar keine. In den meisten Demokratien würde die Zahlung derartiger Summen als Bestechung gelten, doch Washington hat die Korruption legalisiert. Senator Rudd hatte kein Problem damit, sich kaufen zu lassen. Auf seinem Konto lagen über elf Millionen

Dollar, die er behalten konnte, falls er nicht gezwungen war, sie für einen unsinnigen Wahlkampf auszugeben. Für diese Zuwendungen hatte sich Rudd mit der - so gut wie immer - richtigen Stimmabgabe in allen Fragen revanchiert, die Pharma- und Chemieindustrie, Mineralölfirmen, Energieversorger, Versicherungen, Banken und dergleichen mehr betrafen.

Aber er war ein Mann des Volkes.

An diesem Abend reiste er allein. Die beiden Flugbegleiterinnen servierten Cocktails, Hummer und Wein. Das Mahl war kaum beendet, als die Gulfstream ihren Anflug auf den Jackson International Airport begann. Dort wartete bereits eine weitere Limousine, die den Senator zwanzig Minuten nach der Landung an einem Seiteneingang des University Medical Center absetzte. In einem Zimmer im zweiten Stock fand er Ron und Doreen vor, die mit leerem Blick auf einen Fernsehbildschirm starrten, während ihr Sohn schlief.

»Wie geht es dem Jungen?«, fragte Rudd voller Wärme, als die beiden sich aufrappelten und versuchten, einigermaßen präsentabel auszusehen. Sie konnten es kaum glauben, dass dieser bedeutende Mann um 21.30 Uhr an einem Dienstagabend plötzlich vor ihnen stand. Doreen konnte ihre Schuhe nicht finden.

Sie sprachen leise über Josh und dessen Fortschritte. Der Senator behauptete, er habe geschäftlich in der Stadt zu tun gehabt und sei schon auf dem Rückweg nach Washington. Nachdem er von dem Unfall gehört habe, habe er aber unbedingt noch bei ihnen vorbeischaun wollen. Die Fisks waren gerührt, ja geradezu erschüttert und mochten ihren Ohren kaum trauen.

Eine Schwester kam herein und setzte dem Treffen ein Ende, weil es Zeit war, das Licht zu löschen. Der Senator umarmte Doreen, küsste sie auf die Wange, drückte ihre Hände und versprach zu tun, was in seiner Macht stand. Ron begleitete ihn auf den Gang, wo zu seiner Überraschung kein Gefolge wartete. Nicht ein einziger Laufbursche, Leibwächter oder Fahrer war in Sicht. Niemand.

Der Senator war ganz allein gekommen, um sie zu besuchen. Eine Geste, die Ron viel bedeutete.

Auf dem Weg zum Ausgang begrüßte Rudd jeden mit einem jovialen »Howdy« und demselben künstlichen Grinsen. Dies waren seine Leute, und er wusste, dass sie ihn verehrten. Er schwafelte über irgendeine banale Debatte im Kongress. Ron versuchte, interessiert zu wirken, obwohl er es plötzlich gar nicht erwarten konnte, dass der Mann endlich den Mund hielt und verschwand. Am Ausgang wünschte Rudd ihm alles Gute, versprach, für die Familie zu beten, und sagte erneut seine Hilfe in allen Belangen zu.

»Übrigens«, meinte der Senator geradezu beiläufig, als sie sich die Hände schüttelten, »wäre ich Ihnen dankbar, wenn Sie baldmöglichst Ihre Entscheidung in der Krane-Sache treffen könnten.«

Rons Griff wurde schlaff. Verblüfft suchte er nach einer Antwort. Während er nachdachte, setzte der Senator noch eins drauf.

»Ich weiß, dass ich mich auf Sie verlassen kann. Diese Urteile sind Gift für unseren Staat.« Dann packte er Ron an der Schulter, fletschte die Zähne noch einmal zu seinem Standardgrinsen und entschwand.

Draußen wies er seinen Chauffeur an, ihn in eine Vorstadt im Norden zu fahren. Dort würde er die Nacht bei seiner örtlichen Geliebten verbringen, bevor er früh am Morgen mit der Gulfstream nach Washington zurückflog.

Ron lag auf dem Feldbett und richtete sich auf eine weitere lange Nacht ein. Joshs Schlafverhalten war so unberechenbar geworden, dass jede Nacht eine neue Herausforderung darstellte. Als die Schwester um Mitternacht die Runde machte, waren Vater und Sohn hellwach. Doreen war glücklicherweise im Motel und schlief dank der kleinen grünen Pillen, die ihnen die Schwestern zusteckten, wie ein Stein. Ron nahm selbst eine Tablette, während Josh von der Schwester ein Beruhigungsmittel bekam.

In der unerträglichen Dunkelheit des Zimmers zermartete sich Ron das Gehirn. Was hatte Senator Rudds Besuch zu bedeuten? War er nur ein arroganter Politiker, der sich weit aus dem Fenster lehnte, um einen wichtigen Förderer zu unterstützen? Rudd nahm von jedem Geld, solange es legal war. Warum sollte Krane eine Ausnahme sein?

Aber war es wirklich so einfach? Krane hatte den Fisk-Wahlkampf nicht mit einem Cent unterstützt. Ron war über die Höhe der Zuwendungen und Ausgaben entsetzt gewesen und hatte die Unterlagen daher nach der Wahl sorgfältig durchforstet. Er hatte sich mit Tony Zachary gestritten, weil er wissen wollte, aus welchen Quellen die Gelder stammten. *Steht doch alles in den Unterlagen*, hatte Zachary immer wieder gesagt. Also hatte sich Ron die Unterlagen gründlich angesehen. Die Spender waren Manager, Ärzte, deren Anwälte und Lobbyistengruppen gewesen -alles Leute, die sich für eine Beschränkung der Haftung einsetzten. Das hatte er schon vor Beginn des Wahlkampfs gewusst.

Die Sache roch nach Verschwörung, aber irgendwann überwältigte ihn die Müdigkeit.

Irgendwo im tiefen Nebel seines Medikamentenschlafs hörte Ron ein regelmäßiges Klicken, das er nicht zuordnen konnte. Ganz in seiner Nähe, immer wieder in schneller Folge dasselbe Geräusch.

In der Dunkelheit tastete er nach Joshs Bett - und sprang entsetzt auf. In dem schwachen Licht, das aus dem Badezimmer drang, sah er, wie sein Sohn von einem grotesken Anfall geschüttelt wurde. Sein ganzer Körper zuckte heftig. Das Gesicht war verzerrt, der Mund stand offen, die Augen blickten irr. Das Klicken und Scheppern wurde lauter. Ron drückte den Notknopf. Dann packte er Josh an den Schultern und versuchte, ihn festzuhalten. Die Attacke war erstaunlich

heftig. Zwei Schwestern stürzten herein und übernahmen. Eine dritte kam, schließlich der Arzt. Viel war nicht

447

zu tun, außer Josh einen Zungendrucker einzusetzen, damit er sich nicht selbst verletzte.

Als Ron es nicht mehr ertrug, zog er sich in eine Ecke zurück und betrachtete das surreale Bild seines schwer verletzten Sohnes inmitten des Gewirrs helfender Hände, während das Bett immer noch bebte und schepperte. Endlich ließ der Anfall nach, und die Schwestern wuschen Josh mit kühlem Wasser das Gesicht und redeten in Babysprache auf ihn ein. Ron begab sich auf einen weiteren sinnlosen Streifzug durch die Gänge.

Vierundzwanzig Stunden lang hatte Josh immer wieder Anfälle, dann hörten sie plötzlich auf. Zu diesem Zeitpunkt waren Ron und Doreen so müde und erschöpft, dass sie nur noch ihren Sohn anstarrten und beteten, dass er ruhig blieb. Andere Ärzte kamen und wechselten mit düsterer Miene unverständliche Worte mit ihren Kollegen. Weitere Tests wurden angeordnet, und Josh wurde erst nach Stunden wieder aufsein Zimmer gebracht.

Die Tage verschmolzen übergangslos miteinander. Die Zeit hatte ihre Bedeutung verloren.

An einem Samstagmorgen schlich sich Ron in sein Büro im Carroll-Gartin-Gebäude. Auf seinen Wunsch waren beide Assistenten gekommen. Zwölf Fälle standen zur Entscheidung an. Ron hatte die Zusammenfassung der Schriftsätze und die Empfehlungen gelesen. Die Assistenten hatten ihre eigene kleine Prozessliste parat.

Eine Verurteilung wegen Vergewaltigung aus Rankin County. Einstimmig bestätigt.

Eine Wahlanfechtung aus Bolivar County. Mit sieben Stimmen bestätigt.

Ein extrem ödes Gezerre um ein Sicherungsgeschäft aus Panola County. Einstimmig bestätigt.

Und so weiter. Da Ron andere Sorgen hatte und wenig Interesse an der Arbeit zeigte, waren die ersten zehn Fälle in zwanzig Minuten erledigt.

448

»*Baker gegen Krane Chemical*«, sagte einer der Mitarbeiter.

»Was sagt die Gerüchteküche?«, fragte Ron.

»Vier zu vier, und es wird bis aufs Messer gekämpft. Cal-ligan und Co sind Ihretwegen ziemlich nervös. McElwaynes Seite ist neugierig. Alle warten und behalten Sie genau im Auge.«

»Die denken, ich breche zusammen?«

»Niemand weiß, was er denken soll. Man geht davon aus, dass Sie unter großem Druck stehen, und es wird gemunkelt, Sie könnten eine Kehrtwende vollzogen haben.«

»Sollen sie ruhig spekulieren. In der Baker-Sache und in dem Fall mit dem Pflegeheim werde ich mit meiner Entscheidung noch warten.«

»Denken Sie daran, die Urteile zu bestätigen?«, fragte der andere Assistent.

Ron hatte schnell gelernt, dass sich Klatsch und Gerüchte am Gericht über das Netz der Mitarbeiter verbreiteten.

»Das weiß ich noch nicht«, sagte er. Eine halbe Stunde später war er wieder im Krankenhaus.

Acht Tage später wurde Josh Fisk an einem verregneten Sonntagmorgen in einen Krankenwagen verladen, um ins nur *fünf* Minuten von seinem Zuhause entfernte Krankenhaus von Brookhaven verlegt zu werden. Dort sollte er eine Woche lang unter sorgfältiger Überwachung bleiben und danach hoffentlich entlassen werden.

Doreen saß mit im Krankenwagen.

Ron fuhr zum Carroll-Gartin-Gebäude und ging in sein Büro im dritten Stock. Weit und breit war niemand zu sehen, was ihm sehr recht war. Zum dritten oder vierten Mal las er Calligans Stellungnahme, in der sich dieser für eine Aufhebung des Urteils im Fall *Baker gegen Krane Chemical* aussprach. Früher einmal hatte Ron voll hinter Calligan gestanden, aber nun plagten ihn Zweifel. Der Verfasser hätte Jared Kurtin selbst sein können. Calligan hatte praktisch an allen Sachverständigengutachten etwas auszusetzen und kritisierte Richter Harrison, weil er sie überhaupt zugelassen hatte. Besonders harte Worte fand er für den Sachverständigen, der eine Verbindung zwischen den krebserregenden Nebenprodukten und den Krebs -erkrankungen herstellte. »Bestenfalls spekulativ« nannte er dessen Äußerungen. Er legte einen unerfüllbaren Maßstab an, indem er eindeutige Beweise dafür verlangte, dass die Toxine im Wasser von Bowmore tatsächlich die Krebserkrankungen von Pete und Chad Baker ausgelöst hatten. Wie immer beklagte er die unangemessene Höhe des zugesprochenen Schadenersatzes, die er den Emotionen zuschrieb, welche die Anwälte von Mrs Baker bei den Geschworenen geweckt hatten.

Ron las auch die Stellungnahme von McElwayne noch einmal, die plötzlich ebenfalls ganz anders klang.

Es war an der Zeit, eine Entscheidung zu treffen, aber er fühlte sich dazu nicht in der Lage. Er war es müde, unter Druck gesetzt zu werden. Der Ärger darüber, von Mächten, die er nicht hatte erkennen wollen, wie ein Bauer in einem Schachspiel benutzt zu werden, nagte an ihm. Joshs Leid hatte ihn ausgelaugt. Er wollte nur noch nach Hause. Das Vertrauen darauf, das Richtige zu tun, war ihm abhandengekommen. Ganz abgesehen davon, dass er gar nicht mehr wusste, was das Richtige war. Er hatte gebetet, bis er des Betens müde war. Er hatte versucht, Doreen seine Bedenken zu erklären, aber sie war ebenso besorgt und verunsichert wie er selbst.

Wenn er das Urteil aufhob, verriet er seine Überzeugung. Aber war seine Überzeugung denn noch dieselbe? Und wie konnte er als über allem stehender Richter plötzlich wegen einer

familiären Tragödie die Seiten wechseln?

Wenn er das Urteil bestätigte, verriet er seine Wähler. Drei-undfünfzig Prozent der Menschen hatten für Ron Fisk gestimmt, weil sie an seine Grundsätze glaubten. Aber war das überhaupt richtig? Vielleicht hatten sie ihn nur gewählt, weil er so gut vermarktet worden war.

War es gegenüber den Aarons dieser Welt fair, wenn Ron seine Überzeugung als Jurist wegen seines eigenen Sohnes und aus blankem Egoismus über den Haufen warf?

Er hasste diese Fragen, die an ihm zehrten. Verwirrt wie nie zuvor lief er in seinem Büro hin und her. Am liebsten wäre er wieder gegangen, hätte die Flucht ergriffen. Aber er war es müde, sich zu drücken, mit sich selbst zu reden und wie ein Tier im Käfig auf und ab zu gehen. Also tippte er seine Stellungnahmen:

Ich stimme Richter Calligan zu, allerdings nur mit größten Bedenken. Dieses Gericht setzt sich zunehmend blindlings für die Interessen derjenigen ein, die die Haftung in allen Bereichen, in denen

452

Menschen zu Schaden kommen können, drastisch einschränken wollen. Mich trifft daran eine Mitschuld, schon allein durch meine bloße Anwesenheit an diesem Gericht.

In der zweiten Stellungnahme ging es um das Pflegeheim:

Ich stimme Richter Albritton zu und bestätige damit das Urteil des Circuit Court von Webster County. Das Verhalten des Pflegeheims erfüllt bei Weitem nicht die Anforderungen des Gesetzgebers an die notwendige Sorgfalt.

Dann schrieb er ein Memo an das Gericht:

Für die nächsten dreißig Tage bin ich von meiner Tätigkeit am Gericht beurlaubt. Ich werde zu Hause gebraucht.

Der Supreme Court von Mississippi stellt seine Entscheidungen jeden Donnerstag um zwölf Uhr mittags ins Internet.

Und jeden Donnerstagsmittag saßen Anwälte voll gespannter Erwartung vor ihrem Computer oder sorgten dafür, dass jemand anders das für sie übernahm. Jared Kurtin ließ einen seiner Mitarbeiter Wache halten. Sterling Bintz behielt sein Smartphone um diese Zeit fest im Auge, wo auch immer auf der Welt er gerade war. F. Clyde Hardin, der in Bezug auf neue Technologien noch im Steinzeitalter lebte, saß in seinem dunklen Büro hinter verschlossenen Türen, kippte einen Mittagsdrink nach dem anderen und wartete. Jeder Prozessanwalt mit Bowmore-Mandanten verfolgte die Veröffentlichungen.

Auch einige Nichtjuristen warteten gespannt. Tony Zach-ary und Barry Rinehart telefonierten grundsätzlich miteinander, wenn die Stellungnahmen bekannt wurden. Carl Trudeau zählte jede Woche die Minuten. In Manhattan beobachteten Dutzende von Wertpapieranalysten die Website. Denny Ott aß mit seiner Frau im Büro der Kirche ein Sandwich, weil ihr Wohnhaus nebenan keinen Computer hatte.

453

Besonders gefürchtet und ersehnt war die magische Stunde in den schäbigen Räumen von Payton & Payton. Die gesamte Kanzlei versammelte sich im »Loch« um den wie immer viel zu vollen Tisch und verzehrte ihr Mittagessen, während Sherman sein Laptop nicht aus den Augen ließ.

»Hier ist es«, verkündete er am ersten Donnerstag im Mai um 12.15 Uhr. Das Essen war

vergessen. Die Luft wurde dünner, das Atmen mühsamer. Wes und Mary Grace vermieden es tunlichst, einander anzusehen. Jeder im Raum wich den Blicken der anderen aus.

»Die Stellungnahme der Mehrheit stammt von Richter Ar-Ion Calligan«, fuhr Sherman fort. »Ich werde die ersten fünf, zehn, fünfzehn Seiten überspringen. Die Begründung ist einundzwanzig Seiten lang und wird von Romano, Bateman, Ross und Fisk unterstützt. Aufgehoben. Endentscheidung zugunsten der Beklagten Krane Chemical. Romanos Stellungnahme besteht aus vier Seiten seines üblichen Geschwafels. Fisk fasst sich kurz.« Eine Pause, während er weiter nach unten blätterte. »Dann kommt eine zwölfseitige abweichende Stellungnahme von McElwayne, die von Albritton unterstützt wird. Mehr brauche ich nicht zu wissen. Diesen Schrott lese ich bestimmt einen Monat lang nicht mehr.« Damit erhob er sich und verließ den Raum.

»Völlig unerwartet kommt die Entscheidung ja nicht«, sagte Wes. Niemand antwortete.

F. Clyde Hardin saß an seinem Schreibtisch und weinte. Seit Monaten hatte das Desaster wie ein Damoklesschwert über ihm gehangen, aber dennoch war es ein vernichtender Schlag. Seine einzige Chance, zu Geld zu kommen, war dahin und mit ihr alle seine Träume. Er verfluchte Sterling Bintz und dessen bescheuerte Sammelklage. Er verfluchte Ron Fisk und die anderen vier Marionetten, die für die Aufhebung gestimmt hatten. Er verfluchte die irregeleiteten Schafe in Cary County und im restlichen Süden von Mississippi, die sich dazu hatten verleiten lassen, gegen Sheila McCarthy zu stimmen. Er schenkte

454

sich noch einen Wodka ein, fluchte und trank und fluchte und trank, bis er mit dem Kopf auf dem Schreibtisch einschlief.

Sieben Häuser weiter erfuhr Bäbe die Neuigkeit über das Telefon. Bald hatte sich der Coffeeshop mit den üblichen Leuten von der Main Street gefüllt. Jeder hatte Fragen, wollte die letzten Gerüchte hören und suchte Trost. Für viele war die Entscheidung unfassbar. Keine Aufräumarbeiten, keine Sanierung, keine Entschädigung, keine Entschuldigung. Krane Chemical kam ungeschoren davon und zeigte der Stadt und den Opfern eine lange Nase.

Mary Grace rief Denny Ott an. Nach einer kurzen Zusammenfassung erklärte sie ihm, dass das Verfahren damit zu Ende war. Es gab keine realistische Möglichkeit mehr. Der einzige Weg war eine Berufung beim U. S. Supreme Court. Selbstverständlich würden sie die entsprechenden Papiere einreichen, aber es bestand nicht die geringste Chance, dass der Oberste Gerichtshof eine solche Sache zuließ. Sie würde in einigen Tagen mit Wes vorbeikommen, um mit ihren Mandanten zu sprechen.

Denny und seine Frau öffneten den Gemeindesaal, holten Kekse und Mineralwasser und warteten, dass ihre Trost suchenden Gemeindemitglieder eintrafen.

Am späten Nachmittag kam Mary Grace zu Wes ins Büro und schloss die Tür hinter sich. Sie hielt zwei Briefbögen in der Hand, von denen sie ihm einen gab. Es war ein Schreiben an ihre Mandanten in Bowmore.

»Sieh dir das an«, sagte sie und setzte sich, um ihr eigenes Exemplar zu lesen.

liebe mandantin, lieber mandant,

heute hat der Supreme Court von Mississippi zugunsten von Krane Chemical entschieden. Jeannette Bakers Berufung wurde ein für alle Mal verworfen, was bedeutet, dass es in dieser Angelegenheit kein weiteres Verfahren geben kann. Wir werden den Gerichtshof um eine erneute Anhörung bitten. Das ist üblich, aber im Grunde Zeitver-

455

schwendung. Außerdem werden wir beim U.S. Supreme Court Berufung einlegen, doch das ist ebenfalls reine Formsache, weil sich dieser Gerichtshof kaum jemals mit Verfahren dieser Art aus den

Bundesstaaten befasst.

Die heutige Entscheidung, von der wir Ihnen nächste Woche ein vollständiges Exemplar zusenden werden, macht es uns unmöglich, Sie weiter gegen Krane zu vertreten. Der Gerichtshof hat einen Beweismaßstab angelegt, nach dem Unternehmen überhaupt nicht mehr zur Verantwortung gezogen werden können. Es liegt auf der Hand, wie dieser Gerichtshof in allen anderen Verfahren entscheiden würde.

Wir können Ihnen gar nicht sagen, wie enttäuscht und frustriert wir sind. Wir haben fünf Jahre lang alles riskiert und in jeder Hinsicht verloren.

Aber unser Verlust ist nichts im Vergleich zu dem Ihren. Wir werden auch weiterhin an Sie denken, für Sie beten und mit Ihnen sprechen, wenn Sie uns brauchen. Danke für Ihr Vertrauen. Gottes Segen!

»Sehr schön«, sagte Wes. »Lass uns das Zeug rausschicken.«

Am Nachmittag erwachte Krane Chemical mit aller Macht zum Leben. Die Aktie legte um 4,75 Dollar zu und schloss mit 38,50 Dollar. Mr Trudeau hatte mittlerweile die Milliarde, die er verloren hatte, ausgeglichen und rechnete mit weiterem Geldsegen.

Er traf sich mit Bobby Ratzlaff, Felix Bard und zwei anderen Vertrauten in seinem Büro zu einer kleinen Party. Sie tranken Champagner, rauchten kubanische Zigarren und gratulierten sich selbst zu dieser spektakulären Wende. Carl Trudeau galt nun als wahres Genie, als Visionär. Selbst in den dunkelsten Zeiten hatte er unerschütterlich durchgehalten. »Aktien kaufen, Aktien kaufen« war sein Mantra gewesen.

Er erinnerte Bobby an das Versprechen, das er ihm am Tag des Urteils gegeben hatte. Nicht einen Cent seines mühsam verdienten Profits würde er diesen Bauerntölpeln und ihren schleimigen Anwälten in den Rachen werfen.

456

39

Die Gästeliste reichte vom harten Kern der Wirtschaftsbosse, zu denen auch Carl Trudeau selbst zählte, bis ganz nach unten zu Briannas Haarkoloristin und zwei Teil-zeit-Broadway-Schauspielerinnen. Bankiers kamen mit ihren alternenden, wenn auch angenehm geformten Ehefrauen, Me-dienmogule mit ihren modisch ausgehungerten Vorzeigefrauen. Vertreten waren Manager der Trudeau Group, die lieber woanders gewesen wären, aber auch aufstrebende Maler aus den Kreisen des Museum of Abstract Art, die entzückt waren, sich unter den Jetset mischen zu dürfen. Außerdem waren ein paar Models anwesend, die Nummer 388 auf der *Forbes 400*-Liste, ein Runningback, der für die Jets spielte, ein Reporter von der *Times* mit einem Fotografen, der alles festhalten sollte, und ein Reporter vom *Journal*, der nichts schreiben würde, aber die Party nicht verpassen wollte. Über hundert Gäste, von denen die meisten sehr vermögend waren. Dennoch hatte keiner von ihnen je eine Yacht wie die *Erianna* zu Gesicht bekommen.

Sie lag an den Chelsea Piers auf dem Hudson und war bis auf einen angestaubten Flugzeugträger einen halben Kilometer weiter nördlich das größte Schiff weit und breit. In der exklusiven Welt der obszön teuren Yachten galt die *Erianna* als Megayacht. Damit war sie größer als eine Superjacht, aber nicht so groß wie eine Gigajacht. Letztere waren bisher einer Handvoll Software-Milliardären, saudischen Prinzen und russischen Ölgangstern vorbehalten geblieben.

Mr und, Mrs Carl Trudeau würden sich freuen, Sie zur

457

Jungfernfahrt ihrer Megajacht Brianna am 26. Mai um 18 Uhr an Pier 60 begrüßen zu dürfen, hieß es auf der Einladung.

Das Schiff war fünfundsechzig Meter lang und rangierte damit auf der Liste der in den Vereinigten Staaten registrierten Großjachten an zweiundzwanzigster Stelle. Trudeau hatte sie zwei Wochen nach

Ron Fisks Wahl für sechzig Millionen Dollar erstanden und dann weitere fünfzehn Millionen Dollar für Renovierung, Modernisierung und Schnickschnack ausgegeben.

Jetzt war die Zeit gekommen, mit diesem Prachtstück eines der dramatischsten Comebacks in der neueren Wirtschaftsgeschichte zu untermalen. Die achtzehnköpfige Besatzung versorgte die eintreffenden Gäste mit Champagner und führte sie durch das Schiff. Mit vier Decks über der Wasserlinie konnte die Jacht bequem dreißig anspruchsvolle Freunde für einen Monat auf See beherbergen - nicht dass Trudeau vorgehabt hätte, jemals so viele Menschen über längere Zeit in seiner Nähe zu haben. Den glücklichen Auserwählten standen für eine ausgedehnte Kreuzfahrt ein Fitnessstudio mit Trainer, ein Wellnessbereich mit Masseurin, sechs Whirlpools und ein rund um die Uhr abruf bereiter Küchenchef zur Verfügung. Gespeist wurde an vier über die Jacht verteilten Tischen. Der kleinste davon bot zehn Personen Platz, der größte vierzig. Wenn ihnen langweilig wurde, konnten sie sich mit Taucherausrüstung, Kajaks mit durchsichtigem Boden, einem zehn Meter langen Katamaran, Jetski und Angelausrüstung vergnügen. Selbstverständlich war auch ein Helikopter vorhanden, ohne den keine Megajacht komplett ist. Zur Luxusausstattung gehörten weiterhin ein Kino, vier Kamine, eine Sky Lounge, Bäder mit Fußbodenheizung, ein privater Pool für textilfreie Sonnenbäder und Unmengen von Mahagoni, Messing und italienischem Marmor. Das Prunkgemach der Trudeau war größer als ihr Schlafzimmer an Land. Und in dem offiziellen Speisesaal auf der dritten Ebene hatte die *Missbrauchte Imelda* endlich ein Heim gefunden.

458

Nie wieder würde sie Carl Trudeau nach einem anstrengenden Arbeitstag im Foyer seines Penthouse empfangen.

Während auf dem Hauptdeck ein Streichquartett spielte, legte die *Brianna* ab und fuhr auf dem Hudson nach Süden. Es dämmerte bereits, und im Licht eines spektakulären Sonnenuntergangs bot sich vom Fluss aus ein atemberaubender Blick auf Manhattan. Die Stadt vibrierte geradezu vor Energie - ein faszinierendes Bild, das durch Champagner und Kaviar noch verschönt wurde. Die Passagiere der Fähren und kleineren Boote starrten der *Brianna* mit offenem Mund nach, während sie, von den zweitausend Pferdestärken ihres Caterpillar-Doppelmotor-Diesels angetrieben, durch das Wasser pflügte.

Ein Heer von Kellnern im Frack schwärmte mit Getränken auf Silbertablets und Fingerfood, das zu schön zum Essen war, über die Decks. Trudeau ignorierte die meisten Gäste und verbrachte seine Zeit mit denen, die auf die eine oder andere Weise unter seiner Fuchtel standen. Brianna war die perfekte Gastgeberin. Sie schwebte von Gruppe zu Gruppe, küsste Männer wie Frauen und sorgte dafür, dass jeder einen Blick auf sie erhaschte.

Der Kapitän fuhr einen weiten Bogen, sodass die Gäste den Ausblick auf Ellis Island und die Freiheitsstatue genießen konnten, und wandte sich dann nordwärts in Richtung Battery an der Südspitze Manhattans. Es war mittlerweile dunkel geworden, und die Wolkenkratzer erleuchteten den Finanzdistrikt. Majestätisch rauschte die *Brianna* auf dem East River unter Brooklyn Bridge, Manhattan Bridge und Williamsburg Bridge hindurch. Das Streichquartett trat ab, und bald schallten Hits von Billy Joel über die Hightech-Soundanlage des Schiffes. Auf dem zweiten Deck wurde getanzt. Irgendwer wurde in den Pool geschubst. Andere folgten, und bald entledigten sich viele der jüngeren Gäste ihrer Kleidung.

Wie von Trudeau angewiesen, wendete der Kapitän am Gebäude der Vereinten Nationen und beschleunigte das Tempo, was aber niemandem auffiel. Carl Trudeau selbst gab

459

in diesem Augenblick in seinem weitläufigen Büro auf dem dritten Deck ein Interview.

Pünktlich um 22.30 Uhr legte die *Brianna* an Pier 60 an, und die Gäste gingen nach und nach von Bord. Mr und Mrs Trudeau verabschiedeten sie mit Umarmungen und Küsschen, winkten und wünschten sich nichts sehnlicher, als dass alle bald verschwunden waren. Schließlich wartete das Mit-ternachtsdinner. Vierzehn Gäste blieben an Bord, sieben glückliche Paare, die für ein paar Tage zu einer Kreuzfahrt nach Palm Beach eingeladen waren. Sie zogen sich etwas Be-

quemeres an und trafen sich im Speisesaal zu einem weiteren Drink, während der Küchenchef dem ersten Gang den letzten Schliff verlieh.

Trudeau flüsterte dem ersten Maat etwas zu, und fünfzehn Minuten später legte die *Brianna* erneut von Pier 60 ab. Während seine Frau die Gäste unterhielt, entschuldigte er sich für ein paar Minuten und stieg die Treppe zum vierten Deck empor. Dort befand sich sein Lieblingssort auf diesem faszinierenden neuen Spielzeug: ein erhöhtes kleines Deck, der höchste Punkt des Schiffes. Ein Beobachtungsposten.

Während ihm der kühle Wind das Haar zerzauste, packte er die Messingreling fester und sah zu den gewaltigen Hochhaustürmen des Finanzdistrikts hinüber. Sogar sein eigenes Büro im vierundvierzigsten Stock war für einen Augenblick zu erkennen.

Krane bewegte sich in schwindelnden Höhen. Die Stammaktie wurde für knapp unter fünfzig Dollar gehandelt, der Gewinn brach alle Rekorde. Sein eigenes Nettovermögen betrug mehr als drei Milliarden Dollar und wuchs ständig weiter.

Vor achtzehn Monaten hatten ein paar Dummköpfe da drüben über ihn gelacht. Krane sei erledigt, hatte es geheißen, Trudeau ein Versager. *Wie kann man eine Milliarde Dollar an einem Tag verlieren* ?, hatten sie gejoht.

Und wer lachte jetzt?

Wo waren die selbst ernannten Experten?

460

Der große Carl Trudeau hatte ihnen wieder einmal ein Schnippchen geschlagen. Er hatte mit der Bowmore-Sache aufgeräumt und seine Firma gerettet. Er hatte den Kurs der Aktie in den Keller stürzen lassen, um dann bei Notverkäufen so viele Aktien zu kaufen, dass ihm nun praktisch das gesamte Unternehmen gehörte. Dabei war er immer reicher geworden.

Auf der *Forbes 400*-Liste würde er zu den Aufsteigern gehören. Während er ganz oben auf seiner einzigartigen Jacht über den Hudson rauschte, warf er voller Selbstzufriedenheit einen Blick auf die schimmernden Wolkenkratzer, die sich um die Wall Street drängten, und dachte, dass nichts sonst zählte.

Nun, wo er drei Milliarden Dollar besaß, wollte er sechs.

